

Zeitschrift: Vox Romanica
Herausgeber: Collegium Romanicum Helvetiorum
Band: 33 (1974)

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen – Comptes rendus

E. F. K. KOERNER, *Contribution au débat post-saussurien sur le signe linguistique*. Introduction et bibliographie annotée, The-Hague – Paris (Mouton) 1972, 103 p. (*Approaches to Semiotics* 2).

Eine Bibliographie über die Diskussion zum Begriff des sprachlichen Zeichens im Anschluß an Saussures Zeichendefinition ist nicht nur ein sehr nützliches, sondern auch ein dringend notwendiges Hilfsmittel für jeden Sprachwissenschaftler. Trotz des gemeinsamen Ausgangspunkts bei Saussure sind die einzelnen Auffassungen und Interpretationen heute zum Teil derart divergierend und vielgestaltig, daß man sich nur noch mit größter Mühe in dem Dickicht von widersprüchlichen Ansätzen und Definitionen zurechtfindet. Vor allem in den letzten zwanzig Jahren wurde die Auseinandersetzung um dieses Kernproblem jeder linguistischen Theorie mit großer Intensität geführt; mehr als drei Viertel der von Koerner verzeichneten Titel stammt aus der Zeit nach 1950. Henning Spang-Hanssens 1954 erschienene¹, jedoch bereits 1948 fertiggestellte Arbeit vermochte deshalb – bei all ihren Qualitäten – den heutigen Gegebenheiten und Bedürfnissen schon längst nicht mehr zu genügen. Wir sind dem Verfasser zu großem Dank verpflichtet, daß er uns dieses wertvolle Arbeitsinstrument bereitgestellt hat. Obwohl es mit einer ausführlichen Einleitung und Inhaltsangaben zu den wichtigsten Titeln versehen ist, kann das schmale Bändchen aber nur als Vorarbeit zur Schließung einer großen Lücke, und noch nicht als eigentlicher Ersatz von Spang-Hanssens Arbeit gelten: eine neue kritische Gesamtdarstellung der verschiedenen zeichentheoretischen Ansätze bleibt nach wie vor ein großes Desideratum.

Koerners Bibliographie zur Zeichendiskussion nach Saussure stellt ein Nebenprodukt seiner umfassenden *Bibliographia Saussureana* dar², die ihrerseits wieder eine Art Neben- oder Halbprodukt seiner (inzwischen erschienenen) Dissertation ist³. Es ist selbstverständlich, daß sich die beiden Bibliographien bis zu einem gewissen Grade überschneiden bzw. hinsichtlich der Zeichendiskussion im Kern identisch sind⁴. Die vorliegende Aufstellung ist jedoch umfassender, da hier auch Autoren und Arbeiten Berücksichtigung finden, die sich nicht direkt mit Saussures Zeichentheorie auseinandersetzen, gleichwohl aber von ihrer eigenen Konzeption her im einen oder anderen Sinn in der postsaussureanischen Tradition stehen (cf. z. B. Baldinger 1970, Pelc 1961, Schaff 1962, Hartmann 1968 usw.); dagegen wurden Autoren (v. a. Philosophen: Cassirer, Carnap, Russell, Morris usw.), die Saussures Werk überhaupt nicht zur Kenntnis genommen haben und in keiner Weise von ihm beeinflußt worden sind, nicht berücksichtigt, was um so eher möglich war, als ihre Theorien bei Spang-Hanssen diskutiert werden und dort auch die notwendigen bibliographischen Angaben zu finden sind⁵.

¹ Cf. H. SPANG-HANSEN, *Recent Theories on the Nature of the Language Sign*, Kopenhagen 1954 (*TCLC* 9).

² Cf. E. F. K. KOERNER, *Bibliographia Saussureana 1870–1970. An Annotated Classified Bibliography on the Background, Development and Actual Relevance of Ferdinand de Saussure's General Theory of Language*, Metuchen N.J. 1972. – Vgl. unsere Besprechung in *Kratylos* 17/2, 117–125.

³ Cf. KOERNER, *Bibliographia Saussureana*, p. VII, X.

⁴ Vgl. *Bibliographia Saussureana*, p. 127–179.

⁵ Cf. KOERNER, *Contribution*, p. 28/29.

In der Einleitung (p. 11–31) unterstreicht Koerner die Bedeutung von Saussures Zeichenbegriff, der nach ihm noch von weit größerer Tragweite ist als die beiden Dichotomien *langue/parole* und *Synchronie/Diachronie* (p. 11ss.): das Zeichen ist zweiteilig (*signifié/signifiant*); die Zuordnung der beiden Teile zueinander ist (normalerweise) arbiträr (und gleichzeitig konventionell und imperativisch); die beiden Teile sind formale Größen und haben Wertcharakter; es gibt auch Zeichen mit einem Nullsignifikanten (*signe zéro*). Für drei dieser vier Aspekte scheint Saussure Vorläufer zu haben. So findet sich der zweiteilige Charakter des Zeichens seit der griechischen Antike (p. 13) belegt, und es ist durchaus möglich, daß Saussure sich bei der Ausarbeitung seiner Zeichenkonzeption an gewisse Autoren seiner Griechischlektüre erinnert hat; nicht ausgeschlossen ist nach Koerner auch eine Beeinflussung Saussures durch die *Noologie* des deutschen Philosophen Heinrich Gomperz (während er eine Anlehnung an Charles Sanders Peirce, Gottlob Frege und George Boole als unglaublich zurückweist [p. 16–19]). Viel wahrscheinlicher scheint ihm aber, daß Saussure in diesem Punkt zeitgenössischen Sprachwissenschaftlern wie Michel Bréal, Carl Svædelius, Otto Francke, Karl Otto Erdmann, Kristoffer Nyrop, Jan von Rozwadowski usw. folgt (p. 19). So eindrücklich diese Namenliste auch ist, sie kann – entgegen Koerners Auffassung – doch nicht genügen, um Saussures Quellen zu fixieren; gesicherte Resultate wird hier erst eine Detailuntersuchung bringen. – Was den arbiträren Charakter der Zuordnung der beiden Teile des Zeichens zueinander angeht, so findet er sich ebenfalls bereits bei griechischen Autoren; für Saussure gibt es jedoch eine viel direktere und dieses Mal wohl auch gesicherte Quelle: *Life and Growth of Language* (1875) von William Dwight Whitney, (p. 13ss.), ein Werk, das in den Vorlesungen immer wieder erwähnt wird, und über das Saussure auch einen Aufsatz geplant hat. – Vom *signe zéro* ist bei Saussure bereits in seinem *Mémoire sur le système primitif des voyelles dans les langues indo-européennes* die Rede⁶. Als Quelle scheint mir die von Koerner p. 15 zitierte Stelle bei Whitney kaum in Frage zu kommen; viel wahrscheinlicher ist wohl ein (durch die Leipziger Schule vermittelter) Einfluß der berühmten Sanskritgrammatik Pāṇinis (p. 16). – Was schließlich den Wertcharakter des Zeichens bzw. seiner beiden Komponenten angeht, so glaubt Koerner ebenfalls gewisse vage (aber wenig wahrscheinliche) Anklänge an Whitney feststellen zu können (p. 15); andererseits wird aber der Wertbegriff als «importante contribution au débat sur la sémantique» von Seiten Saussures gewertet (p. 20). Wir hätten somit in diesem Punkt – neben der Synthese der andern Aspekte – den eigentlich persönlichen Beitrag Saussures zum Zeichenproblem zu sehen.

Die Diskussion nach Saussure hat nach Koerner in linguistischen Kreisen eine fast einmütige Zustimmung zum zweiteiligen Charakter des Zeichens gebracht (p. 20). Unter den Ausnahmen wäre aber nicht nur Ellis 1961 zu nennen, sondern v.a. auch Gustave Guillaume und seine Schüler (v.a. Roch Valin). Zwar leugnen die Guillaumisten den zweiteiligen Charakter des Zeichens nicht direkt, aber sie isolieren immerhin Inhalts- und Ausdrucksseite in der *langue* voneinander und lassen das zweiteilige Zeichen als Entität in jedem Sprechakt erst an der Schwelle zwischen *langue* und *discours* entstehen – eine zweifellos sehr schwierige Abweichung von Saussures Zeichenbegriff⁷. Zweifellos ist es aber richtig, daß der arbiträre Charakter der jeweiligen Zuordnungen *signifié-signifiant* viel umstrittener ist

⁶ Leipzig 1879.

⁷ Cf. hierzu P. WUNDERLI, «Sémiologie», «temps opératif» und «chronogénése», *VRom.* 32 (1973), 1–21 und *Zur Saussurerezeption bei Gustave Guillaume und in seiner Nachfolge*, *HL* 1 (1974), 27–66.

und ganze Ströme von Tinte hat fließen lassen (p. 21)⁸. Ohne hier auf die ganze Diskussion eintreten zu wollen, sei doch auf einen wichtigen Punkt hingewiesen. Koerner betont im Anschluß an Benveniste 1939, daß auch hinsichtlich des arbiträren Charakters zwischen diachronischem und synchronischem Aspekt geschieden werden müsse (p. 22), was wohl dahingehend zu interpretieren ist, daß das Zeichen zwar in seiner Entstehung (Diachronie) arbiträr sei, die Zuordnung im Rahmen der Synchronie aber konventionellen und imperativischen Charakter habe. Dies ist für die Entstehung des Zeichens sicher richtig, greift aber hinsichtlich der Synchronie zu kurz. In der Synchronie finden wir sowohl die arbiträre wie die konventionell-imperativische Komponente: die Zuordnung von *signifié* und *signifiant* ist arbiträr, wenn wir das einzelne Zeichen oder das System der Zeichen an sich betrachten; treten sie dagegen im Zusammenhang mit dem Individuum und der Sprachgemeinschaft bzw. dem von diesen gemachten Gebrauch in den Blick, erweist sich die Zuordnung als konventionell und imperativisch.

Die Bibliographie selbst umfaßt p. 35–94 und ist von einem Supplement gefolgt, das z.T. noch Arbeiten aus dem Jahr 1972 verzeichnet (p. 35–103). Die Titel sind alphabetisch nach Autoren aufgeführt und innerhalb der einzelnen Autoren chronologisch geordnet. Auf eine durchgehende Numerierung wurde verzichtet, und es fehlen auch Querverweise auf die *Bibliographia Saussureana*, die sehr nützlich gewesen wären. Unbefriedigend ist v.a. die Behandlung der Übersetzungen. Während z.B. die deutsche Fassung von Ullmanns *Principles of Semantics* (*Grundzüge der Semantik*, Berlin 1967) sinnvollerweise unter dem englischen Titel erwähnt wird, werden bei einer Reihe von anderen Arbeiten Original und Übersetzung wie zwei autonome Einheiten behandelt. Dies gilt z.B. für Barthes 1964b/1967 (*Eléments de sémiologie* und engl. Übers.), De Mauro 1965/1969 (*Introduzione alla semantica* und frz. Übers.), Heger 1969a/1969b (*Die Semantik und die Dichotomie von Langue und Parole* und frz. Übers.), Kondratov 1966/1969 (*Zvuki i znaki* und engl. Übers. [*Sounds and Signs*]), usw. In anderen Fällen werden nur eine oder mehrere Übersetzungen aufgeführt, während das Original fehlt; dies gilt z.B. für die *Prolegomena* von Hjelmslev (nur engl. Fassung; cf. *Omkring sprogtteoriens grundlaeggelse*, Kopenhagen 1943; es fehlt auch die frz. Übersetzung: *Prélogèmes à une théorie du langage*, Paris 1968, 1971), die *Linguistica strutturale* von Lepschy (nur engl. Fassung; cf. *La linguistica strutturale*, Torino 1966; es fehlt auch die frz. Übersetzung: *La linguistique structurale*, Paris 1968), den Aufsatz *Über die Eigenart des sprachlichen Zeichens* von A. Schaff (dt., frz., und engl. Übers. sind verzeichnet, nicht aber das polnische Original), die *Strukturale Linguistik* von Šaumjan (dt. und engl. Übers., nicht aber das russ. Original [p. 102]), usw.⁹. Da von anderen Arbeiten verschiedentlich eine oder mehrere Übersetzungen unberücksichtigt geblieben sind (cf. z.B. die dt. und it. Übers. der *Eléments de linguistique générale* von Martinet [Stuttgart 1963; Bari 1966, 1967] und die dt. Übers. der *Linguistique synchronique* des gleichen Autors [Berlin 1968]) oder Neuauflagen nicht angeführt werden (z.B. Hjelmslev, *Essais linguistiques*, Paris 1971 [Kopenhagen 1959]), kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die

⁸ Cf. hierzu v.a. R. ENGLER, *Théorie et critique d'un principe saussurien: l'arbitraire du signe*, *CFS* 19 (1962), 5–66 und *Compléments à l'arbitraire*, *CFS* 21 (1964), 25–32. – Koerner übernimmt in seiner Bibliographie übrigens nur ca. die Hälfte der bei Engler angeführten Literatur, da ihm der Rest als zu unbedeutend erscheint (cf. *Contribution*, p. 30).

⁹ Wie willkürlich das Vorgehen ist, zeigt nochmals besonders deutlich die Behandlung der *Einführung in die Semantik* von A. SCHAFF: das polnische Original (1960) wird unter der engl. Übersetzung erwähnt (1962); die dt. Übersetzung (1966) wird als eigener Titel geführt; die frz. Übersetzung (*Introduction à la sémantique*, Paris 1969) wird überhaupt nicht erwähnt.

Arbeit doch etwas allzusehr als Nebenprodukt betrachtet und die zeitraubende Detailarbeit verschiedentlich vernachlässigt wurde.

Eine Bibliographie ist nie vollständig; dies bewahrheitet sich auch wieder bei Koerner. An 1971 und früher erschienenen Arbeiten wären unbedingt die folgenden zu ergänzen:

- G. Guillaume, *Leçons de linguistique de Gustave Guillaume 1948–49*, p.p. R. Valin: *Structure sémiologique et structure psychique de la langue française I*, Paris – Québec 1971.
- G. Guillaume, *Leçons de linguistique de Gustave Guillaume 1948–1949*, p.p. R. Valin: *Psycho-systématique du langage. Principes, méthodes et applications I*, Paris – Québec 1971.
- G. Guillaume, *Langage et science du langage*, Paris – Québec 1964, 21969.
- K. Heger, *Monem, Wort und Satz*, Tübingen 1971.
- G. Hilty, *Sehnsucht*, in: *Interlinguistica. Sprachvergleich und Übersetzung*. Festschrift zum 60. Geburtstag von Mario Wandruszka, hg. von K.-R. Bausch und H.-M. Gauger, Tübingen 1971, p. 438–447.
- G. Hilty, *Bedeutung als Semstruktur*, VRom. 30 (1971), 242–263.
- A. Malblanc¹⁰, *Stylistique comparée du français et de l'allemand*, Paris 1968.
- B. Pottier, *Vers une sémantique moderne*, TLL 2/1 (1964), 107–137.
- B. Pottier, *Présentation de la linguistique*. Fondements d'une théorie, Paris 1967 (zuerst TLL 5/1 [1967], 7–60).
- R. Valin, *Petite introduction à la psychomécanique du langage*, Québec 1964.

An erst 1972 publizierten Arbeiten, die Koerner nicht mehr erfassen konnte, wären zu nennen:

- H.-M. Gauger, *Zum Problem der Synonyme*, Tübingen 1972.
- H.-M. Gauger, *Bedeutung als Semstruktur?*, VRom. 31 (1972), 24–39.
- G. Hilty, *Und dennoch: Bedeutung als Semstruktur*, VRom. 31 (1972), 40–54.
- P. Wunderli, *Ferdinand de Saussure und die Anagramme*. Linguistik und Literatur, Tübingen 1972.
- P. Wunderli, *Ferdinand de Saussure: «1^{er} cahier à lire préliminairement»*. Ein Basis-text seiner Anagrammstudien, ZFSL 82 (1972), 193–216.
- P. Wunderli, *Saussure et les anagrammes*, TLL 10/1 (1972), 37–53.

Peter Wunderli

★

MARC WILMET, *Gustave Guillaume et son école linguistique*, Paris (Nathan) – Bruxelles (Labor) 1972, 163 p. (*Langues et culture 12*).

Eine ausgezeichnete Präsentation des Guillaumismus – nicht sektiererisch wie die *Petite Introduction* von Valin¹, nicht philosophisch-spekulativ wie die *Exigences théoriques* von Jacob². Umfassend³ und hervorragend dokumentiert⁴, sucht die Arbeit von Wilmet einen Mittelweg

¹⁰ Malblanc führe ich an, weil p. 90 auch die *Stylistique comparée du français et de l'anglais* von VINAY – DARBELNET erwähnt wird.

¹ Cf. R. VALIN, *Petite Introduction à la psychomécanique du langage*, Québec 1954.

² Cf. A. JACOB, *Les exigences théoriques de la linguistique selon Gustave Guillaume*, Paris 1970.

³ In diesem Punkte unterscheidet sich Wilmets Arbeit von den Kurzpräsentationen MOIGNETS (TLL 2/1 [1964], 7–16 und LM 58 [1964], 139–148), STÉFANINIS (*Langages* 7 [1967], 74–92), BONNARDS (*Langue française* 1 [1969], 21–35) und GABRIEL GUILLAUMES (RLiR 29 [1965], 295–313 und *Grand linguiste français: Gustave Guillaume*, Paris 1970).

⁴ Cf. die umfangreiche Bibliographie p. 133–148.

zwischen Anhängern und Feinden des Guillaumismus, zeigt Vorteile, Leistungen und Möglichkeiten dieses Ansatzes auf, verschweigt aber auch keineswegs seine Mängel und Schwächen, sowie die zum Teil ungenügende, zum Teil auch exzessive Anwendung gewisser Grundprinzipien. Natürlich riskiert der Verfasser damit, sowohl von den Guillaumisten wie von ihren Widersachern unter Beschuß genommen zu werden – was er auch genau weiß (p. 8). Gleichwohl verfolgt er sein Ziel unbeirrt weiter und dürfte mit dieser Haltung wohl auf längere Sicht auch Recht bekommen. Seine umsichtige, immer wohl begründete Kritik wird im Präsentationsteil der Theorie (Kapitel II–V) sehr diskret vorgetragen und muß meist in den Fußnoten gesucht werden, wo man auch zahlreiche Hinweise auf Widersprüche bei Guillaume selbst findet. Bei der Darstellung der Kontroversen um Guillaume und seine Arbeiten und der Präsentation der guillaumistischen Schulbildung (Kapitel VI/VII) legt Wilmet dann diese Zurückhaltung ab und trägt seine eigenen Vorbehalte mit Entschiedenheit vor⁵; aber auch die Argumentation der Gegner des Guillaumismus werden in diesem Zusammenhang kritisch beleuchtet. Zu diesen Qualitäten der Arbeit kommt noch, daß sie über weite Strecken mit Humor und Witz geschrieben ist. Die Darstellung der Persönlichkeit Guillaumes, seines Verfolgungswahns und seiner Streitsucht (p. 9–11, 80–82), die Charakterisierungen von Valin (p. 113–116), Pottier (p. 119–121) usw. sind wirklich lesenswert!

Das Buch beginnt mit einem kurzen Vorwort (p. 7/8), in dem Wilmet seine Ziele darlegt. In Kapitel I (p. 9–13) werden dann das Leben Guillaumes und sein Werk kurz präsentiert. Der Verfasser weist zu Recht darauf hin, daß es in den wenigen Lebensdarstellungen zahlreiche Ansätze zur Legendenbildung gibt (p. 10), was um so leichter möglich ist, als wir eben über dieses Leben außerordentlich wenig wissen. Wilmet bringt hier keine neuen Daten, ja er schöpft die spärlichen Quellen nicht einmal vollständig aus; dies ist zweifellos bedauerlich, denn es ist schwer zu sehen, wer uns eine bessere und objektivere Biographie liefern könnte.

Die Kapitel II–V sind dann der Darstellung von Guillaumes Sprachkonzeption und seiner Einzeltheorien gewidmet. Durch eine Art Entflechtungsstrategie versucht Wilmet zu zeigen, daß die ganze Theorie nicht derart hermetisch ist, wie immer wieder behauptet wird. Im Kapitel II (p. 15–27) werden zuerst einmal die Grundaxiome vorgeführt: die Scheidungen *langue/discours, représentation/expression*, Synchronie/Diachronie, der Begriff des *temps opératif*, Guillaumes Zeichenmodell und seine Unterscheidung von Psychomechanik, Psychosystematik und Semiolologie. Guillaume gibt sich in diesen Punkten keineswegs revolutionär. Wo immer er kann, beruft er sich auf die Komparatisten, auf Meillet und seine soziolinguistische, an Durkheim orientierte Schule, in ganz besonderem Maße aber auf Saussure – zum großen Ärger übrigens seines Schülers Valin, der von einem solchen Einfluß nichts wissen will⁶. Was Guillaume alles bei Saussure schon vorgebildet sehen will (p. 17/18), ist auch reichlich an den Haaren herbeigezogen⁷. Vor allem der ausschließlich dynamische Charakter seiner Sprachkonzeption verträgt sich schlecht mit Saussures statischem Systemgedanken; viel eher muß man sich die Frage stellen, ob Guillaume nicht in erheblichem Maße von Humboldt beeinflußt sein könnte – Wilmet verweist selbst zweimal auf Humboldt, und auch in der Arbeit von

⁵ Dazu gehört auch die Aufdeckung gewisser Tautologien (allerdings nicht derjenigen, die man Guillaume immer wieder vorwirft und die nach Wilmet keine sind) und der häufigen Terminologie- und Wortspielereien (cf. p. 105/106).

⁶ Cf. R. VALIN, *Leçons de linguistique de Gustave Guillaume 1948–1949*, Série A: *Structure sémiologique et structure psychique de la langue française* 1, Québec-Paris 1971, p. 13.

⁷ Cf. hierzu auch P. WUNDERLI, *Zur Saussure-Rezeption bei Gustave Guillaume und in seiner Nachfolge*, *Historiographia Linguistica* 1 (1974), 27–66.

Jacob wird er öfters erwähnt⁸! Eine systematische Untersuchung dieser Frage wäre zweifellos recht interessant.

In Kapitel III (p. 29–44) wird dann Guillaumes Theorie des Artikels, in Kapitel IV (p. 45–64) seine Konzeption des Verbalsystems und in Kapitel V (p. 65–78) seine Worttheorie ausführlich dargestellt. Kapitel VI (p. 79–109) ist den allgemeinen Reaktionen der Fachwelt auf diesen sich so schlecht mit den allgemeinen Strömungen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vertragenden Ansatz und auf seine Resultate gewidmet, und Kapitel VII (p. 111–131) befaßt sich mit Guillaumes Schülern und seinem Einfluß außerhalb des engeren Kreises der Anhänger. Der Band wird abgerundet durch eine ausführliche Bibliographie (p. 133–148), ein Verzeichnis der zitierten Autoren (p. 149–152) und einen terminologischen Index (p. 153–159).

Wenn man gegenüber dieser geglückten Darstellung gleichwohl noch einige Einwände vorzubringen wagt, dann doch nur in bezug auf sekundäre Punkte. So erklärt Wilmet p. 8, jeweils den letzten Entwicklungsstand von Guillaumes Gedanken wiedergeben zu wollen. Dies tut er im wesentlichen auch – zumindest was die zur Zeit der Redaktion des Buches publizierten Fassungen angeht. So beruht z. B. die Darstellung des Wortes und der Sprachtypologie (p. 66ss.)⁹ auf Texten aus dem Jahre 1939¹⁰, die jedoch recht erheblich von der inzwischen bekanntgewordenen Vorlesungsfassung von 1948/49 abweichen; da diese erst Ende 1971 erschien, ist anzunehmen, daß Wilmet den diesbezüglichen Abschnitt bereits ausgeführt hatte und keine weitergehenden Änderungen mehr vornehmen konnte (oder wollte). Anders liegen die Dinge bei der Darstellung von Guillaumes Zeichenkonzeption, die auf einem späteren Text aufbaut (1953)¹¹; gleichwohl steht diese Fassung hinsichtlich Ausführlichkeit und Präzision deutlich hinter der 1954 von Valin mit dem Segen Guillaumes publizierten¹² zurück, der deshalb der Vorzug zu geben wäre.

Was Guillaumes Versuche, sich auf Saussure zu berufen und seine eigenen Ideen als im *Cours* zumindest schon *in nuce* enthalten darzustellen, angeht, so gibt Wilmet diese Ausführungen kommentarlos wieder; das gleiche gilt auch für Guillaumes Kritik an Saussure (cf. z. B. p. 17/18, 19, 20/21, 26). Darf man daraus schließen, daß er sich Guillaumes Auffassung zu eigen macht? Dies scheint mir bei Wilmets umsichtigem Vorgehen kaum anzunehmen zu sein, denn wenn man den *Cours* und Guillaumes Arbeiten sorgfältig miteinander vergleicht, wird nur allzu schnell offensichtlich, daß der angebliche «Neo-Saussureaner» laufend Dinge in das Werk des Genfer Meisters hineininterpretiert, die sowohl an den betreffenden Stellen und wie auch im Gesamtzusammenhang nichts zu suchen haben; oft werden Saussures Aussagen – durch eine rücksichtslose Isolierung vom näheren und weiteren Kontext und einer «Neuinterpretation» à la Guillaume – auch in ihr vollkommenes Gegenteil verkehrt¹³. Es

⁸ Cf. WILMET, *Guillaume*, p. 27 N 1, 125; JACOB, *Exigences*, p. 12, 53 N 26, 75/6, 100, 107, 124, 156, 174, 249; cf. auch A. JACOB, *Temps et langage*, Paris 1967, p. 20, 30, 32, 128, 240 und passim.

⁹ Was Guillaumes Sprachtypologie betrifft, so wäre ebenfalls zu überprüfen, ob hier nicht eine gewisse Abhängigkeit von Humboldt besteht; cf. zu dessen Konzeption jetzt auch E. COSERIU, *Über die Sprachtypologie Wilhelm von Humboldts. Ein Beitrag zur Kritik der sprachwissenschaftlichen Überlieferung*, in: *Beiträge zur vergleichenden Literaturgeschichte. Festschrift für Kurt Wais zum 65. Geburtstag*, unter Mitarbeit von WOLFGANG EITEL hg. von JOHANNES HÖSLE, Tübingen 1972, p. 107–135.

¹⁰ Cf. *Discernement et entendement dans les langues; Esquisse d'une théorie psychologique de la déclinaison; Comment se fait un système grammatical*, alle jetzt in *Langage et science du langage*, Paris-Québec 1964 (21969), 87ss.

¹¹ Cf. *Psycho-systématique et psycho-sémiologie du langage*, LSL, p. 241ss.

¹² Cf. VALIN, *Petite Introduction*, p. 40ss.

¹³ Cf. hierzu auch meine in N 7 erwähnte Arbeit.

ist bedauerlich, daß diese Problematik nicht etwas ausführlicher behandelt wird. Des weiteren findet sich hier auch wieder die *fable convenue*, Saussure weise den Satz ausschließlich der *parole* zu, und Guillaume habe ihm in diesem Punkt nur zu folgen gebraucht (p. 130); ich habe kürzlich gezeigt, daß die Dinge bei Saussure viel komplexer liegen und daß er den Satz keineswegs ausschließlich in die Rede verbannt¹⁴.

Schließlich ist auch zu bedauern, daß Wilmet zwar einen terminologischen Index gibt, die «Guillaumismen» in dieser Aufstellung aber nicht definiert, sondern nur auf ihr Vorkommen im Text verweist. Da nun aber auch im Text keine Definitionen zu finden sind, die Ausdrücke vielmehr meist über approximative Paraphrasen eingeführt werden, bleibt das von mir schon 1965 angeregte Glossar der Guillaumeschen Terminologie¹⁵ nach wie vor ein dringendes Desiderat. Das Fehlen eines solchen Glossars stellt meiner Ansicht nach auch Wilmets Ziel, die hermetischen Nebel um den Guillaumismus aufzulösen, zumindest teilweise in Frage. Sein Vorgehen erlaubt es sicher dem erfahrenen Linguisten, einen Zugang zu Guillaume zu finden, und Entsprechendes gilt vielleicht auch noch für Studenten französischer Muttersprache; als Einführung für deutschsprachige Studenten eignet sich diese Darstellung aber streckenweise bereits nicht mehr¹⁶.

Gleichwohl: Wilmets Buch bleibt eine ausgezeichnete und ausgewogene Arbeit, und ausgewogen ist auch die abschließende Beurteilung des Guillaumismus. Der Hinweis darauf, daß man den Guillaumismus nicht nur nach seinen Prinzipien beurteilen dürfe, sondern v.a. auch seine Resultate mitberücksichtigen müsse (p. 91), ist zweifellos zutreffend; man erinnert sich an den Ausspruch von Jean Séguy: «... d'être guillaumiste n'a jamais empêché de faire d'excellente linguistique»¹⁷! Nach Wilmet ist der Ausschließlichkeitsanspruch der Guillaumisten zwar abzulehnen, aber die Existenz anderer linguistischer Methoden bedeutet noch keineswegs, daß dieser Ansatz nicht auch legitim wäre – schließlich gibt es neben der euklidischen Geometrie auch nicht-euklidische Theorien (p. 109). Und was die Parallelen zwischen der guillaumistischen Sprachkonzeption und derjenigen der generativen Transformationsgrammatik angeht, so wird zu Recht darauf hingewiesen, daß die letztere den «Vorteil» der stärkeren Formalisierung für sich verbuchen könne und – im Gegensatz zum Guillaumismus – neben der syntaktischen auch eine semantische und eine phonologische Theorie entwickelt habe; der guillaumistische Ansatz sei aber dem Transformationalismus hinsichtlich der Erklärungspotenz überlegen (p. 130/131). Diese Feststellung veranlaßt Wilmet dazu, seine Arbeit mit einer relativ optimistischen Prognose für die «Psychomechanik» zu beschließen: «Quand on aura répondu au 'comment ?', il faudra encore se demander le 'pourquoi ?' des phénomènes observés. Ce jour-là, dans dix ans ou dans deux siècles, on reparlera de la psycho-méchanique du langage»¹⁸.

Peter Wunderli

¹⁴ Cf. P. WUNDERLI, *Zur Stellung der Syntax bei Saussure*, *ZRPh.* 88 (1972), 483–506.

¹⁵ Cf. *VRom.* 24 (1965), 344.

¹⁶ Noch zwei kleinere Hinweise. Die von Wilmet stammenden Beispiele p. 35 und 36 für die Position B im Artikelsystem (*Il jouit de la confiance méritée [unanime]*) dürften nicht zutreffen, sondern müssen vielmehr als Beispiele für den partikulären Artikelgebrauch interpretiert werden. Für einen anderen Illustrationsversuch cf. VALIN in *Leçons A/I*, p. 46/47; vgl. jedoch meine Kritik *VRom.* 32 (1973), 9 N 21. – In den Verweis p. 101 N 1 (Laubscher) hat sich ein Fehler eingeschlichen: es handelt sich nicht um eine Besprechung des Artikelbuchs, sondern der *Etudes de grammaire française logique* II (1913).

¹⁷ Cf. *RLiR* 33 (1969), 419.

¹⁸ WILMET, *Guillaume*, p. 171.

Interlinguistica. Sprachvergleich und Übersetzung. Festschrift zum 60. Geburtstag von Mario Wandruszka, hg. von K.-R. BAUSCH und H.-M. GAUGER, Tübingen (Niemeyer) 1971, xvi + 740 p.

Anlässlich seines sechzigsten Geburtstages am 9. August 1971 ist Mario Wandruszka von seinen Schülern, Freunden und Kollegen mit einer imposanten Festschrift beschenkt worden. Über 750 Seiten stark, auf ausgesuchtem Papier und mit selten gewordener Sorgfalt gedruckt, ehrt sie nicht nur den Jubilar, sondern ist gleichzeitig ein (leider äußerst kostspieliges!) Symbol für die niveaureiche romanistische Tradition des Verlags. Der Band umfaßt insgesamt 66 Beiträge, die – ausgenommen die Präsentation «Zum Werk von Mario Wandruszka» von K.-R. Bausch und H.-M. Gauger (p. x–xvi) und die Bibliographie von Paul Osswald und Hans Stocker (p. 737–740) – in vier Sektionen untergebracht sind¹. Es ist leider vollkommen ausgeschlossen, alle diese Arbeiten im Rahmen einer Besprechung (auch nur in knappster Form) zu präsentieren; auf einen Inhaltsüberblick soll jedoch nicht verzichtet werden.

I. Historischer Sprachvergleich

Fritz Abel, *Übersetzungsvergleich und diachronische Linguistik* (p. 3–12); Udo Bonnekamp, *Der Vokativ im Romanischen* (p. 13–25); Maurice Delbouille, *A propos des deux séquences d'Eulalie et du Ludwigslied* (p. 26–38); Otto Ducháček, *Sur le problème de la structuration progressive du lexique* (p. 39–48); Wilhelm Giese, *Zur lautphysiologischen Entwicklung von lat. wortanlautendem KL- und PL- im Portugiesischen* (p. 49–54)²; Gustav Ineichen, *Zur linguistischen Interpretation mittelalterlicher Glossen (afr. estinc, afr. barbelote)* (p. 55–59); Johann Knobloch, *St. Fiacrius. Namensdeutung und Patronat* (p. 60–63); Heinrich Kuen, *Zeit und Wetter in der Romania* (p. 64–74); Bruno Migliorini, *Polysémie des latinismes dans le vocabulaire européen* (p. 75–86); Ion Popinceanu, *Einiges über den rustikalen Charakter der rumänischen Sprache* (p. 87–95); Antonio Tovar, *Konvergenz, Kontakt, Zufall. Irische Beispiele* (p. 96–100).

II. Deskriptiver Sprachvergleich

Hans Helmut Christmann, *Zum Verhältnis zwischen dem italienischen und dem französischen Konjunktiv* (p. 103–114); Giuseppe Francescato, *Nudo, Spoglio, Scoperto. Una esercitazione di polisemia differenziale* (p. 115–122); Horst Geckeler, *Lexikalische Strukturen im Vergleich. Kontrastive Skizze zur Strukturierung des Wortfeldes «alt-jung-neu» im heutigen Italienisch, Spanisch und Französisch* (p. 123–137); Manfred Höfler, *Vergleichende Betrachtungen zur Integration der neulateinischen Kompositionsweise im Französischen und Deutschen* (p. 138–148); Dieter Kastovsky, *Assimilationserscheinungen in der Morphologie des englischen und deutschen Verbs* (p. 149–173); Brigitte Schlieben-Lange³, *Das sprach-*

¹ Unglücklicherweise ist die den Schluß bildende Bibliographie im Inhaltsverzeichnis so aufgeführt, als würde sie zur Sektion IV (*Übersetzen und Übersetzung*) gehören.

² Was dieser Beitrag in dem thematisch doch an den Vergleich von bedeutungstragenden Einheiten (Zeichen) gebundenen Band soll, ist allerdings schwer einzusehen. Wenn die Hg. p. ix schon feststellen, durch die Stellung eines scharf umgrenzten Themas sei mancher Kollege von der Mitarbeit ausgeschlossen worden, dann hätte diese rein lautgeschichtliche Arbeit doch nicht aufgenommen werden dürfen.

³ Im Inhaltsverzeichnis figuriert die Verfasserin noch unter dem Namen Brigitte Lange – die Namensanpassung wurde vergessen –. Auch dieser Beitrag paßt nur bedingt in das Gesamtthema des Bandes hinein: es geht nicht um sprachliche Zeichen usw., sondern um Sprecherbewußtsein.

liche Selbstverständnis der Okzitanen im Vergleich mit der Situation des Katalanischen (p. 174–179); Leonhard Lipka, *Ein Grenzgebiet zwischen Wortbildung und Wortsemantik: die Partikelverben im Englischen und Deutschen* (p. 180–189); Emilio Lorenzo, *Verbos de cambio* (p. 190–207); Hans Marchand, *Die deadjektivischen reversativen Verben im Deutschen, Englischen und Französischen: entmilitarisieren, demilitarize, démilitariser* (p. 208–214); André Martinet, *Soixante-dix et la suite* (p. 215–219); Gérard Moignet, *Français que, Italien che. Esquisse d'une systématique comparée* (p. 220–241); Bodo Müller, *Die typologische Klassifikation der romanischen Sprachen. Methode und Entwurf* (p. 242–253); Els Oksaar, *Zur Dynamik komprimierter Adjektivkomposita im heutigen Deutsch und Schwedisch* (p. 254–264); Bernard Pottier, *L'impersonnalisation en français et en espagnol* (p. 265–269); Franz Rauhut, *Die Bezeichnungen der Ratio im Zeitalter der französischen Klassik in soziologischer Beleuchtung* (p. 270–279); Moritz Regula, *Französische Sonderfügungen in deutscher Wiedergabe* (p. 280–288); Gerhard Rohlfs, *Entre Paris et Madrid. Interaction de langues en contact* (p. 289–303); Wolfgang Rothe, *Zur Struktur und Funktion des sog. Relativpronomens. Ein interlingualer Vergleich* (p. 304–311); Hans-Ludwig Scheel, *Ortis und Werther: vergleichbar oder unvergleichlich? Ein Experiment mit Notionsfeldern* (p. 312–325); Henri Vernay, *Zur sprachlichen Realisierung lokaler Begriffskategorien* (p. 326–339); Kurt Wais, *Etymologisch disponierte Sprachen und die Freiheit des Dichters* (p. 340–352).

III. Deskriptiver Sprachvergleich und Übersetzen

Jörn Albrecht, Monsieur! Vous avez perdu vos gants! *Zum Problem der Anredeformen im Deutschen und einigen benachbarten Sprachen* (p. 355–370); Gérald Antoine, *La grammaire et la linguistique vues à travers les dictionnaires allemands, anglais et français du XIX^e siècle* (p. 371–383); Kurt Baldinger, *Semasiologie und Onomasiologie im zweisprachigen Wörterbuch* (p. 384–396); Alberto Barrera-Vidal, *La traduction en français moderne du présent simple et du présent composé espagnols. Essai d'analyse différentielle* (p. 397–415); Jean Darbelnet, *Accent de phrase et dialectique en anglais et en français* (p. 416–424); Marcel Govaert, *Critères de la traduction* (p. 425–437); Gerold Hilty, *Sehnsucht* (p. 438–447); Felix Karlinger, *Zu einigen Problemen der Übersetzung umgangssprachlicher Dialekttexte* (p. 448–456); Hans-Georg Koll: «Dynamische» und «statische» Ausdruckstendenzen im Englischen im Vergleich zum Deutschen und Französischen (p. 457–482); Harri Meier, *Die emphatische Inversion im Französischen und die Übersetzer* (p. 483–495); Charles Muller, *Sur l'emploi des temps narratifs dans une prose bilingue* (p. 496–500); Rupprecht Rohr, *Übersetzungsprobleme bei deutschen Passiv-Sätzen* (p. 501–508); Christian Rohrer, *Zur Bedeutung von tout und chaque im Französischen* (p. 509–517); Hans Joachim Simon, *Übersetzungsfehler im labilen Adstrat. Zum deutschen Lehngut im Bündnerromanischen* (p. 518–532); Ludwig Söll, *Die direkte Satzfrage im Übersetzungsvergleich* (p. 533–544); Harald Weydt, *Paradigmatische und syntagmatische Strukturen in der Wortübersetzung* (p. 545–554); Wolfram Wilss, *Englische Partizipialkonstruktionen und ihre Wiedergabe im Deutschen* (p. 555–568).

IV. Übersetzen und Übersetzung

Eugenio Coseriu, *Das Problem des Übersetzens bei Juan Luis Vives* (p. 571–582); Jürgen von Stackelberg, *Das Ende der 'belles infidèles'. Ein Beitrag zur französischen Übersetzungs geschichte* (p. 583–596); Jean Stéfanini, *Un manuel de traduction en 1660* (p. 597–606); André Clas, *L'opération traduisante* (p. 607–609); Fritz Paepcke, *Sprach-, text- und sachgemäßes Übersetzen* (p. 610–616); Julius Wilhelm, *Zum Problem der literarischen Übersetzung* (p. 617–627); Antoni Badia i Margarit, *Comentari a les versions romàniques de l'Assaig de cantic*

en el temple, de Salvador Espriu (p. 628–638); Rudolf Brummer, *Zu einer frühen französischen Übersetzung des katalanischen Libre de Blanquerna von Ramon Llull* (p. 639–647); Germà Colom, *Un aspecte estilístic en la traducció catalana medieval del Decamerón* (p. 648–660); Hans Flasche, *Calderón Intraducible. Calderónverse im französischen Gewand* (p. 661–687); Karl Hermann Körner, *Lieschen Müller und der moderne lateinamerikanische Roman* (p. 688–694); Alfred Malblanc, *Deux petits poèmes bilingues «Il ne faut jurer de rien»* (p. 695–699); Dieter Messner, *Die französischen Liviusübersetzungen* (p. 700–712); Walter Mönch, *Von Sonettstrukturen und deren Übertragungen in ‘vergleichbare’ und ‘unvergleichbare’ Sprachen* (p. 713–727); Georges Mounin, *Un poème et cinq traductions* (p. 728–736).

Dieser Überblick über die im Band enthaltenen Beiträge macht auf Anhieb die Problematik einer Gliederung nach den thematisch umschriebenen vier Sektionen deutlich: zahlreiche Aufsätze fügen sich diesem Rahmen nur recht widerwillig. Das haben natürlich auch die beiden Herausgeber erkannt, die in der Präsentation des Bandes mit einem gewissen Unmut feststellen, sie hätten eigentlich eine inhaltlich geschlossene Festschrift vorlegen wollen, was schließlich aber herausgekommen sei, erweise sich doch als recht heterogen (p. ix). Vielleicht hätte man eine größere Geschlossenheit erreichen können, wenn man innerhalb der einzelnen Abteilungen die Arbeiten nicht alphabetisch nach dem Namen des Autors angeordnet, sondern inhaltlich Verwandtes zusammenzustellen versucht hätte. Daß dies nicht ohne Schwierigkeiten und Widersprüche möglich gewesen wäre, soll damit nicht bestritten werden.

Zu diesen Schwierigkeiten (die sich bei Kongreßakten, Kolloquiumsberichten, Sammelbänden usw. gleichermaßen stellen) kommt noch dazu, daß die vier gewählten Sektionen von ihrer Definition her zum Teil nicht unproblematisch sind. Worin unterscheidet sich z.B. ein historischer Sprachvergleich von einem deskriptiven? Muß man nicht in beiden Fällen von der Deskription zweier Sprachen bzw. Sprachzustände ausgehen, diese dann einander gegenüberstellen und daraus seine Schlüsse ziehen? Ob die Vergleichsobjekte dabei historisch miteinander verwandt sind oder nicht, ob sie diachronisch auf ein und demselben Entwicklungsgang liegen oder nicht, ist letzten Endes für den Sprachvergleich und seine Fragestellung unerheblich, und das gleiche gilt auch für die Scheidung zwischen «modernem» und «altem» Untersuchungsmaterial. Wenn der Sprachvergleich aber prinzipiell zwischen beliebigen Sprachen und Sprachzuständen möglich ist, wenn sich die Methodik und Fragestellung im wesentlichen gleichbleiben, dann könnte und müßte man doch die Sektionen I und II zusammenfassen – es sei denn, man sei wie die Herausgeber gezwungen, einen Platz für einige Beiträge zu finden, die gar nicht sprachvergleichender Natur, sondern in traditionellem Sinn «historisch» sind. Ebenso lassen sich Sprachvergleich und Übersetzen nicht scharf voneinander trennen, denn Sprachvergleich ist eigentlich (zumindest implizites) Übersetzen. Eine Abgrenzung wäre wohl nur sinnvoll, wenn man den Sprachvergleich auf die Gegenüberstellung der jeweiligen Systemebenen⁴, den Übersetzungsvergleich auf diejenige der jeweiligen Redeebenen festlegen würde, obwohl damit noch lange nicht alle Probleme gelöst sind: schließlich muß man die Systeme aus den Redemanifestationen gewinnen und die Rede realisiert das System (bzw. Systemteile) – ein Sprachvergleich ohne Berücksichtigung der Redeebene, ein Übersetzungsvergleich ohne Berücksichtigung der Systemebene scheint mir letztlich unmöglich zu sein; was man vornehmen kann, sind allerhöchstens verschiedene Akzentsetzungen.

⁴ Trotz Wandruszkas Ablehnung des Systembegriffs halte ich an ihm fest.

Noch einige Bemerkungen zum Vorwort der Herausgeber. Es wird zuerst die Zielsetzung des Bandes umrissen, die sich am heutigen, nicht am gesamten oder früheren⁵ Arbeitsbereich Wandruszka orientiert: der «Interlinguistik» (p. ix/x)⁶. Es muß allerdings betont werden, daß der Sprachvergleich als linguistische Methode keineswegs eine Erfindung Wandruszka ist: er ist fast so alt wie die Sprachwissenschaft selbst, und auch im 20. Jh. haben berühmte Forscher wie Bally, Tesnière u.a.m. mit dieser Methode gearbeitet. Das Fehlen eines Verweises gerade auf diese Namen ist deshalb bedauerlich, weil im weiteren auch auf die Auseinandersetzung Wandruszka mit dem Strukturalismus und seine weitgehende Ablehnung dieser Forschungsrichtung eingegangen wird (p. xi)⁷; gerade das Beispiel von Bally und Tesnière zeigt mit aller Deutlichkeit, daß sich Strukturalismus und Sprachvergleich keineswegs ausschließen, ja ich würde sogar noch weitergehen: die strukturalistische Analyse der einander gegenüberzustellenden Sprachen bzw. des jeweils zu behandelnden Problembereichs ist unabdingbare Voraussetzung für jeden sinnvollen Sprachvergleich. Wenn sich Wandruszka nicht zu dieser Ansicht durchringen kann, dann doch aufgrund einiger schwerwiegender Mißverständnisse und einer allzu einseitigen Auffassung des Strukturalismus⁸.

Es folgt dann eine knappe Biographie (p. x–xii) Wandruszka, in der v.a. darauf hingewiesen wird, daß er relativ spät eine eigene Position innerhalb der Linguistik gefunden habe. Daß die widrigen Zeitumstände (Zweiter Weltkrieg, Nachkriegszeit) der Erarbeitung einer eigenen linguistischen Methode nicht eben förderlich gewesen sein dürften, liegt auf der Hand; ob man aber die Tatsache, daß Wandruszka von der historischen Sprachwissenschaft, der idealistischen Neuphilologie und dem Strukturalismus wenig befriedigt war, als ebenso wichtigen oder gar noch wichtigeren Faktor für das späte Entstehen eines eigenen Ansatzes ansehen darf, scheint mir doch eher fraglich.

Der Rest der Einleitung (p. xiiis.) ist dann der Präsentation von Wandruszka Hauptwerk *Sprachen – vergleichbar und unvergleichlich* gewidmet⁹. Es gibt in diesem Buch zahlreiche Punkte, in denen ich dem Autor nicht folgen kann; sie auszudiskutieren ist hier jedoch nicht der Ort. Immerhin soll kurz auf die wichtigsten Aspekte hingewiesen werden – wenigstens soweit die Herausgeber in ihrer Darstellung auf sie eingehen. So kann ich der Behauptung nicht beipflichten, ein (von Wandruszka abgelehnter) Verzicht auf die historische Dimension im Rahmen einer synchronischen Darstellung bedeute «weithin einen Verzicht auf Verständnis». Ich bin sicher der letzte, der die Geschichtlichkeit der Sprache und das Hineingeborenwerden des Menschen in eine geschichtlich gewordene Sprache leugnen würde; gleichwohl ist die obige Behauptung unzutreffend. Ich kann den Mechanismus einer Sprache, ihre diatopischen, diastratischen und diaphasischen Differenzierungen im Rahmen eines Sprachzustandes ohne Rekurs auf die Diachronie darstellen, d.h. in ihrem «Sosein», in ihrem synchronischen Funktionieren verstehen¹⁰. Was dagegen eine synchronische

⁵ Bei den frühen Arbeiten handelt es sich v.a. um Untersuchungen zur geistesgeschichtlichen Bedeutung gewisser europäischer Schlüsselwörter.

⁶ Cf. auch M. WANDRUSZKA, *Interlinguistik. Umrisse einer neuen Sprachwissenschaft*, München 1971.

⁷ Cf. v.a. die Auseinandersetzung Wandruszka mit Harald Weinrich: M. WANDRUSZKA, *Der Ertrag des Strukturalismus*, in: *Verba et Vocabula. Ernst Gamillscheg zum 80. Geburtstag*, München 1968, p. 619–638; H. WEINRICH, *Der Ertrag des Strukturalismus. Zurückweisung einer Bilanz*, *ZRPh.* 84 (1968), 98–102; M. WANDRUSZKA, *Erwiderung*, *ZRPh.* 84 (1968), 102–109.

⁸ Aufgrund der Entwicklung der letzten Jahre wäre heute das Vorwort noch durch eine Abgrenzung der Interlinguistik gegenüber der kontrastiven Grammatik zu ergänzen.

⁹ Cf. M. WANDRUSZKA, *Sprachen – vergleichbar und unvergleichlich*, München 1969.

¹⁰ Damit soll nicht bestritten werden, daß ein (vorsichtiger) Rückgriff auf diachronische

Darstellung nicht leisten kann, ist die Erklärung des *Warum* dieses Soseins – nur die Diachronie kann uns (meist allerdings recht bruchstückhaft) zeigen, weshalb eine gegebene Sprache so und nicht anders ist, weshalb sie von den verschiedenen möglichen Lösungen eines Problems gerade die realisierte und nicht irgend eine andere bevorzugt. «Verstehen» gibt es sowohl im Rahmen einer synchronischen wie in demjenigen einer diachronischen Fragestellung – nur handelt es sich eben um eine jeweils andere Art von Erkenntnis. Viel eher als die Diachronie in die Synchronie, würde ich die Synchronie in die Diachronie einbringen – oder besser: die erste als unabdingbare Voraussetzung für die zweite erklären: ebenso, wie ich verschiedene Sprachen erst sinnvoll vergleichen kann, wenn ich ihre Strukturen für sich dargestellt habe, so kann ich eine historische Entwicklung erst darstellen, wenn ich die durch diese berührten Sprachzustände für sich untersucht habe.

Nicht minder problematisch scheint mir der Versuch zu sein, einfach Rede mit Rede in anderen Sprachen zu vergleichen, ohne dabei immer auch die betroffenen einzelsprachlichen Systeme oder Teilsysteme einander explizit gegenüberzustellen. Der «ausgedrückte Inhalt» des dem Übersetzungsvergleich zugrundeliegenden Originaltextes kann uns dieser Aufgabe nicht entheben, denn dieser «ausgedrückte Inhalt» ist ja durch die Struktur der Ausgangssprache entscheidend mitgeprägt, er ist unabhängig von ihr gar nicht erfassbar (dies gilt auf jeden Fall, wenn wir wie die Interlinguistik von einem Text und nicht von der außersprachlichen Wirklichkeit ausgehen¹¹).

Wenig einsichtig ist auch die Behauptung, eine strukturalistische Sprachbetrachtung schließe den Zufall aus. Dies möchten zwar gewisse strukturalistische Schulen gerne tun, aber bei weitem nicht alle. Man kann sehr wohl einen Sprachzustand strukturalistisch darstellen und gleichzeitig hinsichtlich seiner Entstehung und seiner Weiterentwicklung dem Zufälligen, dem Arbiträrem einen ausreichenden Spielraum bewahren: Strukturalismus muß nicht unbedingt teleologisch orientiert sein – genau so wenig wie er positivistisch zu sein braucht. Auch dieser Vorwurf gilt nur für gewisse Schulen und gerade für die europäischen Richtungen (v.a. die Genfer Schule) nicht. Und schließlich ist auch nicht einzusehen, warum eine strukturalistische Sprachbetrachtung in ihrem Ansatz nicht auch den Bezug zum sprechenden und verstehenden Subjekt einschließen soll. Hat denn Saussure nicht ausdrücklich auf den psychischen Charakter der *langue* (neben dem sozialen) hingewiesen? Sind sprachliche Strukturen, Regeln, Systeme etwas anderes als Werkzeuge des Menschen, die nur dank diesem und mit diesem existieren? Es ist sicher nicht statthaft, alle Auswüchse, die der Strukturalismus irgendwo und irgendwann einmal gezeigt hat, zu sammeln und auf dieser Grundlage den Strukturalismus an sich zu verurteilen. Wandruszkas Oppositionspaare Analogie – Anomalie, Polysemie – Polymorphie¹², Redundanz – Defizienz, Explikation – Implikation, Konstanz – Varianz können meiner Ansicht nach gerade im Rahmen eines strukturalistisch orientierten Sprachvergleiches sehr viel leisten; entzieht man ihnen diesen soliden Untergrund, werden sie fragwürdig.

So schließt denn unsere Besprechung dieser Festschrift mit mehreren Fragen an die Herausgeber, aber auch an den Jubilar. Ich habe sie zu stellen gewagt, weil sie in einer Reihe von Beiträgen implizit gestellt werden, weil Arbeiten wie z. B. diejenigen von Geckeler, Hilty,

Gegebenheiten sehr oft die Lösung von synchronischen Problemen erleichtern und vereinfachen kann; unabdingbar ist ein solcher Rückgriff jedoch nie.

¹¹ Inwieweit es für uns außersprachliche Wirklichkeit unabhängig von jeder («natürlichen» oder «künstlichen») Sprache gibt, ist ein weiteres Problem.

¹² Im Text p. xiv liegt hier ein sinnstörender Druckfehler vor, indem von der Analogie direkt zur Polymorphie übergesprungen wird.

Moignet, Pottier, Rohr, Rothe, Söll usw. nicht möglich wären, wenn ihre Autoren nicht eine der meinen entsprechende oder zumindest verwandte Grundhaltung einnehmen würden. Wenn wir auch im einen oder anderen Punkt noch weitere Vorbehalte angebracht haben, so schmälen diese den Wert dieses prächtigen Bandes aber nicht: wir dürfen sowohl dem Jubilar wie den Herausgebern zu dieser gelungenen Festschrift herzlich gratulieren.

Peter Wunderli



Travaux de linguistique et de littérature publiés par le Centre de philologie et de littératures romanes de l'Université de Strasbourg 10/1 (1972), 399 p.

Interessant, vielseitig und anregend, so präsentiert sich auch der Band 10/1 der *Travaux de linguistique et de littérature*. Der ständig wachsende Umfang dieses Publikationsorgans darf sicher als Indiz für den Erfolg und die Richtigkeit der dem Straßburger *Centre* zugrundeliegenden Konzeption gewertet werden. Besonders stark vertreten sind in diesem Heft die theoretisch und methodologisch ausgerichteten Beiträge; aber auch traditionellere (deswegen keineswegs uninteressantere) Forschungsrichtungen kommen nach wie vor ausreichend zu Worte. Die beiden Komponenten halten sich umfangmäßig ungefähr die Waage – eine geradezu ideale Ausgewogenheit –, und auch in qualitativer Hinsicht dürfte Positives und Negatives mehr oder weniger gleichmäßig verteilt sein.

1. Klaus Heger, *La linguistique et sa place parmi les sciences* (p. 7–34). – Wie schon früher verschiedentlich, so stellt auch der vorliegende Beitrag Hegers nicht eine Originalpublikation, sondern die französische Übersetzung einer ursprünglich in deutscher Sprache erschienenen Arbeit dar¹. Der Titel der französischen Übersetzung ist allerdings bedeutend aufschlußreicher und eindeutiger. In der deutschen Fassung lag es nahe, an eine wissenschaftsgeschichtliche Abhandlung zu denken, die die Sprachwissenschaft des Jahres 1970 mit ihren Resultaten, Problemen, Methoden und Aufgaben vorstellt – und gerade dies will Heger nicht geben (p. 8/9). Vielmehr will er versuchen, die Stellung der Sprachwissenschaften im Kreis der Nachbardisziplinen exakt zu bestimmen und die bestehenden Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu verdeutlichen. Dabei wird keineswegs der Anspruch erhoben, ein absolutes Wissenschaftssystem zu liefern und gar der Sprachwissenschaft eine zentrale Leitrolle zuzuordnen: jede Wissenschaft kann – sofern sie nicht ausschließlich Hilfswissenschaft ist – als mögliches Zentrum einer entsprechenden systematischen Wissenschaftsschau gelten².

Was das konkrete Vorgehen betrifft, so bleibt Heger seinen bekannten Scheidungen zwischen onomasiologischem und semasiologischem, aszendenterem und deszendenterem Vorgehen verpflichtet. Wie schon bei der Bestimmung der verschiedenen sprachlichen Hierarchiestufen und ihrer Einheiten soll nun auch die Wissenschaftssystematik aufgrund eines aszendenteren Verfahrens, in dessen Rahmen semasiologische und onomasiologische Fragestellungen alternieren (p. 8), dargestellt werden. Konkret sieht das so aus, daß Heger zuerst einmal die *differentiae specificae* zwischen den benachbarten Wissenschaften in der Form von Semen zu bestimmen versucht und diesen wissenschaftliche Definitionen in der Form von Noemen zuord-

¹ Cf. K. HEGER, *Zur Standortbestimmung der Sprachwissenschaft*, *ZRPh.* 87 (1971), 1–31.

² Was die Berechtigung der Sprachwissenschaft angeht und damit auch die Legitimation, sie ins Zentrum einer Wissenschaftssystematik zu stellen, so ist sie für Heger durch die Relevanz der Sprache und der Sprachen für die zwischenmenschliche Kommunikation und die Konstitution der menschlichen Gesellschaft gegeben.

net. Aufgrund der beiden Interpretationsmöglichkeiten des Bühlerschen Organonmodells wird zuerst einmal zwischen Zeichen (*S*) und Kommunikation (*C*) geschieden; beide können sprachlichen (*s*) oder nicht-sprachlichen Charakter (*ś*) haben und beide können wissenschaftlicher (*w*) oder nicht-wissenschaftlicher Natur (*św*) sein. Schließlich muß innerhalb von Sprache und Kommunikation zwischen den Ebenen *L* (System), *M* (Σ -parole) und *P* (Parole) sowie zwischen dem diachronischen (*i*) und dem synchronischen Aspekt (*a*) geschieden werden. Dieses an sich schon recht komplexe Inventar von Faktoren wird nun (soweit statthaft) auf die Ebenen der Objektssprache (M_0), ersten (M_1) und zweiten Metasprache (M_2) angewendet, wobei die Fülle der Kombinationsmöglichkeiten schon im vornherein durch Elimination aller nicht auf das Organonmodell abbildbaren und nicht sinnvollen Konstellationen reduziert wird. Auf der Ebene M_0 erhalten wir so die folgenden Sprach- und Kommunikationstypen (p. 17): natürliche Sprache ($M_0 \cdot \bar{w} \cdot S$), wiss. Fachsprache ($M_0 \cdot w \cdot S$), Kommunikation ($M_0 \cdot \bar{w} \cdot C$), wiss. Kommunikation ($M_0 \cdot w \cdot C$). Auf der ersten Metaebene wird der Bereich der Sprachwissenschaft (neben anderen Bereichen) folgendermaßen definiert (p. 21):

$$\frac{M_1 \cdot w \cdot S}{M_0 \cdot \bar{w} \cdot S} \text{ (terminologisches Inventar der Sprachwissenschaft)} + \frac{M_1 \cdot w \cdot C}{M_0 \cdot \bar{w} \cdot S} \text{ (wissenschaftliche Kommunikation über nicht-wissenschaftliches Objektzeichen)} + \frac{M_1 \cdot w \cdot S}{M_0 \cdot w \cdot S} \text{ (metasprach-}$$

$$\text{licher Zeichenbestand der Fachsprache)} + \frac{M_1 \cdot w \cdot C}{M_0 \cdot w \cdot S} \text{ (wissenschaftliche Kommunikation über wissenschaftliches Objektzeichen). Noch komplexer werden dann die Formeln auf der Ebene } M_2 \text{ (Methodologie; p. 24). Die Formel für die Sprachwissenschaft kann nun noch insofern vereinfacht werden, als man unterstellt, daß auf der Ebene } M_1 \text{ immer Kommunikation und Zeichen gemeint sind (Scheidung } C/S \text{ entfällt), und auf der Ebene } M_0 \text{ sowohl wissenschaftliche wie nicht-wissenschaftliche Zeichen betroffen werden, sofern sie nur sprachlich sind } (w \cdot S/\bar{w} \cdot S > s \cdot S); \text{ die Formel lautet dann (ohne Additionszeichen): } \frac{M_1 \cdot w}{M_0 \cdot s \cdot S}, \text{ wobei nun die Ebene } M_0 \text{ noch nach } L, M \text{ und } P \text{ (langue, } \Sigma\text{-parole, parole) differenziert werden kann.}$$

Hegers Ausführungen sind zweifellos in der Lage, manche Frage zu klären und neue Perspektiven zu eröffnen. Gleichwohl sind einige Einwände angebracht. Zuerst muß einmal die Frage gestellt werden, ob es bei der Feststellung der *differentiae specificae* zwischen Sprachwissenschaft und Nachbardisziplinen statthaft ist, von Semen zu sprechen. Ich meine nein; Seme sind Inhaltsfiguren natürlicher Sprachen und einsprachlich gebunden; beides gilt nicht für Wissenschaftsbegriffe. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Disziplinen sind deshalb von allem Anfang an als Noeme zu betrachten. – Nicht abfinden kann ich mich auch mit Hegers Behauptung, es gebe keine historische *L*-Wissenschaft (Wissenschaft vom sprachlichen System; p. 13/14, 34). Begründet wird dies damit, daß die *langue* als System alle möglichen *parole*-Aktivierungen vorsehen müsse und es deshalb keine Innovation *parole* > *langue* geben könne; wenn man trotzdem verschiedene genetisch verwandte Sprachsysteme miteinander vergleiche, dann sei dies nur unter Abstraktion von der für die Historizität spezifischen individuellen Einmaligkeit möglich. Demgegenüber würde ich die Berechtigung einer historischen *L*-Wissenschaft für gegeben erachten und Hegers Argumenten entgegenhalten, daß er den Begriff der *langue* zu weit, denjenigen der individuellen Einmaligkeit zu eng faßt. Die *langue* muß derart weit gefaßt sein, daß sie zwar die Erscheinungen der *parole organisée* umfaßt; daneben gibt es aber auch noch den Bereich der *parole prégrammaticale* (Sechehaye)³,

³ Cf. A. SECHEHAYE, *Les trois linguistiques saussuriennes*, VRom. 5 (1940), 1–48.

und gerade diese Erscheinung ermöglicht es uns, von Systemveränderungen zu sprechen. Was die individuelle Einmaligkeit angeht, so transzendiert zwar das System die Einmaligkeit der *parole*-Erscheinungen – aber diese Einmaligkeit ist für unsere Fragestellung nicht relevant; was entscheidend ist, ist die individuelle Einmaligkeit *des Systems als solches*. Beide Einwände Hegers gegen die Annahme einer historischen Systemwissenschaft sind somit hinfällig. Die einzelnen Systeme können – wie dies Heger für jede historische Sprachbetrachtung will⁴ – auch ohne weiteres in ihrer gesellschaftlichen Verankerung gesehen werden. – Zumindest verfrüht scheint mir die Behauptung (p. 31/32), der Text sei als ſ-Zeichen zu betrachten, der zwar in s-Zeichen segmentiert werden könnte; für die Linguistik könnte der Text nicht Untersuchungsgegenstand auf der L-Ebene sein, dies sei allerhöchstens für die Literaturwissenschaft möglich (→ L'). Wenn man den konkreten Text nimmt, dann gehört er zweifellos der *parole* an. Ob es aber nicht so etwas wie Textbaupläne, paradigmatisierbare Textmuster gibt, ist beim gegenwärtigen Forschungsstand noch nicht mit Sicherheit zu sagen; gelingt ihr der Nachweis, dann wird auch der Text Gegenstand der L-Sprachwissenschaft.

2. P. Wunderli, *Saussure et les anagrammes* (p. 35–53). – In den Jahren 1906–09 glaubte Saussure, das entscheidende und allgemeingültige Gesetz der indogermanischen Poesie entdeckt zu haben, das Anagrammaphänomen; in Ermangelung schlüssiger Beweise für die Richtigkeit seiner Theorie gab er dann aber die Nachforschungen im Frühjahr 1908 wieder auf. Im ersten Teil dieser Arbeit versuche ich die Anagrammtheorie in ihrer umfassendsten und komplexesten Form zu skizzieren. Im zweiten Teil wird der Sonderstatus des anagrammatisierten Zeichens hinsichtlich der für das Sprachzeichen spezifischen Züge der Linearität, der festen und unauflöslichen Zuordnung von *signifié* und *signifiant* und der Formhaftigkeit herausgearbeitet und gezeigt, daß das, was in der Anagrammtheorie auf den ersten Blick als zum *Cours* im Widerspruch stehend erscheint, sicher nicht zum Verzicht auf sie geführt hat. Im letzten Teil schließlich wird dargelegt, daß auch Mallarmé und Francis Ponge unabhängig von Saussure ähnliche Auffassungen entwickelt haben; die *Tel-Quel*-Gruppe dagegen hat den Saussureschen Ansatz in ihre eigene Konzeption des literarischen Kunstwerks eingebaut⁵.

3. Charles Muller, *Une expérience de statistique métalinguistique* (p. 55–69). – Linguistische Statistiken gehen normalerweise von einem Textkorpus aus und ermitteln die Frequenz sprachlicher Einheiten in diesem Korpus bzw. die relative Häufigkeit einer bestimmten Anzahl von kommutablen Einheiten; ihre Basis ist somit objektsprachlicher Natur. Eine andere Art linguistischer Frequenzanalyse skizziert Charles Muller im vorliegenden Beitrag; sie beruht auf den Grammatikalitätsurteilen einer umfangreichen Gruppe von Testpersonen über ihnen vorgelegte Beispiele; wir haben somit eine auf metasprachlichen Urteilen beruhende Statistik. Durchgeführt wird das ganze Experiment am Problem der Setzung bzw. Nicht-Setzung des «unbetonten» Subjektpronomens (*je, tu, il* etc.) nach einem «betonten» Pronomen (*moi, toi, lui* etc.) in Subjektfunktion. Die den 200 Testpersonen (Studenten und Gymnasiasten) vorzulegenden Beispiele wurden nach folgenden Kriterien gegliedert: a) Scheidung nach 1., 2., 3. Person; b) Zusammenfall oder Unterscheidung von «betonter» und «unbetonter»

⁴ In der absoluten Forderung, daß jede historische Sprachwissenschaft gesellschaftsbezogen sein müsse, scheint mir Heger doch allzu sehr gewissen modischen Strömungen zu huldigen; ich kann nicht einsehen, wieso eine den gesellschaftlichen Faktor explizit ausklammernde Sprachbetrachtung deswegen unwissenschaftlich und ahistorisch sein soll.

⁵ Für eine ausführlichere Darstellung der ganzen Problematik cf. P. WUNDERLI, *Ferdinand de Saussure und die Anagramme. Linguistik und Literatur*, Tübingen 1972 und JEAN STAROBINSKI, *Les mots sous les mots. Les anagrammes de Ferdinand de Saussure*, Paris 1971.

Form; c) die «betonte» Form steht allein oder wird von *seul*, *aussi* oder *même* begleitet. Die Testpersonen konnten die vorgelegten Beispiele auf 5 Arten beurteilen: 1. ich würde das unbetonte Pronomen immer setzen; 2. ~ vorwiegend setzen; 3. ~ unterschiedslos setzen oder nicht setzen; 4. ~ vorwiegend nicht setzen; 5. ~ nie setzen. Die statistische Auswertung der Antworten (deren Resultate keineswegs identisch sein müssen mit den aufgrund eines objektsprachlichen Korpus gewonnenen) entsprechen in etwa dem, was man erwarten könnte: nach *moi, toi* (allein) ist die Tendenz zur Setzung des «unbetonten» Pronomens maximal, nach *lui, eux* dagegen sehr schwach. Sind betonte und unbetonte Form identisch (*elle, elles, nous, vous*) wird die Grundtendenz sowohl der 1./2. wie der 3. Person abgeschwächt. *Seul* fördert in allen Fällen die Nichtsetzung der *forme conjointe* in sehr ausgeprägter Weise; bei *aussi* und *même* ist diese Wirkung weniger deutlich.

4. Gérard Moignet, *Sur le système de la personne en français* (p. 71–81). – Nachdem sich Moignet bereits in zwei Aufsätzen mit dem Problem der Person und der *verbes unipersonnels* auseinandergesetzt hat⁶, versucht er, die verschiedenen Ansätze zusammenfassend, eine guillaumistische Theorie der Person im verbalen und nominalen Bereich zu entwerfen. Zugrunde gelegt wird das bekannte Zweispannungsschema, an dessen Anfangspunkt das Universum (repräsentiert durch die *personne d'univers* [= «unpersönliches» *il*]) gesetzt wird. Die Achse des Systems wird durch den Sprecher gebildet, der das Universum erfaßt, gliedert, filtert (*moi*) und den zweiten Tensor an drei Stellen unterbrechen kann: gleich nach dem Wendepunkt (1. Pers.), in der Mitte (2. Pers.) und an dessen Ende (3. Person). Der Bereich dieser drei Personen wird als *personne de sémanthèse* bezeichnet; die als solche jeder anderen Person zugrunde liegende *personne de sémanthèse* würde im Französischen durch *soi* verkörpert. Manifestieren würde sich diese Struktur in 3 verschiedenen semiologischen Systemen, die allerdings gewisse Synkretismen kennen: dem nominalen, dem verbal-subjektivischen und dem verbal-objektivischen. Selbst wenn man einmal von der Fragwürdigkeit des Zweispannungsschemas, der Annahme einer *personne d'univers* und der «Unterschiebung» einer 3. Person unter jede andere (1./2. Pers.) absieht⁷, bleiben noch andere Punkte, die nicht vorbehaltlos hingenommen werden können. Im ersten Beitrag (*TLL 8/1*) wurde der *sémanthèse* die *personne d'univers* zugrundegelegt; jetzt wird diese Funktion ohne weiteren Kommentar auf die in *personne de sémanthèse* unbenannte *personne humaine* übertragen. Dies ist sicher eine Verbesserung im von mir geforderten Sinne, doch geht sie noch nicht weit genug: es müßte die 1. Person (Sprecher) zur Grundlage gemacht werden. Dann fällt es auch schwer, in *soi* einen Repräsentanten der *personne de sémanthèse* in Moignets Sinn zu sehen, bezieht es sich doch auf Subjekte wie *on, chacun* (manchmal auch *il* etc.), die in seinem System gerade nicht mit der *personne de sémanthèse* identisch sind. Ebenso wenig vermag die Darstellung von *nous* als *moi + toi, vous* als *toi + lui* zu befriedigen, denn ein *nous* kann auch als *moi + lui, moi + toi + lui* etc., ein *vous* als *toi + toi* usw., interpretiert werden. Anstelle einer derartigen «logisierenden» Analyse scheint es mir sinnvoller, in *nous, vous, eux (elles)* eine Pluralisierung der entsprechenden Singularpersonen zu sehen. Und schließlich vermag auch die paradigmatische Darstellung p. 80 nicht zu befriedigen, da sie den Kombinations- und Entsprechungsmöglichkeiten nicht genügend Rechnung trägt⁸.

⁶ Cf. G. MOIGNET, *Personne humaine et personne d'univers*, *TLL 8/1* (1970), 191–202 und *Verbe impersonnel et voix verbale*, *TLL 9/1* (1971), 267–282; cf. unsere Besprechungen *VRom. 32* (1973), 121/22 und 314/15.

⁷ Cf. unsere Kritik *VRom. 32* (1973), 315.

⁸ Es würde zu weit führen, hier auf diesen Punkt näher eintreten zu wollen. Ich hoffe, dies demnächst im Rahmen eines Aufsatzes nachholen zu können.

5. Y. Simeonov, *Le problème de la positivation en phrase négative* (p. 83–90). – Versuch einer (wohl mehr pseudo-)guillaumistischen Interpretation der Opposition *de /v/ un, du, des* etc. nach Negation: *de* würde stehen, wenn das Objekt «negativ» gedacht würde, der volle Teilungsartikel, wenn es «positiv» gedacht würde; die Positivierung wäre ein dynamischer, von der statischen Negation ausgehender Prozeß. Nur: wie kann im Rahmen einer guillaumistischen Sprachauffassung die Negativierung statisch sein? Und wie kann man behaupten, *de* blockiere bei der Negativierung das Denken vor dem Objekt, wenn *de* auch im Bereich der Positivierung auftritt (*de la, de l'*, ferner agglutiniert in *du, des*)? Da der Verfasser weder Literaturverweise noch Begründungen gibt, sondern nur Formeln und Beispiele reiht, bleibt dies alles ungelöst. Auf jeden Fall bringt der Aufwand nicht mehr, als wenn man sagt, *de* stehe, wenn der Quantor des Objekts negiert (= Ø gesetzt) wird, *du, de la* etc. dagegen, wenn ein qualitativer Aspekt des Objekts negiert sei.

6. Alessandro Finzi, *Un modello grafico e simbolico per lo studio strutturale del «significato»* (p. 91–109). – Finzi versucht ein formales und graphisches Instrumentarium zur Behandlung semantischer Probleme vorzustellen. Für ihn besteht der Inhalt eines sprachlichen Zeichens (CS) aus einer denotativen (CD) und einer konnotativen Komponente (CC): also CS = CD + CC⁹. Alle diese Größen sind von Sprecher zu Sprecher anders ausgebildet; z.T. zwar decken sich die idiolektalen Einheiten, z.T. eben aber auch nicht. Mit Hilfe von Begriffen der Mengenlehre werden nun zuerst einmal diese Verhältnisse zwischen zwei sich in einem Kommunikationsakt begegnenden Sprechern dargestellt und gezeigt, wann eine Kommunikation zustande kommt und wann nicht. Anschließend wird dieses Intersektionsmodell auf eine ganze Sprachgemeinschaft ausgedehnt. Der Bedeutungsumfang, der in der *langue* gegeben ist, erscheint so als logische Summe der idiolektalen Bedeutungsumfänge (CST), und Entsprechendes gilt für die denotativen und konnotativen Komponenten des Bedeutungsumfangs (CST = CDT + CCT). Was jeweils allen Sprechern der Gemeinschaft gemeinsam ist (CSC = CDC + CCC), wird von Finzi als Normwerte der entsprechenden sprachlichen Einheit definiert. Die Darstellung scheint mir im wesentlichen geglückt zu sein, wenngleich gewisse Vorbehalte angebracht werden müssen. So werden z. B. p. 97ss. metaphorische und symbolische Verwendungen sowie assoziative Eigenschaften der Zeichen als die konnotative Komponente ausmachend dargestellt. Soweit es sich um spontane Nutzungen handelt, gehören sie aber nicht dem System, sondern dem *discours* an; werden sie lexikalisiert, dann wechseln sie automatisch in den denotativen Bereich hinüber. Als Konnotation kann man nur die Kennzeichnung des Systems bzw. Teilsystems, dem eine Einheit angehört, durch diese Einheit selbst betrachten. Weiter würde ich beanstanden, daß Finzis System nicht in Rechnung stellt, daß der *langue*-Umfang einer Einheit gerade aufgrund der Tatsache, daß es sich um einen Wert innerhalb eines Systems handelt, größer sein kann als sich aufgrund der Verwendungen einer bestimmten Epoche ermitteln läßt: gewisse Teile des systemgegebenen Wertes können brach liegen¹⁰. Und schließlich muß noch darauf hingewiesen werden, daß die Signifikanten (Z) nicht wie bei Finzi als feste und konstante Größen angesehen werden dürfen; es wäre auf sie im Prinzip das gleiche Verfahren anzuwenden wie für die Inhalte.

7. Josette Rey-Debove, *Problèmes de sémantique lexicale* (p. 111–124). – In einer intelligenten und im höchsten Maße überzeugenden Arbeit skizziert die Verfasserin das Modell

⁹ Zu den Abkürzungen: CC = *campo semantico*; CD = *campo denotativo*; CC = *campo connotativo*; T = *totale*; C = *commune*.

¹⁰ Finzis Wertbegriff (p. 95) ist übrigens einseitig. Wohl wird der Wert in dem zitierten Artikel von Burger auf die Systemebene beschränkt, bei Saussure selbst aber haben sowohl die Einheiten der *langue* wie diejenigen des *discours* Wertcharakter.

einer synonymischen Semantik, die nur mit objektsprachlichen Definitionen arbeitet und sich für die semantische Analyse jedes Ausweichen auf die metasprachliche Ebene versagt. Objekt einer solchen Semantik ist das Wort im Sinne einer «minimal free form», und zwar nur soweit es als Einheit der *langue* angesehen werden kann. In diesem Punkt setzt sich die Verfasserin entschieden von der TG ab, die ja auch aufgrund der Sprecherkompetenz mögliche Neubildungen miteinbezieht, und ebenso eindeutig wird ihre Absage an die semantischen Analysen im Rahmen der Chomsky-Schule sein. Grundlage der semantischen Beschreibung des Wortes ist die Denomination, d. h. der Referenzbereich, dessen Gliederung als Leistung des Menschen angesehen wird (also nicht nicht vorgegeben aufgrund von dieser Ebene an sich eignenden Faktoren) und von Sprache zu Sprache anders ausfällt. Die semantische Analyse wird nun aufgrund von referenzidentischen Periphrasen vom Typus

(Un) carré (est un) rectangle à côtés égaux.

(Un) carré (est un) losange à angles droits.

vorgenommen. Dabei stellt sich die Frage, warum eigentlich *carré* jeweils als gleichwertig mit verschiedenen Periphrasen angesehen werden kann, diese aber nicht einander direkt gleichgesetzt werden dürfen, da ihre Signifikate offensichtlich nicht identisch sind. Die Verfasserin beantwortet diese Frage folgendermaßen: «Nous poserons comme hypothèse que le mot neutralise la distinction entre référence et signification, mais non la périphrase, qui a un statut sémantique différent. Il résorberait en lui cet écart, puisque toutes les périphrases lui sont synonymes» (p. 119). Dies ist allerdings mehr eine Beschreibung als eine Erklärung der Erscheinung. Ich würde sie dahingehend interpretieren, daß das Wort eine Klasse aufgrund der distinktiven Züge definiert, gleichzeitig aber auch noch alle relevanten Züge impliziert¹¹. Eine Periphrase definiert die gleiche Referenzklasse dadurch, daß sie aus den distinktiven und relevanten Zügen eine gewisse Anzahl auswählt; ihre Kombination muß immer erlauben, die Referenzklasse eindeutig zu bestimmen, kann aber in diesem Rahmen mehr oder weniger beliebig variieren (soweit dies das Lexikon erlaubt). Zu definierendes Wort und Periphrasen stehen somit hinsichtlich des Vorkommens der semantischen Merkmale (distinktive + relevante) immer in einem Inklusionsverhältnis zueinander, die Periphrasen dagegen in einem Intersektionsverhältnis, was ihre Gleichsetzung verbietet. – Die metasprachlichen Definitionen werden ausgeschlossen, weil sie uneinheitlich willkürlich und durch Befragung des *native speaker* nicht verifizierbar ist. Die synonymische Semantik bietet dagegen den Vorteil einer solchen Überprüfbarkeit; darüber hinaus liefert sie uns eine natürliche, einzelsprachliche Semiotik¹².

8. Robert Martin, *Esquisse d'une analyse formelle de la polysémie* (p. 125–136). – Martin versucht – auf Pottier, Heger, Muller und Henry aufbauend – das Phänomen der Polysemie in

¹¹ Für die Unterscheidung zwischen distinktiven und relevanten Zügen, die ich aus der Phono- logie übernehme, cf. H. PILCH, *Phonemtheorie I*, Basel – New York 1968, p. 57.

¹² An Detaileinwänden gegen die Ausführungen der Verfasserin wären zu machen: Die Feststellung, daß eine Übereinstimmung von Kompetenz und *usage* immer für den Satz, nicht aber für das Wort existiere (p. 112), trifft nur zu, wenn man den Satz als *discours*-Kombination von Wörtern ansieht. Sobald man aber den Satzbauplan in Rechnung stellt, besteht kein Unterschied zum Wort mehr. – Man kann nicht wie die Verfasserin sagen, ein Wort gehöre je nach seiner Frequenz mehr oder weniger der *langue* an (p. 113), denn diese abstrahiert ja gerade von den quantitativen Erscheinungen. Die Frequenz kann höchstens als Zuweisungskriterium an die Norm eingesetzt werden. – Die Behauptung, lexikalische Neubildungen seien für Saussure ausschließlich eine Angelegenheit des *discours* (cf. p. 115), trifft nicht zu; cf. hierfür P. WUNDERLI, *Saussure und die Kreativität*, *VRom.* 33 (1974), 1–30.

logischer Formalisierung darzustellen. Wie bei J. Rey-Debove ist die Basis der semantischen Beschreibung die objektsprachliche Wörterbuchdefinition (*Dictionnaire du français contemporain; Petit Robert*): die semantischen Größen werden also als sprachimmanent bestimmte, einzelsprachliche Einheiten angesehen. Je nach Art und Umfang der gemeinsamen Elemente eines polysemen Paars (Semem [*sens*], Archisemem, Sem) unterscheidet M. 6 verschiedene Typen: 1. *restriction de sens*, 2. *extension de sens*, 3. *relation métonymique*, 4. *relation métaphorique*, 5. *polysémie étroite* (gemeinsames Element: Archisemem), 6. *polysémie lâche* (gemeinsames Element: Sem). Da in den ersten 4 Fällen die eine der beiden Bedeutungen (Sememe) für die die Beschreibung der anderen immer direkt eine Rolle spielt, spricht M. hier von einer *pluralité d'acceptions*; wirkliche Polysemie (*pluralité de sens*) läge nur in den Fällen 5 und 6 vor. Die ganze Studie ist sehr sauber gearbeitet, mag aber in einem Punkt nicht zu befriedigen: von der reinen Semanalyse her müßte Fall 4) (*relation métaphorique*) nämlich mit 6) zusammenfallen, denn es liegt beide Male nach Martin mindestens ein gemeinsames Sem vor. Um sie trotzdem zu scheiden, muß er bei der Metapher eine rein von der Sprecherintuition abhängige «Ähnlichkeit» der Bedeutungen annehmen (p. 130, 132, 135). Da die *relation métaphorique* auch sonst nicht in die Gruppe der *pluralité d'acceptions* paßt (keines der beiden Sememe ist wie bei 1)–3) irgendwie im anderen als Ganzes enthalten), muß für sie eine andere Lösung gefunden werden – am besten wohl im Sinne von Weinrichs «enttäuschter Kontexterwartung». In dieser Sicht ist die Metapher ein *discours*-Phänomen, das gar nicht aufgrund der in der *langue* gegebenen Semstruktur allein erklärt werden kann.

9. Gilles Roques, *Vingt nouvelles datations à partir d'une lecture de «La Comédie Humaine»* (p. 137–139).

10. Jean Roche, *Les appels électoraux du Général de Gaulle. Etude de stylistique quantitative* (p. 141–168). – Roche untersucht mit statistischen Methoden die 12 Wahlappelle, die De Gaulle von 1958 bis 1969 an das französische Volk gerichtet hat, und stellt sie der Festrede zum 50. Jahrestag der Beendigung des Ersten Weltkriegs gegenüber. Analysiert werden das Vokabular (Frequenz der Verben [Adv.] im Vergleich zu den Subst. [Adj.]), die Syntax (Zahl der Wörter pro Satz; Zahl der Nebensätze), Stilistica (Negativkonstruktionen, Präsentationsformeln, Interpunktions usw.) und rhetorische Figuren. Es gelingt ihm so, eine Reihe von Charakteristika der Wahlappelle herauszuarbeiten. Durch einen Vergleich der verschiedenen Wahlappelle untereinander kann Roche überdies eine gewisse Stilentwicklung aufzeigen, und die Gegenüberstellung der «Krisenreden» von 1965 (Stichwahl um die Präsidentschaft) und 1968 (Mai-Unruhen) und dem Rest ermöglicht es, den Unterschied zwischen Spontanstil und reflektiertem Stil faßbar zu machen.

11. Yves Le Hir, *Sur deux poèmes d'H. d'Urfé dans «L'Astrée»* (p. 169/70). – Notizen über eine Spielerei bei d'Urfé, der in gewissen «Verseinschlüssen» in der *Astrée* durch eine Art Echotechnik, die gleichzeitig auch den Bereich Frage-Antwort abdeckt, Zehnsilber in Alexandriner, Achtsilber in Zehnsilber umsetzt (cf. z. B. *Mais que faut-il pour l'asservir? – Servir*).

12. Lothar Wolf, *Le français régional. Essai d'une définition* (p. 171–177). – In einer sauberen Skizze stellt Wolf zuerst dar, wie es zur Herausbildung der heutigen Regionalsprachen gekommen ist. Die historischen Gegebenheiten sollen dann auch die Grundlage für die synchronische Definition der Regionalsprachen liefern, die nicht nur durch die räumliche Begrenzung ihrer Gültigkeit charakterisiert sind, sondern – und v. a. – auch dadurch, daß sie der Koiné in linguistischer, dem Standard in soziolinguistischer Hinsicht untergeordnet sind. Allerdings scheint mir die linguistische Unterordnung nicht dazu geeignet zu sein, die Regionalsprachen gegen die Dialekte in synchronischer Hinsicht sauber abzugrenzen, denn auch

diese müssen (zumindest bis zu einem gewissen – von Fall zu Fall variierenden – Grad) aufgrund diachronischer und synchronischer Gegebenheiten als dem Diasystem «Französisch» linguistisch untergeordnet angesehen werden¹³.

13. Marcel Juneau, *Un inventaire de biens québécois de la fin du XVIII^e siècle* (p. 179–228). – Schon frühere Untersuchungen von Juneau haben erwiesen, daß notarielle Dokumente als beste Informationsquelle für das im 17./18. Jh. im franko-kanadischen Raum gesprochene Französisch anzusehen sind¹⁴. Der Verfasser publiziert hier eines dieser Dokumente, ein vom (recht ungebildeten) Notar Louis Cazès aus Ste-Anne-de-la-Pocatière erstelltes und vom 5. Februar 1798 datiertes Güterinventar, und untersucht es anschließend v. a. in bezug auf den Lautstand und das Vokabular. Beide Bereiche liefern interessante Auskünfte über die Unterschiede zwischen dem in Kanada und dem in Frankreich gesprochenen Französisch (sie waren im 18. Jh. offensichtlich größer als heute) und über die dialektalen Hauptquellen des Franko-kanadischen. Allerdings wäre gegen die Analyse der Graphien einzuwenden, daß Juneau die Phänomene ohne homogenes Klassifikationskriterium präsentiert: bald geht er vom französischen Lautstand aus (z. B. § 1, 3, 4, 8, 9, 11 usw.), bald vom franko-kanadischen (z. B. § 5, 15, 16, 21, 23 usw.); daneben wird auch noch nach Graphien (z. B. § 2, 6, 7, 10, 22b usw.) und historischen Veränderungstypen (z. B. § 13, 14, 18, 19, 20 usw.) klassiert. Die in den Paragraphen 27 und 28 behandelten Erscheinungen gehören nicht zur Lautlehre: es handelt sich um Probleme der Wortgeschichte und Wortbildung, die mit dem Vokabular abzuhandeln wären. Auch in den Details kann man Einwände erheben. So ist es wohl kaum möglich, *n* in *un* (= *une*) *boite* als intervokalisch zu bezeichnen (p. 200), und Formen wie *une pot* sind wohl nicht einfache «distractions», sondern viel eher umgekehrte Schreibungen aufgrund des lautlichen Zusammenfalls von *un/une* in vorvokalischer Stellung.

14. Claude Rochette, *Consonnes intervocaliques en franco-québécois. Etude de phonétique instrumentale à l'aide de la méthode oscillographique* (p. 225–252). – Die Schwierigkeiten für frankophone Europäer, das Franko-Kanadische zu verstehen, beruhen zu einem großen Teil darauf, daß die intervokalischen Konsonanten z. T. sehr stark abgeschwächt werden (Sonorisierung, Assibilierung usw.). Die auf mit einem Oszillographen erhaltenen Resultaten aufbauende Untersuchung von Rochette zeigt, daß sich diese Abschwächung auch in ausgesprochener gepflegter Sprache findet. Betroffen sind v. a. die Okklusiven, kaum dagegen die Reibelaute. Die Okklusiven werden in unbetonten Silben stärker abgeschwächt als in betonter, und zwar am stärksten die Nasale; an zweiter Stelle folgen die stimmhaften, an dritter die stimmlosen oralen Verschlußlaute.

15. Max Pfister, *La localisation d'une scripta littéraire en ancien occitan* (p. 253–291). – Pfister versucht die Skripta des Ms. BN 17920 (14. Jh.) zu lokalisieren, nachdem er gezeigt hat, daß die nur ein einziges Kriterium benutzenden Lokalisierungsversuche von Brunel, Meyer und Nauton nicht zu befriedigen vermögen. Seine eigenen Kriterien sind: die Entwicklung von *K^a* (> *k* im Anlaut, *tš* im Inlaut), die Graphie *h* für die Resultate von lat. *CT* und *DJ*, die Endung *-e* der 1. Pers. sg. sowie die Lexien *esmella* 'amande' und *enblidar* 'oublier'.

¹³ Zu überlegen wäre auch, ob Wolfs Definitionsversuch nicht nur auf Frankreich (teilweise?) anwendbar ist. Wie steht es z. B. mit der Schweiz, wo die Dialektverwendung in keiner Weise sozial deklassiert (man kann u. a. auch wissenschaftliche Diskussionen in Mundart führen [→ soziolinguistische Unterordnung?]), und wo es keine gemeinsame «alemannische Koinè» gibt, sondern jeder Sprecher mehr oder weniger seinen Dialekt beibehält (→ linguist. Unterordnung?).

¹⁴ Cf. z. B. M. JUNEAU, *Contribution à l'histoire de la prononciation française au Québec: étude des graphies des documents d'archives*, Québec-Paris 1972.

Diese viel breitere Basis führt im wesentlichen zu einer Bestätigung von Meyers ungenügend untermauertem Schluß: der Schreiber dürfte aus dem Rouergue, vielleicht sogar aus Rodez selbst stammen. Gegen Pfisters Vorgehen könnte man höchstens einwenden, daß er allzu ausschließlich auf Abweichungen von der von Uc Faidit und Raimon Vidal festgelegten Norm abhebt – auch die Untersuchung der innerhalb dieser Norm zugelassenen Varianten könnte zur Stützung der im übrigen unanfechtbaren Argumentation herangezogen werden. – Im zweiten Teil der Arbeit soll dann die Skripta aufgrund weiter verbreiteter Züge einem größeren Skriptaraum zugewiesen werden. Die Kriterien sind: Graphie *-h* für das Resultat von *-CT-*; Graphie *i* (*y*), *g* für das Resultat von *-SI-*; Graphien *g*, *z*, *s*, *i* für das Resultat von *-Di/e/u-*; Graphien *g*, *i* für die Resultate von *-C^{e/i}-*, *-Ti-*; *-il > -iel*; *-r > -z-*; *lⁱ > l^j*; die Form *meteish*; der Artikel *lhi* für *li*; *-LL- > -l-*; *aquetz* für *aquests*; Konditionalformen 6. pl. ohne *-n*; Subj. vom Typus *dormigues*; ferner die Lexien *avoras*, *coma*, *tot en darrier*, *joine* und *veire*. Aufgrund dieser Kriterien gelingt es ihm, für das 14. Jh. die Existenz eines zentralokzitanischen Skriptaraums wahrscheinlich zu machen, der im wesentlichen das Rouergue, Albigeois und Quercy umfaßt (mit Ausläufern im Bas-Limousin und im Raum Béziers-Montpellier). Dieser zentrale Raum würde zu den Skripträumen Limousin-Périgord im Norden, Gascogne im Süden und Provence im Osten in Opposition stehen¹⁵.

16. Gaston Tuailon, *Le franco-provençal: Progrès d'une définition* (p. 293–339). – In einer meisterlichen Studie stellt Tuailon die Geschichte der Erforschung des Frankoprovenzalischen und seiner Definition dar: die «Vaterschaft Ascolis», dessen Auseinandersetzung mit Paul Meyer¹⁶, die Diktatur des Letzteren, die es französischen Forschern fast unmöglich macht, eine andere Auffassung zu vertreten, bilden gewissermaßen den Auftakt. Nur schüchtern können sich in Frankreich vorerst Befürworter einer romanischen Sprache «Frankoprovenzalisch» zu Wort melden (Philipon, Devaux) – wenn man von Clédat absieht. In der Schweiz stellen sich Odin und Gauchat zuerst auf die Seite der «französischen Schule», doch sollte der letztere (wohl v.a. unter dem Einfluß von Hornings berühmtem Artikel [1893]) konvertieren. In Deutschland dagegen war man Ascolis Grundthese von Anfang an besser gesinnt: Suchier und Meyer-Lübke setzten sich für sie ein, und Hornings Artikel¹⁷ brachte einen eigentlichen Durchbruch. Von nun an ging es nicht mehr darum, die Existenz des Frankoprovenzalischen anzunehmen oder abzulehnen, sondern es abzugrenzen und seine Entstehung zu erklären. Während Duraffour v.a. den inneren Zusammenhalt herauszuarbeiten versucht, liefert Hasselrot aufgrund des Kriteriums «auslaut. A nach Palatal > i» zwar kein ideales, aber doch wohl das bestmögliche Abgrenzungskriterium. Was die Entstehung angeht, so wird Wartburgs Burgundertheorie sehr ausführlich dargestellt und als unhaltbar ausgewiesen. Da weitere Arbeiten zeigen, daß nur die Südgrenze scharf, der Norden dagegen gegenüber dem Französischen «permeabel» ist (Gardette, Lobeck, Jud, Escoffier usw.), und die historischen

¹⁵ An kleineren Details wäre zu kritisieren: p. 257: die Formulierung «la graphie *-i* représentant le son *-z-*» (lat. intervok. S) dürfte kaum zutreffen: *i* steht wohl nicht für *z*, sondern für eine Reduktionsstufe von *z*; p. 264: *-h* ist nicht das lautliche Resultat von lat. *-CT-*, wie man aus der Kapitelüberschrift entnehmen könnte, sondern eine Graphie für dieses lautliche Resultat (*ts* oder *tš*); p. 268: die Entwicklung von *-r > -z-* kann nicht als Rhotazismus, sondern höchstens als «Sigmatismus» bezeichnet werden.

¹⁶ Etwas erstaunt stellt man fest, daß bei der Diskussion um die Frage der Dialekt- und Sprachgrenzen der Name Schuchardt nicht erwähnt wird; wenn dieser auch nicht direkt in die Polemik eingegriffen hat, stellt sein 1870 verfaßter, aber erst 1900 veröffentlichter Beitrag «Über die Klassifikation der romanischen Mundarten» (Graz 1900) doch eines der wichtigsten Dokumente zum Thema Dialektgrenzen im allgemeinen dar.

¹⁷ A. HORNING, *Über Dialektgrenzen im Romanischen*, *ZRPh.* 17 (1893), 160–187.

Gegebenheiten die Annahme einer früheren Entstehung des Frankoprovenzalischen widerlegen, kommt Tuaillon dazu, es als eine Art Protofranzösisch zu definieren, das die späteren Entwicklungen des Französischen nicht mehr mitgemacht hat; diese würden zumindest teilweise auf das im Südosten nicht wirksame fränkische Superstrat zurückgehen.

17. Jean-B. Martin, *L'article défini en francoprovençal central* (p. 341–397). – Martin untersucht die Morphologie des «bestimmten» Artikels im Zentralfrankoprovenzalischen aufgrund des Materials, das Band I des *Atlas linguistique et ethnographique du Jura et des Alpes du Nord* (1971) enthält, und einer Reihe von Texten, die aus dem 16.–19. Jh. stammen. Moderne Feldaufnahmen und Aussagen der Texte werden immer getrennt dargestellt und so gewisse Verschiebungen in den einzelnen Teilbereichen aufgezeigt. Die Arbeit zerfällt in zwei Hauptteile: im ersten wird der bestimmte Artikel für sich, im zweiten hinsichtlich der (vorhandenen oder fehlenden) Kontraktion mit den Präpositionen *de* und *à* (bzw. *en*) untersucht. Beide Hauptteile sind dann wiederum dahingehend gegliedert, daß zuerst die verschiedenen Artikel-signifikanten für die vier Positionen m.sg., m.pl., f.sg., f.pl. hinsichtlich ihrer Verbreitung dargestellt werden; anschließend wird dann für die einzelnen Aufnahmepunkte aufgrund der formalen Differenzierung der vier Positionen bzw. allfälliger Synkretismen der Strukturtypus des Artikelbereichs festgelegt und die Verbreitung der verschiedenen Typen ermittelt. Die sowohl synchronische wie diachronische, sowohl lautlich-deskriptive wie morphologisch-strukturelle Darstellung führt zu dem nicht gerade unerwarteten Ergebnis, daß Modifikationen einzelner Formen relativ leicht möglich sind, solange dadurch die Strukturierung des Teilbereichs 'Artikel' als solche nicht in Frage gestellt wird. Die verschiedenen Punkte bewahren vom 16. bis 20. Jh. meist den gleichen Strukturtypus, auch wenn die Formen wechseln.

Peter Wunderli



PIERRE BEC, *Manuel pratique de philologie romane*; vol. I (italien, espagnol, portugais, occitan, catalan, gascon), Paris (Picard) 1970, X + 558 p., + 11 cartes; vol. II (français, roumain, sarde, rhéto-frioulan, francoprovençal, dalmate; phonologie; index), Paris (Picard) 1971, 643 p. + 14 cartes.

Allgemeines

Seit den *Eléments de linguistique romane* von Edouard Bourcier, deren erste Auflage auf das Jahr 1910 zurückgeht¹, ist in Frankreich kein Handbuch der vergleichenden Romanistik mehr veröffentlicht worden. Dieser Sachverhalt hat Pierre Bec veranlaßt, in Zusammenarbeit mit Octave Nandris für das Rumänische und Žarko Muljačić für das Dalmatische, das vorliegende *opus magnum* zu verfassen. Methodisch ist er dabei ganz anders als sein Vorläufer verfahren: er wählte die seit Karl Voretzsch bewährte induktive Methode, d.h. daß die einzelnen romanischen Sprachen und Idiome aufgrund verhältnismäßig langer Textstellen aus der mittelalterlichen Literatur (natürgemäß mit Ausnahme des Rumänischen) charakterisiert und typologisiert werden. Der dem Wort für Wort-Kommentar innewohnenden Gefahr der «Atomisierung», die eine synthetische Schau der romanischen Sprachen nahezu verunmöglicht, versucht der Verfasser durch die die einzelnen Kapitel einleitenden, knappen Übersichten über Phonetik, Morphologie, Syntax und Wortschatz der betreffenden Sprache mit ihren Dialekten, durch überaus zahlreiche Querverweise von einem Kapitel zum andern, durch de-

¹ Die 5., von JEAN BOURCIEZ durchgesehene und korrigierte Auflage ist 1967 erschienen.

taillierte Indices (am Ende des II. Bandes: *Index des formes*, p. 475–614, und vor allem dem *Index analytique*, p. 615–634) und durch vergleichende Exkurse innerhalb der Wort- und Formenkommentare (z.B. über das romanische Futurum, I, p. 151–152, u.a.) zu begegnen. Eine eigentliche Synthese wird nur im Appendix I: «Eléments de phonologie romane» (II, p. 417–470) geboten. Bec umreißt Wesen und Perspektive seines Werkes folgendermaßen: «Ce Manuel n'est pas un livre de linguistique abstraite ou structurale, au sens moderne du mot, mais de *philologie*: c'est-à-dire qu'il se place essentiellement (mais non uniquement), dans une perspective historique et prend ses références de travail dans des textes anciens. Les allusions à la langue moderne y pullulent néanmoins et le renvoi aux formes ou aux structures d'aujourd'hui y est pratiquement systématique: ce qui permet de fixer d'une manière plus lucide, sous le double aspect de la *synchronie* et de la *diachronie*, la typologie de chacun des idiomes étudiés» (I, p. 3–4). Doch die einzige, echte Konzession an die sog. moderne Linguistik ist das soeben erwähnte Phonologiekapitel, auf das wir noch zurückkommen werden. Eine andere als die «philologische» Sicht der Sprachfakten ist bei der gewählten Textbasis auch kaum möglich: «Ce sont des textes *littéraires*, intéressants en soi, et qui, de plus, peuvent fournir l'occasion de développements d'ordre *stylistique* qu'il eût été impossible de greffer sur le commentaire d'une charte ou d'un document historique. (N1: C'est en partie pour cette raison que, pour le gascon par exemple, nous n'avons pas choisi un texte médiéval.) Le point de vue *critique textuelle* n'y est pas non plus négligé, puisque nous sommes parfois amené à discuter des *leçons* ou des émendations proposées par tel ou tel éditeur. L'étude de ces divers aspects achève de donner à ce livre, nous semble-t-il, ce caractère de synthèse philologique qu'il a la prétention de posséder. Nous avons choisi en outre des textes variés: *poésie* (mystique, épique, lyrique, narrative) et *prose* (textes narratifs)» (I, p. 4). Dieses etwas ambitionierte Streben nach multipler Synthese mittels einer möglichst mannigfaltigen Textbasis halten wir insofern für diskutabel, als auf diese Weise verschiedene Stil- und damit auch Sprachebenen miteinander verbunden werden, so daß es dem linguistischen Ergebnis – und dieses ist das wichtigste Ziel in unsren Augen – an der doch wünschbaren Homogenität mangeln dürfte.

Was die Anordnung der romanischen Sprachen betrifft, hat der Verfasser das Prinzip der Entwicklungsprogression befolgt, d.h. er geht den Weg von der im Vergleich zur (vulgär-)lateinischen bzw. protoromanischen Basis am wenigsten evoluierten Sprache zu denjenigen, die sich am meisten von besagter Basis entfernt haben. Demnach beginnt er mit dem Italienischen *stricto sensu*. Er wählt jedoch nicht einen genuin toskanischen Text, sondern einen altumbrischen mit der Begründung «que nous avons choisi (sc. la *laude* de Jacopone da Todi) ... parce qu'elle nous permettait une ouverture (modeste mais suffisante) sur la dialectologie italienne» (I, p. 4–5)². Das Evolutionsprinzip wird übrigens nicht konsequent beobachtet, denn Bec unterscheidet überdies nach dem, was man gemeinhin Hochsprachen nennt, und den «langues de diffusion secondaire», zu denen er das Sardische, das «Rätische», das Frankoprovenzalische und das Dalmatische zählt. Das gewissermaßen qualitative Kriterium der regional und provinziell verschiedenen Entwicklung des Lateins, die zur Ausbildung verschiedener Idiome und Sprachen führte, wird also mit dem quantitativen (glottopolitisch und soziolinguistisch motivierten) Kriterium der Verbreitung dieser Idiome und Sprachen verquickt.

² Diese Wahl steht nur scheinbar im Widerspruch zur zwei Seiten zuvor gegebenen Begründung: «le toscan conservant bien des fois inchangé le type du roman commun», womit die Anordnung ja gerechtfertigt wird, ferner zur Aussage I, p. 21: «Le toscan: langue littéraire et officielle..., essentiellement étudiée dans cet ouvrage», da der gewählte Text verhältnismäßig wenige Umbrismen oder gar «Antitoskanismen» enthält.

Die folgende Übersicht gibt einerseits über den Aufbau des Werkes, anderseits über Art und Provenienz der gewählten Basistexte³ Auskunft; die Numerierung ist von uns.

A. 1. Italaromanisch: Italienisch und Vulgärlatein, I, p. 15–184: Jacopone da Todi (um 1236–1306), *Laude* XXIV.

2. Iberoromanisch:

2.1. Spanisch (lies Kastilisch), I, p. 187–310;
Poema de mio Cid (um 1140), Vers 2383–2542.

2.2. Portugiesisch, I, p. 311–393;
A Demanda do Santo Graal (Hs. des 15. Jh.s, basierend auf einer zwischen 1250 und 1284 entstandenen Prosaübersetzung), I, §§ 1–5.

3. «Occitano-Roman»:

3.1. Okzitanisch, I, p. 395–462:

3.1.1. Bernart de Ventadorn (12. Jh.), *Quan vei la laudeta ...*

3.1.2. Zum Vergleich wird ein moderner Text in normalisierter Orthographie, phonetischer Transkription mit französischer Übersetzung von Jean Boudou, *La mort del pepin* (1966) beigefügt.

3.2. Katalanisch, I, p. 463–508:
Joanot Martorell, *Tirant lo Blanch*, Kap. CCXXX (1462–63, ed. 1490), Prosaroman.

3.3. Gaskognisch, I, p. 509–554:

3.3.1. Pey de Garros (1525/30–1583 ?), *Les Eglogues*, V, Vers 28–88 (1567).

3.3.2. Zum Vergleich wiederum ein moderner Text, und zwar eine Volkserzählung aus dem Armagnac: *Lo Rei de las Agraulas*, nach denselben Prinzipien wie 3.1.2.

4. Nördliches Galloromanisch: Französisch, II, p. 1–132:
Chrétien de Troyes, *Le Chevalier de la Charrete* (zwischen 1177 und 1181), Vers 4423–4573.

5. Balkanromanisch: Rumänisch, II, p. 133–262:

5.1. *Palia de la Orăștie* (die beiden ersten Bücher des Alten Testaments, 1582): Textprobe von 8 Zeilen.

5.2. Ion Neculce (1672 ?–1745 ?), *Letopisetul Țării Moldovei*: Textprobe von 8 Zeilen aus den Annalen dieses moldauischen Bojaren.

5.3. Mihai Eminescu (1850–89), *La Steaua*.

5.4. Liviu Rebreanu (1885–1944): Textprobe von 19 Zeilen aus dem Roman *Pădurea spînzuraților*.

Wir sehen also, daß der für die anderen Hochsprachen geltende Grundsatz mißachtet wird, indem sich aufgrund von vier kommentierten Texten ein diachronisches Bild des Rumänischen vom 16. bis zum 20. Jh. direkt ergibt.

B. «Langues de diffusion secondaire»:

6. Sardisch, II, p. 265–304:

6.1.1. *Condaghe* (11. Jh.).

6.1.2. *Statuten der Gemeinde Sassari* (14. Jh.).

6.2. Es folgen kurz kommentierte moderne Texte in Logudoresisch (aus Ozieri und Bitti), Kampidanisch (aus Cagliari) und Galluresisch (aus Tempio), ferner Transkri-

³ Mit ganz wenigen Ausnahmen ist allen Texten eine französische Übersetzung beigegeben.

tionen mündlich überliefelter Lieder aus dem Campidano, Sprichwörter aus den verschiedenen Regionen Sardiniens, endlich je ein logudoresischer, nuoresischer und kamidanischer Text mit wörtlicher französischer Übersetzung.

7. «Rhéto-frioulan», II, p. 305–355:

7.1. Surselvisch: *Quella dil cavrer*, eine Geschichte aus S. M. Nay, *Bien di, bien onn*, mit phonetischer Umschrift.

7.2. Oberengadinisch: *La s-churdüna de la glüna e la chevra*, von Sch. Vonmoos (*Raguints II*).

7.3. Unterengadinisch: *L'istorgia da la l'interna*, von W. Vital.

Alle Texte auch ganz oder teilweise in phonetischer Umschrift.

7.4. Zentralfriaulisch: Textproben aus *Lis Aganis del judri* und *Primevere su l'aghe*, von Caterina Percoto (1812–87); auch in phonetischer Umschrift.

7.5. Alte Texte:

7.5.1. *Einsiedler Fragment* (Anfang 12.Jh.).

7.5.2. Bifrun (1560), *Das Neue Testament* (Lukas 2).

7.5.3. Chiampel (1562), *Psalter*, Psalm CXXX.

8. Frankoprovenzalisch, II, p. 357–391:

8.1. Altfrankoprovenzalisch bzw. Altllyonesisch: Marguerite d'Oingt (?–1310), *Vie de Sainte Béatrix d'Ornacieux*, §§ 109–120.

8.2. Neufrankoprovenzalisch:

8.2.1. Mundart des Forez: *La vachi ensorcela*, mit phonetischer Umschrift.

8.2.2. Savoyisch (Maurienne): *La vie du petit ramoneur savoyard*.

8.2.3. Mundart der Waadt: *Lo menon dè la dama dè Mathoud*, von Louis Favrat.

9. Dalmatisch, II, p. 393–416:

9.1. Zwei altdalmatische Textproben.

9.2. Probe der Sprache des letzten Veglioten (nach der Aufnahme von Matteo Bartoli).

Diese Übersicht zeigt, vor allem im Teil B, erhebliche Inkonsistenzen in der Präsentation des Materials. Man darf sich füglich fragen, ob es nicht angezeigter gewesen wäre, in allen Fällen modernsprachliche Texte als Beschreibungsbasis zu wählen und im Kommentar jeweils historische Perspektiven zu eröffnen, eventuell unter Beifügung einiger Textproben zur Illustration der älteren Sprachetappen, also ungefähr so, wie Bec im Falle des «Rhéto-frioulan» vorgegangen ist. Das ganze Werk hätte dadurch an Einheitlichkeit gewonnen. Der «progressive» Charakter des Französischen, seine starke Abweichung von der protoromanischen Basis, die Opposition zwischen altfranzösischer und neufranzösischer Latinität, tritt in der neufranzösischen Phase auf allen Gebieten, insbesondere auf denen des Wortschatzes und der Morphosyntax, ungleich schärfer zutage als in der altfranzösischen. Beim von uns postulierten Prozedere würde sich natürlich auch das Problem, ob ein Idiom als «Sprache» zu bezeichnen ist, anders stellen. Dürfte man dann das Neuokzitanische und Neugaskognische noch als solche qualifizieren? Als engagierter Okzitanier ist Bec mit dem von ihm angewandten Darstellungsprinzip dieser Frage aus dem Wege gegangen. Sind ferner das Friaulische (und das nicht exemplifizierte Dolomitenladinische), die sich glottopolitisch in einer völlig andern Situation befinden als das als Landessprache anerkannte Rätoromanische Graubündens, im gleichen Sinn «Sprachen» wie dieses? Auf der tabellarischen «Classification des langues romanes» (II, p. 472–473), die übrigens traditionell West- und Ostromania voneinander scheidet – auf die Fragwürdigkeit dieser Scheidung soll hier nicht eingegangen werden –, fehlt unter «romanche» der Hinweis, daß diesem die Würde einer «langue littéraire» doch wohl

zukommt, um so mehr als II, p. 313, anerkannt wird, daß es «une littérature non négligeable» besitze. «Langue littéraire» ist demnach für Bec nur ein Idiom, das eine verkehrs- und literatursprachliche Koiné entwickelt hat. In diesem Sinne dürfte das Frankoprovenzalische gewiß nicht als «langue» bezeichnet werden. Obwohl in den einzelnen Kapiteln die Problematik Idiom – Regiolekt/Dialekt/(Soziolekt) – (Hoch- bzw. Standard-)Sprache (unter Berücksichtigung aller Kriterien, die eine solche Qualifikation bestimmen) angesprochen wird, wäre es unseres Erachtens wünschenswert gewesen, wenn sich der Autor zu diesem ganzen Fragenkomplex in einem eigenen Einleitungskapitel geäußert hätte.

Besonderes

Im folgenden möchten wir das Werk kapitelweise durchgehen und gegebenenfalls einige Ergänzungen und Bemerkungen anbringen. Es versteht sich von selbst, daß es im Rahmen einer normalen Rezension völlig ausgeschlossen ist, auf die ganze Fülle von sprachlichen Fakten, die Bec vor seinem Leser ausbreitet, im einzelnen einzugehen. Die Kritik wird deshalb nur punktuell ausfallen.

Die «Bibliographie générale et critique» (I, p. 11–14; Addenda et Corrigenda II, p. 637–638) wäre zu ergänzen durch G. Rohlfs, *Romanische Sprachgeographie. Geschichte und Grundlagen, Aspekte und Probleme mit einem Versuch eines Sprachatlas der romanischen Sprachen*, München 1971. Auch der Vorläufer dieses Werkes: *Lexikalische Differenzierung der romanischen Sprachen*, München 1954, ist nicht zitiert. – G. Rohlfs, *Einführung in das Studium der Romanischen Philologie. I. Allgemeine Romanistik. Französische und provenzalische Philologie*, liegt seit 1966 in 2. Auflage mit einem Supplement für die Jahre 1950–1965 vor. – Versehen und Druckfehler: I, p. 12: Wartburg hat die Ausgliederung, nicht die Zergliederung der romanischen Sprachräume verfaßt. – I, p. 13: Zeitschrift für Romanische Philologie. – II, p. 638: Helmut Lüdtke. Von diesem Autor hätte auch seine *Geschichte des romanischen Wortschatzes*, 2 Bände, Freiburg/Br. 1968, Erwähnung verdient.

1. Italienisch. – Zur Bibliographie. Seit der Niederschrift des Kapitels hat sich diese erheblich bereichert. Einige bereits früher erschienene Werke hat Bec offenbar übersehen: ad a) Ž. Muljačić, *Introduzione allo studio della lingua italiana*, Torino 1971. – R. A. Hall, *Bibliografia essenziale della linguistica italiana e romanistica*, Firenze 1973. – G. Devoto, M.-L. Altieri, *La lingua italiana, storia e tendenze attuali*, Torino 1968. – O. Parlangèli, *La nuova questione della lingua*, Brescia 1972. – G. Devoto, *Il linguaggio d'Italia. Storia e strutture linguistiche italiane dalla Preistoria ai nostri giorni*, Milano 1974. – Ad b) P. Tekavčić, *Grammatica storica dell'italiano*, 3 vol., Bologna 1972. – K. Lichem, *Phonetik und Phonologie des heutigen Italienisch*, München 1969. – B. Migliorini, C. Tagliavini, P. Fiorelli, *Dizionario d'ortografia e di pronuncia*, Torino 1969. – Ad c) A. Castellani, *I più antichi testi italiani. Edizione e commento*, Bologna 1973. – Ad e) A. Marchese, A. Sartori, *Il segno, il senso. Grammatica moderna della lingua italiana*, Milano 1970. – Ad g) G. Devoto, G. Giacomelli, *I dialetti delle regioni d'Italia*, Firenze 1972. – Inzwischen ist der 3. Band von M. Cortelazzo, *Avviamento critico allo studio⁴ della dialettologia italiana: Lineamenti di italiano popolare*, Pisa 1972, erschienen. Nach kurzen «Généralités» über die geographische Verbreitung des Italoromanischen⁵ (unter Ausklammerung des Sardischen und «Rätschen»), über das Toskanische und das Werden einer

⁴ I, p. 18, ist dieser Titel unkorrekt zitiert.

⁵ Zu I, p. 19: In der Schweiz ist Italienisch Landes- und Amtssprache nicht nur im Tessin, sondern auch in den politisch zu Graubünden gehörigen Tälern Calanca, Mesolcina (Mesocco, Roveredo), Bregaglia und Poschiavo.

Literatursprache⁶, über die Gliederung der italienischen Dialekte⁷, folgt eine knappe Typologie des Toskanischen (Phonetik, Morphologie, Syntax, Wortschatz⁸), der gallo-italienischen und der mittel- und süditalienischen Dialekte (Phonetik, Morphosyntax), dazu einige Sätze über die ältesten italienischen Sprachdenkmäler. – Eine Beschreibung der spärlichen bekannten Fakten aus dem Leben des Jacopone da Todi und eine literarische Würdigung seiner *Laudi*⁹ leiten den Hauptteil des Kapitels ein. Zum Kommentar einige Bemerkungen:

I, p. 45: *a mia mate* möchte der Verfasser als einen Genetiv mit *a* statt *di* interpretieren und übersieht, daß die Präposition *a* hier von der Redewendung «stare in ventre *a sua madre*» herführt. In ähnlichen Kontexten (cf. *stare in spalla a suo padre*, u.ä.) ist *a* durchaus nicht außergewöhnlich und auch kein Zeugnis für eine «syntaxe populaire» nach französischem Muster *le jardin à mon père*.

I, p. 55: Einmal mehr wird hier die 6. Person *amano* mit analogischem *-o* nach *sono* ‘sie sind’ erklärt, das seinerseits nach *sono* (< SUM), seinerseits wiederum analogisch nach *canto* usw., gebildet worden wäre. Überzeugender ist wohl die Auffassung, daß das *-o* in allen Fällen auf der italienischen Idiosynkrasie für konsonantischen Wortauslaut beruht: SUM > *son*, SUNT > *son*, CANTANT > *cantan*, AMARUNT > *amaron* + *-o*, genau wie das paragogische *-a* im Sardischen (AMAT > *ámata*) und *-i* im Lukanischen (PORTAT > *pórtati*).

I, p. 65: Warum muß *sto* auf *STAU beruhen, weil wir asiz. *stao* und aprov. *estau* haben? It. *sto* kann ebensogut direkt auf lat. *STO* basieren. Für *do*, angeblich aus *DAU, liegt ein Widerspruch zu p. 84 vor, wo gesagt wird, dieses käme von *DO*.

I, p. 68: Die bei Cecco Angiolieri belegte Form *dad* (vor Vokal) ist in unseren Augen kein Beweis für die Existenz eines vlt. DE + AD, sondern ist analogisch nach *e* + Konsonant – *ed* + Vokal gebildet.

I, p. 83: Diskussionslos wird die Erklärung Meyer-Lübkes, der auch Rohlfs (It.Gr. III, § 878) beipflichtet, übernommen, die Präposition *senza* komme von ABSENTIA. So sicher ist die Sache denn doch nicht (cf. FEW 11, 643 b, DCELC 4, 231)! Wäre es so abwegig, in it. *senza* (cf. atosk. *sanza*) einen Französismus zu erblicken?

I, p. 142, 143, 147: «e l’om com’ha *scelo* / che qui l’ha cercata!». Bec bezeichnet *scelo* als «mot douteux». Franca Ageno übersetzt es mit ‘desiderio ardente’ unter Bezugnahme auf kalabr. *scilu* (cf. Rohlfs, *Tre Calabrie*, p. 285, sub *spilu*). Die Editio princeps gibt eine Variante

⁶ Die Behauptung Becs, mit dem Erscheinen der *Promessi Sposi* sei die questione della lingua «définitivement vidée» gewesen (I, p. 19), entspricht nicht den Tatsachen. Die questione wurde durch Manzoni nur neu gestellt; sie komplizierte sich übrigens in der Folge, da gerade in jenen Jahren das Italienische allgemeine Verkehrssprache wurde. Auch auf ASCOLIS grundsätzliche Stellungnahme zur Frage im Proömium des *AGI* wäre geziemend hinzuweisen.

⁷ I, p. 21, sollte unter «Le toscan» angegeben werden, daß dieses nicht nur «langue littéraire et officielle» ist, sondern daß es toskanische Mundarten gibt, die sich erheblich von der Hochsprache, die ja sowieso nicht mit dem heutigen Toskanischen schlechthin gleichgesetzt werden darf, unterscheiden.

⁸ I, p. 23: Unter der Überschrift «Conservatisme lexical du latin classique» führt Bec u.a. *verro*, *nembo*, *grembo*, *lido* an. Dazu ist folgendes zu sagen: *verro* ist ein Kultismus (ausgenommen in den südit. Mundarten, wo *vierra* usw. – falls die Etymologie überhaupt stimmt, – ‘capriccio’ bedeutet); ebenso *nembo*. *Grembo* stellt nicht das intakte lat. GREMIUM dar, sondern beruht auf einer Kontamination mit *lempo*. Endlich kann *lido* nicht als ein im «Italienischen» erhaltenes lat. Wort gelten, da es im Italienischen ein Venetianismus ist.

⁹ Bec folgt der Edition von FRANCA AGENO, Firenze 1953, berücksichtigt aber auch die toskanisierte Editio princeps (Bonaccorsi 1490).

«e l'om como scelo» und interpretiert *scelo* als *sce* = 3. Pers. Präs. Ind. von *scire* + *lo* = enklit. Pronomen. Bec vermutet eine Verbindung zwischen *scelo* und *zelo*. Uns scheint sich eher eine Verbindung mit *assillo* 'affanno, tormento' aufzudrängen; das Wort ist in zahlreichen Dialekten Nord-, Mittel- und Süditaliens lebendig (z.B. kalabr., siz. *siddu* 'molestia, tedio') und würde semantisch ausgezeichnet passen: 'quel tourment pour celui qui l'a cherchée ici-bas!'. Bec übersetzt unbegreiflicherweise mit 'honte'.

2. Iberoromanisch. – Die in Hispanien entstandenen romanischen Sprachen werden, wie bereits angedeutet, vom Verfasser auf die Rubriken Iberoromanisch (Spanisch, Portugiesisch) und «Occitano-roman» (Katalanisch) verteilt. Ein solches Vorgehen berücksichtigt einen großen Teil der historischen Entwicklung nicht, denn schließlich hat Katalonien seit dem 13. Jh. das Schicksal der restlichen iberischen Halbinsel geteilt. Mit der Reconquista Valencias und Malloras kehrte das Katalanische dem Galloromanischen den Rücken.

2.1. Spanisch. – Zur Bibliographie. Aufgrund eines Versehens werden I, p. 189, die Werke *Gramática histórica española* (Madrid 1951) und *Lingüística general y española* (Madrid 1951) A. Zauner zugeschrieben; ihr Verfasser ist V. García de Diego. Zu ergänzen ad a) *Encyclopédia lingüística hispánica*, Madrid 1960ss. – H. Serís, *Bibliografía de la lingüística española*, Bogotá 1964. – G. Tavani, *Preistoria e protostoria delle lingue iberiche*, L'Aquila 1968. – A. Tovar, *La lucha de lenguas en la Península Ibérica*, Madrid 1968. – A. Zamora, *ialectología española*, Madrid 1967. – B. Malmberg, *La América hispanohablante*, Madrid 1971. – Ad b) D.J. Gifford & F. W. Hodcroft, *Textos lingüísticos del medioevo español, preparados con introducciones y glosario*, Oxford 1966. – M. Alvar, *Textos hispánicos dialectales. Antología histórica*, Madrid 1960. – Ad d) S. Fernández Ramírez, *Gramática española*, Bd. I, Madrid 1951. Historische Wörterbücher werden keine genannt; unseres Erachtens gehörte zumindest das Wörterbuch der Akademie erwähnt: *Diccionario histórico*, Madrid 1933–36 (A–Ce) und 1960ss. (A–).

In den «Généralités» wird ein knapper Abriss über die Verbreitung des Spanischen¹⁰, die Ausbreitung des Kastilischen und die spanischen Dialekte gegeben. Es folgt die Aufzählung der wichtigsten phonetischen, morphologischen, syntaktischen und lexikalischen Charakteristika des Kastilischen, die Darstellung einiger dialektaler Züge des Leonesischen, Aragonesischen, der südspanischen Mundarten und des Hispanoamerikanischen; endlich werden die ältesten Sprachdenkmäler kurz vorgestellt.

Die Wahl eines Ausschnittes aus dem *Cantar de mio Cid*, um das Spanische zu präsentieren, scheint uns weder originell noch gerade glücklich. Einmal steht seit 1908 den Romanisten die kritische und diplomatische Edition von R. Menéndez Pidal zur Verfügung, dann kann man sich fragen, ob für eine Einführung ins Kastilische ein Text geeignet ist, der im 12. Jh. verfaßt, nur in einer nicht besonders guten Kopie aus dem 14. Jh. überliefert und überdies nicht rein kastilisch ist. Wäre es nicht besser gewesen, beispielsweise einen Text von Alfonso el Sabio zu wählen, dessen Werk in zuverlässigen, zeitgenössischen Handschriften auf uns gekommen ist? Aus den einführenden Zeilen Becs (I, p. 204–207) geht übrigens hervor, daß er die letzten Untersuchungen Menéndez Pidals über die beiden Autoren des *Cid* nicht kennt (cf. R. 82 [1961], 145–200).

¹⁰ Die Zahl der Hispanophonen wird mit 140 Mio. angegeben, «ce qui place l'espagnol immédiatement après le russe, l'anglais et le chinois» (I, p. 191). Der Statistik der UNO zufolge wurden 1970 142 Mio. gezählt; damit steht das Spanische an vierter Stelle nach dem Chinesischen, dem Englischen und dem Hindi-Urdu.

Zum Kommentar einige Bemerkungen:

I, p. 208 und 215: Der bestimmte Artikel *el* geht auf den Akkusativ *ILLUM* und nicht auf den Nominativ *ILLE* zurück; cf. B. Pottier, *Lingüística moderna y filología hispánica*, Madrid 1968, p. 54–57.

I, p. 212: Im Kontext *ívalos ferir* hat, entgegen der Meinung Becs, das Verb *um ir* Hilfsverbfunktion, allerdings perfektische.

I, p. 245: Beim *Futurum veerte as, saludar nos hemos* = modernsp. *te verás, nos saludaremos*, wäre hinzuzufügen, daß diese Infinitiv und Hilfsverb voneinander trennende Syntax (heute noch im Portugiesischen) nur in Hauptsätzen und nie in Nebensätzen vorkommt.

I, p. 248: Zur Konkurrenz von *haber* und *tener* ist zu sagen, daß *haber* längst vor dem 17. Jh. seine possessive Funktion verloren hat. Cf. die Statistiken von M. Criado de Val über die *Celestina* (1499).

2.2. Portugiesisch. – Zur Bibliographie. Ad a) L. F. Lindley Cintra, *Nova proposta de classificação dos dialectos galego-portugueses*, *Boletim de Filologia* 22 (1964–71), 81–116. – X. Alonso Montero, *Informe – dramático – sobre la lengua gallega*, Madrid 1973. – Von der *História da língua portuguesa* von S. da Silva Neto liegt eine 2. Auflage (Rio de Janeiro 1970) vor. – Ad c) Das etymologische Wörterbuch von J. P. Machado erscheint seit 1967 in zweiter, verbesselter Auflage. – Ad f) M. J. de Moura Santos, *Os estudos de linguística romântica em Portugal de 1945 a 1960* (Separata do vol. II do Suplemento bibliográfico da *Revista Portuguesa de Filologia*), Coimbra 1966¹¹.

Die Einleitung ist ähnlich aufgebaut wie im Kapitel über das Italienische und Spanische. Die Besprechung des portugiesischen Wortschatzes (I, p. 318) hat sich der Verfasser leicht gemacht, indem er schreibt «4. Lexique: cf. espagnol». Dies ist wohl ungenügend, um so mehr als er dort die spezifischen Züge des portugiesischen gegenüber dem kastilischen Wortschatz nicht hervorhebt¹². – Zur Wahl des Basistextes sei festgehalten, daß *A Demanda do Santo Graal* kein originales Werk, sondern eine bearbeitete Übersetzung aus dem Französischen ist. Wenn Bec schon eine solche Wahl – statt einen portugiesischen Originaltext heranzuziehen – getroffen hat, warum hat er dann nicht auch für das Kastilische und das Katalanische Gralsübersetzungen als Basistexte gewählt, womit er eine einheitliche Vergleichsgrundlage erhalten hätte? – Einige Bemerkungen zum Textkommentar:

I, p. 332: Im Zusammenhang mit erhaltenem intervok. *-n-* führt Bec *vinagre* unter den Beispielen auf. Das Wort ist ein Gallizismus (aptg. *azedo*). Auch *manada* 'Herde' könnte ein durch die «Mesta» verbreiteter Kastilianismus sein.

I, p. 340: Neusard. log. *preguntare*, camp. *-ai* (neben *-o-*, cf. *DES* II, 246) ist wahrscheinlich und kat. *preguntar* ist sicher eine moderne Entlehnung aus dem Spanischen. – Etwas allgemeines: Die Darstellung des Wortschatzes beruht, der Natur der Darstellungsweise Becs gemäß, weitgehend auf Zufall. So wird denn der Typus *PERCONTARE* gegenüber *DEMANDARE* für den Begriff 'fragen' in der Rubrik «Portugiesisch» behandelt. Anderseits findet sich die Erklärung von sp. *amarillo*, ptg. *amarelo* 'gelb' in der Rubrik «Italienisch» (I, p. 78), übrigens unvollständig dargestellt, da sich bereits bei Isidor von Sevilla ein Hinweis auf Farb-

¹¹ Die portugiesische Orthographie ist schlecht überwacht: *filologia*, nicht *filología*, *língua*, nicht *lingua*; cf. auch p. 243 *sahir*, p. 364, aber – richtig – *sair*.

¹² Cf. L. F. LINDLEY CINTRA, *Alguns casos de diferenciação lexical entre o português e o castelhano literários dos séculos XIV–XV*, in: *Atti VII Congresso Firenze 1956*, vol. II, p. 127–140, und neuerdings W. PÖTTERS, *Unterschiede im Wortschatz der iberoromanischen Sprachen. Beitrag zu einer vergleichenden spanisch-portugiesischen Semantik*, Köln 1970.

bedeutungen von *amarus* findet (XVII, VII, 1: «Smaragdus a nimia viriditate vocatus; omne enim satis viride amarum dicitur»). Ebenso wird I, p. 355, unter ptg. *serviço* zu Unrecht behauptet, kat. *servei* sei die erbwörtliche Entwicklung; eine solche müßte **serviu* lauten.

I, p. 357: Das Verbum *coitar* und das deverbale *coita* werden als autochthon betrachtet. Es handelt sich zweifellos um Entlehnungen aus der aprov. Dichtersprache.

3. «Occitano-roman». – In diesem Kapitel befindet sich Bec auf seinem eigensten Forschungsgebiet: dementsprechend sind die Abschnitte über das klassische Okzitanisch (p. 397–462) und das Gaskognische (p. 509–554) ausgezeichnet und jedem Romanisten zu empfehlen. Hingegen haben wir schon unser Befremden ausgedrückt, daß das Katalanische ziemlich «à la cavalière» unter «occitano-roman» subsumiert wird. Für diesen Abschnitt (p. 463–508) bestehen denn auch nicht nur Bedenken im Grundsätzlichen, sondern es drängt sich auch Kritik im einzelnen auf. – Ergänzungen und Neuerscheinungen zur Bibliographie: ad a) der Forschungsbericht in NORTE, Amsterdam 1970, ferner A. M. Badia Margarit in den *Actas XI Congr. Madrid* 1965 (1968), p. 46–101; J. Coromines, *Lleures i converses d'un filòleg*, Barcelona 1974 (1971); J. Roca Pons, *Introducció a l'estudi de la llengua catalana*, Barcelona 1971; J. Melià, *Informe sobre la lengua catalana*, Madrid 1970; endlich die soziolinguistisch orientierte Arbeit von A. M. Badia Margarit, *La llengua dels barcelonins I*, Barcelona 1969. Cf. ferner *La linguistique catalane*, Actes et colloques n° 11, p. p. par A. Badia Margarit et G. Straka, Paris 1973. – Ad b) A. M. Badia Margarit, *Problemes de la commutació consonàntica en català*, *Boletim de Filología* 21 (1962–63), 213–335; C. Lleó, *Problems of Catalan Phonology*, Seattle 1970; M. Mata i J. M. Cormand, *Quadres de fonologia catalana*, Barcelona 1974.

In den «Généralités» wird über die Verbreitung des Katalanischen u.a. gesagt «mais aussi dans une grande partie des régions de Valence et d'Alicante» (I, p. 467). Richtiger wäre die Formulierung: im größten Teil des alten Königreichs Valencia, entsprechend den heutigen Provinzen Castellón, Valencia und Alicante. – Zur von Bec skizzierten Typologie des Katalanischen (p. 468–469) drängen sich ebenfalls einige Bemerkungen auf:

ad 1. Warum soll die Nichtpalatalisierung von lat. ū typisch sein? Eine solche Feststellung versteht sich nur in einer französischen Perspektive.

ad 2. Das Ergebnis der Diphthongierung von ē und ō vor Jot, welche p. 496–497 ausführlich besprochen wird, lautet *i* (*llit*) bzw. *u* (*ull*). Eine Zwischenstufe **llieit* bzw. **ueill* ist jedoch nirgends belegt.

ad 3. und 4. Die Oppositionen kat. *llet*, *fet*/okzit. *lait*, *fait* und kat. *col*, *cosa*/okzit. *caul*, *causa* sind aus gesamtromanischer Sicht nicht relevant.

ad 8. Die Palatalisierung der Geminate -NN- ist im Katalanischen nicht einheitlich durchgeführt, cf. *cabana* – *cabanya*, *cana* – *canya*, *bren* – *breny*. Anderseits kann -LL- im Okzitanischen auch den Reflex *l* ergeben; cf. Ronjat, § 303, für die Dep. Ariège, Aude, z.T. Hérault; Var zu -y-. Zur Originalität des katalanischen Wortschatzes, dem Bec nur eine «certaine originalité (mais pas plus qu'en gascon)» zubilligt, cf. G. Colón, *Quelques considérations sur le lexique catalan*, in: *La linguistique catalane*, op. cit., p. 239–287.

Als Basistext wählte Bec den Roman *Tirant lo Blanch* aus dem 15. Jh.; p. 472 N1, behauptet er, die Edition von M. de Riquer (Barcelona 1947) benutzt und die Akzentsetzung nach den Prinzipien der modernen Sprache normalisiert zu haben. Die Edition Riquer hat aber schon Orthographie und Akzentsetzung modernisiert!

Einige Bemerkungen zum Textkommentar:

I, p. 477: *vices* lebte im akat. *veu*.

I, p. 481: Die Typen *est* (ISTE) und *eix* (IPSE) sind heute nicht spezifisch westkatalanisch, sondern nur valencianisch.

I, p. 482–483: Das periphrastische Perfekt (*anar* + Infinitiv) kommt in *Tirant lo Blanch*, wenn auch nicht im gewählten Textstück, vor: «e vaig-la suplicar que em fes gràcia de dir-me son marit si era mort de malaltia o en batalla» (ed. Riquer, p. 118).

I, p. 487–488: Die Konstruktion *en* + substantivierter Infinitiv (*en parlar*) hat im Katalanischen das traditionelle Gerundium nicht ersetzt.

I, p. 492: Nicht alle auf *-o* auslautenden Wörter sind im Katalanischen Lehnwörter; cf. J. Corominas, *Estudis Romànics* 3 (1953), 201–230.

I, p. 497: Bec will in der Entwicklung von *nuyt* zu *nit* analogischen Einfluß des Antonyms *dia* erblicken und übersieht, daß im Altkatalanischen *dia* mit *jorn* koexistierte. Mein Freund Germán Colón hat bei einer Enquête in Artana (Valencia) zudem eine Lautung *frita* < *fruita* 'Obst' festgestellt.

4. Französisch¹³. – Zur Bibliographie einige Ergänzungen, Neuerscheinungen und Korrekturen. Ad a) P. Ronge, *Studienbibliographie Französisch*, 2 Bde., Frankfurt/M. 1971. – R. et E. Martin, *Guide bibliographique de linguistique française*, Paris 1973. – G. Ineichen, *Bibliographische Einführung in die französische Sprachwissenschaft*, Berlin 1974. – E. et J. Bourciez, nicht G.-M. Regula, *Historische Grammatik des Französischen*, 3 vol., Heidelberg 1955/56/66. – K. Togeby, *Précis historique de grammaire française*, Copenhague 1974. – S. Ullmann, *Précis de sémantique française*, Berne 1969. – Ad b) W. Kesselring, *Die französische Sprache im Mittelalter, von den Anfängen bis 1300*, Tübingen 1973. – F. de la Chaussée, *Initiation à la phonétique de l'ancien français*, Paris 1974. – G. Moignet, *Grammaire de l'ancien français. Morphologie. Syntaxe*, Paris 1973. – H. Rheinfelder, *Altfranzösische Grammatik, 2. Formenlehre*, München 1967. – Ad c) O. Bloch, nicht C. – Dauzat-Dubois-Mitterand, *Nouveau dictionnaire étymologique et historique*, Paris 1968. – J. Dubois, R. Lagane (nicht Lagagne), A. Lerond, *Dictionnaire du français classique*, Paris 1971. – E. Huguet, *Dictionnaire de la langue française du seizième siècle*, 7 vol., Paris 1925–67. – Da ein Text von Chrétien de Troyes untersucht wird, sollte Foerster-Breuer, *Wörterbuch zu Kristian von Troyes' sämtlichen Werken*, Tübingen 1966, erwähnt werden.

In den «Généralités» findet man Angaben zur Frankophonie und ihrer Verbreitung¹⁴, über das Verhältnis Französisch/Franzisch, über die wichtigsten Dialekte. Bec schlägt neue Einteilungsbezeichnungen vor: eine «fränkische» Zone (Pikardisch, Wallonisch, Lothringisch, Nordnormandisch, ein Teil des Champenois), eine «burgundische» Zone (Bourguignon, Franc-Comtois), eine «armorikanische» Zone (Ma. des Nordwestens und Anglonormannisch), eine «französische» Zone (Franzisch, Orléanais, Westen und Südwesten des Champenois). Das Poitevinische und das Saintongeais werden als Übergangsdialekte in einer «poitevinschen» Zone zusammengefaßt. Wohin gehören in dieser, *grosso modo* akzeptablen Gliederung

¹³ Cf. die Rezension des II. Bandes und insbesondere dieses Kapitels durch GILLES ROQUES, *ZRPh* 88 (1972), 513–518.

¹⁴ Zu II, p. 6: «en Suisse (1 million environ de 'Francoprovençaux')»; diese Bezeichnung ist auch in Anführungszeichen falsch, da die Mundarten des sog. Berner Juras größtenteils zum Ostfranzösischen gehören; cf. dazu zuletzt M. BURGER, *A propos de la limite nord du francoprovençal*, in: *Actes du Colloque de Dialectologie francoprovençale*, Neuchâtel-Genève 1971, p. 56–69. – Der selbe Irrtum unterläuft Bec auch II, p. 312, N 1, wo er schreibt: «Rappelons que la Suisse dite romande ne parle pas romanche, mais francoprovençal.»

die von Bec nicht erwähnten Mundarten des Berry und des Bourbonnais? Nach Karte Nr. 1 wäre das Berry ein Teil der «franzischen» Zone, was nach unserm Dafürhalten zuerst bewiesen werden müßte, das Bourbonnais würde größtenteils zur «burgundischen» Zone gehören, was wir hingegen als richtig ansehen. – Es folgen «Les grands traits typologiques du français» mit je einem kurzen Abschnitt über das gallische Substrat und das fränkische Superstrat. Wenn II, p. 11 die Nichtpalatalisierung des *k*^a und *g*^a im Pikardischen und Nordnormandischen mit letzterem begründet wird, so wäre hier die Frage zu erörtern gewesen, wieso das germanischem Einfluß weit stärker ausgesetzte Wallonische die Palatalisierung kennt (pik., norm. *câr, gambe/wall. tchâr, djambe*). – Die von Bec festgestellte Opposition einer evolutionistischen Infrastruktur und einer konservativen Suprastruktur, die dem Neufranzösischen sein Gesicht gegeben haben soll, gilt wohl fast ausschließlich für das Gebiet der Phonetik. Diese wird in ihren wesentlichen Zügen p. 12–16 und 19–21 beschrieben; zur Morphosyntax cf. p. 16–17 und 21–23, zum Wortschatz p. 17–19 und 23–24.

Im Abschnitt «Quelques traits dialectaux» werden die wichtigsten Dialekte der langue d'oïl aufgrund der mittelalterlichen Skriptae vorgestellt. Auch hier begegnen wir einer Inkonsistenz, indem das Poitevinische mit einer Passage aus *La gente poitevinrie* (16. Jh.) exemplifiziert wird. – Einige bibliographische Ergänzungen und Korrekturen: J. Chaurand, *Introduction à la dialectologie française*, Paris 1972. – C. Th. Gossen, *Grammaire de l'ancien picard*, Paris 1970; *Französische Skriptastudien*, Wien 1967. – L.-F. Flutre, *Le moyen picard*, Amiens 1970. – H. Goebel, *Die normandische Urkundensprache*, Wien 1970. – G. Rößler, *Zur Problematik der Struktur des nordwestnormannischen Vokalismus*, Wiesbaden 1970. – R. Rohr, *Das Schicksal der betonten lateinischen Vokale in der Provincia Lugdunensis Tertia, der späteren Kirchenprovinz Tours*, Berlin 1963. – Zumindest ein Hinweis auf Wartburg-Keller-Geuljans, *Bibliographie des dictionnaires patois galloromans (1550–1967)*, Genève 1969, wäre am Platz gewesen. – Zu korrigieren: II, p. 26, Ziff. 6: *chiel* < *CĒLU, nicht *chel*; das Beispiel ist zudem schlecht gewählt, da nahezu alle modernpik. Mundarten, offensichtlich unter Einfluß der Hochsprache, das Wort mit *s*- anlauten lassen (cf. *ALF* 285 und Mundartwörterbücher). – Ziff. 7: «groupe secondaire *n/r*», nicht *n/t*. – Ziff. 8: Zur graphischen Erhaltung von ausl. *-t* nach betontem Vokal; in der vorliegenden Fassung ist die Beschreibung dieser Erscheinung irreführend, cf. Gossen, *Gr.pic.*, § 46. – P. 32 wird als Textprobe der frankopikardischen Literatursprache eine Passage aus dem *Jeu de la Feuillée* in der «pikardisierten» Edition von E. Langlois angeführt; cf. jetzt die kritische Ausgabe von O. Gsell, *Das «Jeu de la Feuillée» von Adam de la Halle*, Würzburg 1970, p. 156 und 158. – Wenn für die «armorikanische» Zone p. 31 der frühe Zerfall der Nominalflexion konstatiert wird (cf. auch II, p. 22 N 1), so müßte fürs Pikardische (den Nordosten im allgemeinen und Teile des Ostens) p. 26–27 gesagt werden, daß hier die Zweikasusflexion bis tief ins 14. Jh., zumindest in der Schrift, lebendig gewesen zu sein scheint; cf. unser Aufsatz: *Remarques sur la déclinaison en ancien picard*, *TLL* 9/1 (1971), 197–207.

Die Einleitung schließt mit der Präsentierung der ältesten Sprachdenkmäler.

Der Textkommentar (*Lancelot*, Vers 4423–4573) wird wiederum mit einigen Angaben über Autor und Werk, speziell zu *Lancelot* (nach der Edition Mario Roques) eingeführt. Überblicken wir die im Textkommentar gebotene Information, so ergibt sich, daß sich auf dem Gebiet der Phonetik sozusagen alles Wissenswerte dargestellt findet; ähnliches gilt auch für die Morphosyntax. Die Syntax im eigentlichen Sinn kommt, wie bei einer Textbasis von «nur» 151 Versen kaum anders zu erwarten, indessen zu kurz, obschon ja manches in der Einleitung vorwegnehmend angedeutet ist (Nominalflexion und Konsequenzen ihres Untergangs, Redundanz der morphologischen Markierung, Verwendung bzw. Abwesenheit des bestimmten Artikels, Partitivartikel, deiktische Opposition der Demonstrativa, Verwen-

dung bzw. Abwesenheit des unbetonten Subjektspronomens, Relativpronomen *cui*, Verwendung von Satzeinleitungspartikeln, Inversion des Nominalsubjekts, Parataxe usw.). Im folgenden haben wir stichwortartig die im Textkommentar angesprochenen syntaktischen Probleme (die Zahlen entsprechen der von Bec angewandten Numerierung) zusammengestellt; der Leser wird unschwer erkennen, was – vor allem auf dem Gebiet der Verbalsyntax – nicht zur Sprache kommt.

a) Nominalsyntax: Nicht markierter Dativ I, 9. – *autre* vor nicht determiniertem Substantiv VII, 1.

b) Pronominalsyntax: Verwendung bzw. Abwesenheit des Subjektspronomens I, 15, 16; III, 1, 4; VII, 11, 13; neutrales *il* X, 4; XI, 16. – Neutrales *il* mit demonstrativer Funktion III, 13. – Objektspronomina: *le* II, 13; *vos* VI, 7, *ez* (ECCE) *vos* II, 8. – Wiederaufnahme eines vorangehenden Syntagmas durch Pers. pronomina II, 7. – Verwendung der bet. Formen der Pers. pronomina III, 5, 9, 12; VIII, 5. – Demonstratives *ce* als Beziehungswort eines Nebensatzes XI, 11. – *qui* als unbest. Relativpronomen IX, 22; polyvalentes *que* I, 28.

c) Accord-Fragen: Nicht markiertes neutrales Adjektiv, nicht markiertes Perfektpartizip in unpers. Ausdrücken I, 9; XI, 25. – Numerus des Verbums bei zwei Subjekten I, 13.

d) Verbalsyntax: Konjunktiv nach affirmativen Verba dicendi et sentiendi II, 17. – Funktionen des Imperfekts Konj. I, 28; II, 4; V, 21. – Imperfekt Konj. oder Ind. im hypothetischen Satz I, 32; VIII, 7. – Finaler Infinitivsatz X, 10.

e) Konjunktionen: Funktionen von *que* I, 24, 28. – Satzeinleitendes *si* II, 13; IV, 14; X, 2, 14.

f) Wortstellung: Ergänzungen zwischen Hilfsverb und Perfektpartizip beim Passé composé X, 11, 14. – Inversion bzw. Nichtinversion des Nominal- oder Pronominalsubjekts I, 1; III, 6; IV, 8; VI, 1.

g) Verschiedenes: verstärkendes *ja* III, 16; Wendungen im Sinne des nfr. ‘peu s’en faut’ V, 18.

Es versteht sich von selbst, daß wir im Rahmen eines Handbuches zur Einführung in die romanischen Sprachen nicht eine detaillierte Syntax einer bestimmten romanischen Sprache erwarten dürfen. Die u. E. doch empfindlichen Lücken beweisen jedoch einerseits den Nachteil der von Bec gewählten Methode, bei der zuviel dem Zufall des Vor- oder Nichtvorkommens einer syntaktischen Erscheinung überlassen wird, anderseits sind sie eine Warnung an den Anfänger, aber auch an den Leser, der über «un minimum d’initiation aux disciplines philologiques les plus élémentaires» (I, p. 4) verfügt, seine Dokumentation in einschlägigen Syntaxen zu erweitern und zu vervollständigen.

5. Rumänisch. – Dieses Kapitel¹⁵ tanzt insofern aus der Reihe, als es mit einer, aus der Feder von O. Nandris stammenden, relativ ausführlichen Geschichte und Beschreibung dieser romanischen Sprache beginnt. In vier Abschnitten (Les origines, p. 141–149, La langue roumaine, p. 150–188, wo auch die dialektale Gliederung besprochen wird, Structure et typologie du roumain, p. 189–202, Conclusions, p. 203–206) gelingt dem Verfasser eine kondensierte, vorzügliche Einführung, in der, soviel wir sehen, kein wichtiges Problem übergangen wurde. Nehmen wir das in den vier Textkommentaren (cf. oben) Gebotene dazu, so ergibt sich für Phonetik, Morphologie und Morphosyntax eine mehr als genügende Information. Die Syntax im eigentlichen Sinn wird jedoch in der Einführung überhaupt nicht behandelt und in den Textkommentaren eher stiefmütterlich. Dies liegt zum Teil wiederum daran, daß

¹⁵ Cf. die Besprechung durch VALERIU RUSU, *RLiR* 35 (1971), 423–424, wo auch einige Ergänzungen zur Bibliographie gegeben werden.

die gewählten Texte gewisse charakteristische Syntaktika nicht bieten (z. B. auf dem Gebiet der gewiß nicht einfachen rumänischen Pronominalsyntax in Strukturen wie: *restaurantul pe care vi l'am arătat* oder *prietenul a cărui carte am citit-o* usw.; u.a.m.), zum Teil aber auch daran, daß auf gewisse in den Texten vorkommende Erscheinungen nicht oder nur ungenügend aufmerksam gemacht wird. So wird der Konjunktiv als Infinitiversatz lediglich II, p. 153 (im Abschnitt über das Substrat) erwähnt, nicht aber im Kommentar zu Text VII (Eminescu) und VIII (Rebreanu), wo Beispiele vorliegen: *trebuie să se suie, trebuie să incerc*, und wo überdies der Satz *nu va putea mișca* figuriert, bei dem die Erklärung am Platz gewesen wäre, daß nur bei *a putea* eine Infinitivkonstruktion noch möglich ist (Alternative: *Radu poate lupta/Radu poate să lupte*). – Obwohl das *Perfect simplu* im Text V (*Palia de la Orăștie*) und im Text VIII vorkommt, wird nirgends erwähnt, daß dieses Tempus im heutigen Rumänisch nur noch die Rolle einer schriftsprachlichen Variante des *Perfect compus* spielt und daß es, außer in Oltenien, aus der Umgangssprache vollkommen verschwunden ist. Die Parallele zur französischen Situation ist augenfällig. – Ferner wird bei VII, 24 *a murit* unterlassen zu präzisieren, daß im Rumänischen alle Verben mit ‘haben’ konjugiert werden. – Die typisch rumänische Konstruktion VIII, 13–14 *ii era teamă* = fr. *il avait peur* (cf. *mi-e foame, ti-e sete, i-e frig* usw.) wird ebenfalls kommentarlos registriert.

Sehr gut kommen hingegen in allen gewählten Texten einerseits die morphosyntaktische Latinität des Rumänischen zur Geltung, anderseits die Tatsache, daß fremder, insbesondere slavischer Einfluß sich fast nur auf dem Gebiet des Wortschatzes und der Wortbildung manifestiert, z. B. im Text V (*Palia de la Orăștie*): *corabie, vreme, a porunci* (slav.), *a mintui* (mag.), das Suffix *-uș*, das Präfix *ne-*, die latino-slavische Symbiose im Adverb *asijderea*. Die umgekehrte Kombination, d.h. romantisches Affix mit Grundwort slavischer Herkunft, zeigt sich beispielsweise im Text VI (Neculce): *iscălitura, slujitor, burduhos*. Der längste Text VIII (Rebreanu) bietet naturgemäß in dieser Beziehung die größte Vielfalt: 3 «dakische» Substratwörter (*buză, gropar* als Abl. von *groapă, pălărie*), 21 Slavismen¹⁶, 3 Magyarismen, 2 Latinismen (*pretor, a despera*), ein Frankolatinismus (*a observa*), ein Französismus (*a desena*, Abl. von *desen* < fr. *dessin*), gegenüber mehr als 100 Wörtern und Formen, die dem lateinischen Erbe angehören. Zwei Bemerkungen: *must(e)ajă* ‘Schnurrbart’ wird mit *MUSTACEA etymologisiert; in einer angelsächsischen Glosse ist eine Form *mustacia* jedoch belegt (cf. *ThLL 8/11, 1709*); *streang* geht nicht, wie angegeben, direkt auf germ. (lies deutsches) *strang* zurück; da das Wort auch im Meglenoromanischen existiert, ist anzunehmen, daß es über das Slavische ins Rumänische gedrungen ist.

6. Sardisch. – Cf. auch die Karten 7 und 8. In ihrer Knappheit ausgezeichnete Einführung, die zu keinem Kommentar Anlaß gibt.

7. «Rhéto-frioulan». Cf. Karten 9–12. – Ergänzungen und Bemerkungen zur Bibliographie: ad b) und c): W. von Wartburg, *Die Entstehung des Rätoromanischen und seine Geltung im Land*, in: *Von Sprache und Mensch*, Bern 1956, p. 23–44. – S. Prader-Schucany, *Romanisch Bünden als selbständige Sprachlandschaft*, Bern 1970 (RH 60). – H. Schmid, *Über Randgebiete und Sprachgrenzen, VRom. 15* (1956), 19–80. – Der Verfasser hat die Arbeiten Alwin Kuhns und seiner Innsbrucker Schule übersehen, so: *Die Stellung des Rätoromanischen, Montfort = Vierteljahresschrift für Geschichte, Heimat- und Volkskunde Vorarlbergs* 4 (1965), 425–436; *Das Ladinische im 16. Jahrhundert rund um Silvretta und Rätikon (nach Chiampel)*, *Festschrift K. Pivec*, Innsbruck 1966, p. 247–255; *Das Ladinische, Jahrbuch des Deutschen Alpenvereins* 1959, 27–36; *Die Innsbrucker Arbeiten zum Ladinischen (19. und 20. Jh.)*, *Veröffentlichungen*

¹⁶ Die slav. Herkunft von *stăpin* ist aus lautlichen Gründen umstritten.

des *Museum Ferdinandeum* 48 (1968), 69–80. – Ad d): Das für das Friaulische als grundlegend angeführte Werk von G. Marchetti, *Lineamenti di grammatica friulana*, Udine 1967, ist eine normative Grammatik und enthält viele Fehler (cf. die Besprechung von G. B. Pellegrini in *Studi Goriziani* 16 (1954), 49–63, zur ersten Auflage 1962; neuerdings auch in G. B. Pellegrini, *Saggi sul ladino dolomitico e sul friulano*, Bari 1972, p. 439–459). Es fehlen der *Nuovo Pirona*, Udine 1935, der trotz gewissen Mängeln noch heute unabdingbar ist, ferner die wichtigen Arbeiten von Maria Iliescu (cf. *Studi Linguistici Friulani* 2 [1970], 41–102, um nur ein Beispiel zu nennen). Cf. im übrigen die von dieser Romanistin zusammengestellte rätoromanische Bibliographie in *RRL* 16 (1971), 333–357, 17 (1972), 489–492, 19 (1974), 581–584.

In den «Généralités» bespricht Bec zunächst die sprachliche Gliederung. Er bezeichnet das Bündnerromanische als «rhétique proprement dit», motiviert mit dem Substrat, da nur Bünden auf dem Boden der alten Raetia liege, während Friaul, und wohl auch die Dolomittäler, zur Provinz Noricum gehörten¹⁷. Die generische Bezeichnung «Rätoromanisch» für alle Gruppen (Bündnerromanisch, Dolomitenladinisch, Friaulisch) findet Bec nicht adäquat, da sie in ihrem ersten Element ungenau, in ihrem zweiten nicht rational sei, «puisque (sc. la désignation) fausse les principes de nomenclature d'une bonne classification des langues romanes. On ne saurait mettre en effet le 'rhéto-roman' (même si on l'écrivait en un seul mot) sur le même plan de caractérisation que l'*italo-roman*, l'*ibéro-roman* et le *gallo-roman*, qui constituent de vastes ensembles typologiques» (II, p. 312). Wie man sich zu dieser Begründung auch stellen mag¹⁸, wir gehen mit Bec einig, wenn er als generische Bezeichnungen «romanche» (romontsch/rumantsch) und «ladin» – ganz zu schweigen vom fragwürdigen «Alpenromanisch» – ablehnt. Seiner Lösung des zweifellos vorhandenen Dilemmas: «sur le plan scientifique, la désignation la plus adéquate nous paraît être celle de *rhéto-frioulan*, qui tient compte à la fois de l'éventuelle unité et des deux entités essentielles de l'ensemble, sans apriorisme ethno-linguistique d'appartenance» (II, p. 312) vermögen wir indessen aus praktischen Gründen nicht zuzustimmen, da diese Bezeichnung den Nichteingeweihten irreführt: «Rätofriaulisch» könnte bei ihm die Vermutung aufkommen lassen, es gebe auch ein nichträtisches Friaulisch. «Rhétique» als Bezeichnung des Bündnerromanischen ist wiederum sprachwissenschaftlich höchst zweideutig. Ob es nicht trotz allem besser wäre, beim traditionellen Sammelnamen «Rätoromanisch» zu bleiben, der auch nicht unbefriedigender ist als beispielsweise «Frankoprovenzalisch»? – Die Mundart von Erto und Casso reiht Bec unter die dolomitischen Dialekte ein. Er folgt hier noch Th. Gartner, der diese Mundarten mit dem Grödnerischen in Verbindung brachte (*Die Mundart von Erto*, *ZRPh.* 16 [1892], 183–209 und 308–371). G. Francescato hat indessen nachgewiesen, daß sie zu den friaulischen Dialekten zu zählen sind (*Il dialetto di Erto*, *ZRPh.* 79 [1963], 492–525).

In der «question de la langue» folgt Bec im wesentlichen den Auffassungen von G. B. Pellegrini, G. Francescato und C. Tagliavini und relativiert – vor allem im Phonetischen – die Affinität des Räto- mit dem Galloromanischen¹⁹, die besonders von J. Jud und W. von

¹⁷ Zur Vitalität des Bündnerromanischen gemäß der eidgenössischen Volkszählung von 1960 cf. P. WUNDERLI, *Zur Regression des Bündnerromanischen*, *VRom.* 25 (1966), 56–81.

¹⁸ Gemäß der «Classification des langues romanes», II, p. 472–473, subsumiert Bec unter dem Oberbegriff «gallo-roman *lato sensu*» 1) das «gallo-roman français» umfassend das Französische mit seinen Dialekten und das Frankoprovenzalische, 2) das «gallo-roman occitan», umfassend das Okzitanische, das Gaskognische und das Katalanische, 3) das «gallo-roman italien ou cisalpin», umfassend das «rhéto-frioulan» und das Galloitalienische. Eine solche Makrostrukturierung ist nur genetisch-diachronisch gesehen vertretbar.

¹⁹ Cf. dazu auch H. E. KELLER, *Sprachliches aus Wallis und Bünden in römischer Zeit*, in *Welt-Offene Romanistik*, *Festschrift A. Kuhn*, Innsbruck 1963, p. 157–178.

Wartburg herausgestrichen wurde. Er gelangt zum ausgewogenen Schluß, daß «d'un point de vue *synchronique*, le rhéto-frioulan ne présente pas de réelle unité... Mais vue en *diachronie*, une certaine unité peut être assurée, surtout entre *Retoromania* et *Cisalpina*, avec une relative indépendance toutefois du *frioulan* que des recherches postérieures, notamment sur le lexique, permettront de préciser. Quoi qu'il en soit, il paraît également assuré que, d'un point de vue socio-linguistique, le rhétique et le frioulan, diversement orientés, possèdent désormais, en toute indépendance, leur propre dynamisme de *langues culturelles*» (II, p. 316).

Es folgt eine Typologie der rätoromanischen Idiome, welche das Bündnerromanische in den Vordergrund stellt und das Dolomitenladinische und das Friaulische nur marginal mit einbezieht (Phonetik, Morphosyntax²⁰ und Wortschatz). Daraus ergibt sich, daß die Darstellung Becs dem Friaulischen nicht ganz gerecht wird. Die allzu summarische Behandlung führt dazu, daß der verbreitete Eindruck, es handle sich um ein weitgehend einheitliches Sprachgebiet, unterstrichen wird. Da dialektale Varianten nur selten angeführt sind, kommt der große Formenreichtum des Friaulischen nicht zum Ausdruck. – Die kurze lexikalische Analyse führt Bec zur Schlußfolgerung: «En somme, le lexique rhéto-frioulan se distingue essentiellement: 1) Par un substrat gallo-roman (au sens large) qui le place dans un vaste ensemble comprenant à la fois les langues de la Gaule et celles de la Cisalpine: avec attraction vers l'une ou l'autre de ces régions; 2) Par un certain archaïsme dû aux conditions orographiques du domaine; 3) Par une superstructure d'emprunts; 4) Par une certaine divergence des types lexicaux, conséquence des facteurs précédents» (II, p. 337).

Die ausgewählten modernen bündnerromanischen Texte geben zu keiner Bemerkung unserererseits Anlaß. In der Übersetzung der friaulischen Texte²¹ sind Bec hingegen einige Versehen unterlaufen. P. 350 wird «Net il cil come un *voli* di ucel» mit 'pur le ciel comme un vol d'oiseaux' wiedergegeben, richtig 'Auge' (cf. *vot* 'acht', *vuarp* 'blind' usw.). P. 352: «È rivarin sul pas di barcje» 'ils arrivèrent au moment où allait passer la barque'; *pas di barcje* 'Stelle, wo die Fähre anlegt'. *Piscâ* bedeutet 'pfeifen', nicht 's'enfoncer'. Endlich sollte es «dentri di un sterp» heißen.

Zu den alten Texten: Zur Interpretation der *Einsiedler Interlinearversion* cf. R. Liver, *VRom.* 28 (1969), 209–236, wo auch der Text neu erstellt ist, und G. Hilty, *VRom.* 28 (1969), 237–239, der eine neue Erklärung des rätselhaften Passus «et quil homo mopotesille» vorlegt.

8. Frankoprovenzalisch. Karten 13 und 14. – Einige Ergänzungen zur Bibliographie: ad a) Zwei grundlegende Aufsätze von H. E. Keller, die in der *Bibliographie francoprovençale* von M. Sala und S. Reinheimer nicht verzeichnet sind: *Le francoprovençal dans le cadre des parlers galloromans*, in *Handelingen van het XXVI^e Vlaams Filologencongres*, Gent 1967, p. 183–203; *Nyons Einfluß auf die westwaadtälandischen Dialektverhältnisse*, *Moderne Sprachen* 9 (1966), 49–70. – Ferner B. Horiot, *Recherches sur la morphologie de l'ancien francoprovençal*, *RLiR* 36 (1972), 1–74. – Die in N 14 erwähnten *Actes du Colloque de Dialectologie francoprovençale* mit Beiträgen von P. Gardette, B. Hasselrot (zur Romanisierung des frprov. Raumes),

²⁰ Zur Nominalflexion cf. H. SCHMID, *Zur Geschichte der rätoromanischen Deklination*, *VRom.* 12 (1951), 21–81. – Zur Verbalsyntax cf. nun Th. EBNETER, *Das bündnerromanische Futur*, Bern 1973 (RH 84); H. STIMM, *Medium und Reflexivkonstruktion im Surselvischen*, München 1973. Ferner: R. LIVER, *Die subordinierenden Konjunktionen im Engadinischen des sechzehnten Jahrhunderts*, Bern 1969 (RH 78).

²¹ Das literarische Friaulisch, wie es in den Werken von Zorutti und Caterina Percoto vorliegt, entspricht keinem Typus des gesprochenen Friaulisch. Deshalb wäre eine Textprobe aus der neueren, sehr reichen Literatur, die sich vor allem «peripherer» Mundarten bedient, auch vom Linguistischen her interessant gewesen.

E. Schüle, G. Hilty (zur Burgunderfrage), M. Burger, H. Lüdtke, C. Grassi, R. Geuljans, P. Knecht, R. Godel, S. Reinheimer-Ripeanu, B. Horiot, M. Gonon, Ph. Marguerat, C. Th. Gossen, Z. Marzys, S. Escoffier, R.-C. Schüle, M. Casanova, F. Voillat und G. Redard. – A. Duraffour, *Glossaire des patois francoprovençaux*, publ. par L. Malapert et M. Gonon, Paris 1969. – Eine Korrektur: E. Vey, lies *Le dialecte de Saint-Etienne au XVII^e siècle*. – Ad c) J.-B. Martin et G. Tuaillon, *Atlas linguistique et ethnographique du Jura et des Alpes du Nord I*, Paris 1971; wozu P. Gardette, *Aspects géographiques du lexique francoprovençal*, *RLiR* 36 (1972), 322–342. – Für das nördliche Grenzgebiet: C. Dondaine, *Atlas linguistique et ethnographique de la Franche-Comté I*, Paris 1972; cf. von derselben Autorin auch *Les parlers comtois d'oïl*, Paris 1972.

Bec geht von der Zweiteilung des frprov. Territoriums in eine nördliche Zone (Neuenburg, Freiburg, Waadt, Wallis) und eine südliche (Genf, Savoyen, Dauphiné und Lyonnais) aus und stellt fest, daß sich nur in der letzteren, im Raum Lyon, eine relativ einheitliche frprov. Skripta zu entwickeln vermochte. Über die Skripta der nördlichen Zone, die weitgehend von der frankoburgundischen Skripta her geprägt ist, cf. C. Th. Gossen, *Franz. Skriptastudien*, p. 268–305; *Considérations sur la scripta «para-francoprovençale»*, *RLiR* 34 (1970), 326–348. – In bezug auf die Definition des Frankoprovenzalischen schließt sich Bec der Theorie Tuaillons an; dieser identifiziert es als Protofranzösisch, mit andern Worten als erste dialektale Fragmentierung (8./9. Jh.) des nördlichen Galloromanischen. – Es folgt die Typologie auf dem Gebiete der Phonetik, der Morphologie – bei beiden wird in erster Linie der afrprov. Stand dargestellt – und des Wortschatzes²².

9. Dalmatisch. – Ein knapper, das Wesentliche berichtender, auf dem Stand der neuesten Forschung befindlicher Überblick aus der berufenen Feder von Ž. Muljačić.

*

Ein ausführliches Kapitel «Eléments de phonologie romane (phonologie du son)» rundet das Werk ab und bildet in diesem Rahmen eine Art Klammer, die das ganze Handbuch zusammenhält. Nach den «Généralités» (II, p. 420–442), in denen Grundprobleme der allgemeinen Phonetik und Phonologie behandelt werden, folgen die für die vergleichende Romanistik interessantesten Teile «Les systèmes phonologiques de quelques langues romanes» (p. 443–462) und «Les distributions romanes du phonétisme latin et proto-roman» (p. 463–470). Die tabellarische Darstellung macht es dem Benutzer leicht, erstens sich über das phonologische System der Einzelsprachen zu informieren, zweitens, im letztgenannten Teil, basierend auf einer phonetisch-diachronischen Perspektive, gewisse Entwicklungsaspekte dieser phonologischen Systeme zu erkennen.

Trotz aller angemeldeten Kritik im Methodischen und im Detail (nennen wir auch die zahlreichen Druckfehler, die in einer zweiten Auflage ausgemerzt werden können) anerkennen wir, daß Pierre Bec eine wahrhaft große Leistung vollbracht hat, eine Leistung, die, beim heutigen Stand der Forschung, sehr viel Mut erforderte, mehr Mut als zu Zeiten Meyer-Lübkes oder Bourciez'. Hier wurde in einer Zeit, da die romanische Philologie in lauter Einzeldisziplinen und -disziplinchen zu zerfallen droht und weitgehend bereits zerfallen ist, der Versuch gewagt, die Daseinsberechtigung einer allgemeinen, vergleichenden Romanistik

²² In der angeführten kurzen Liste von Burgundismen ist lyon. *brogî 'réfléchir'* wohl zu streichen, cf. O. JÄNICKE, *Betrachtungen zu frankoprovenzalischen Lexikalien vermeintlich burgundischen Ursprungs*, *VRom.* 33 (1974), 174–181.

erneut zu beweisen. Dafür gebührt dem Verfasser der Dank aller, denen diese Wissenschaft ein Anliegen ist²³.

C. Th. G.

★

PALLE SPORE, *La diphthongaison romane*, Odense (Odense University Press) 1972, 378 p.
(*Etudes romanes de l'Université d'Odense* 3).

Die vorliegende Dissertation hinterläßt schon von ihrem Aufbau her einen recht zwiespältigen Eindruck. Nach einem einleitenden Kapitel stellt Spore zwei Diphthongierungstheorien vor, diejenige von Edouard Bourciez, die er als «traditionell» bezeichnet, sowie diejenige, welche Albert Dory 1937 in einem so gut wie vergessenen Artikel dargelegt hat. Palle Spore macht sich im wesentlichen die Ansichten des letzteren Autors zu eigen, wonach in den meisten romanischen Sprachen /e/ und /ø/ ursprünglich an einer spontanen Diphthongierung in allen betonten Stellungen teilgenommen hätten. Spore spricht zwar von «Halbdiphthongen» und meint damit nur schwach differenzierte Diphthonge [eø] und [øø], doch dürfte der Unterschied zwischen [yø] und [eø], [wø] und [øø] kaum je phonologisch relevant sein.

Spore versucht nun, die Überlegenheit dieser Theorie gegenüber der «traditionellen» Erklärung Bourciez' nachzuweisen, nach welcher die Differenzierung zwischen offener und geschlossener Silbe der Ausgangspunkt der Diphthongierung gewesen wäre. Die Mängel dieser Theorie sind aber schon seit längerer Zeit bekannt. Schürrs Umlauttheorie wäre heute weit eher die maßgebliche Diphthongierungstheorie als der schon etwas betagte Versuch Bourciez'. Der Auseinandersetzung mit der Umlauttheorie entzieht sich Spore jedoch weitgehend. In den Kapiteln, welche den einzelnen Sprachen gewidmet sind, behandelt er einzige Strakas Beiträge zur Chronologie der Lautentwicklung noch ausführlich¹. Spore versucht dabei eine eigene, neue Chronologie aufzustellen, deren Richtigkeit allerdings von der Richtigkeit seiner Diphthongierungstheorie nicht unabhängig ist.

Weitere Literatur wird erst im vorletzten Kapitel nachgetragen, doch auch hier wirken die Proportionen merkwürdig verzerrt. Nicht weniger als 17 Seiten werden einem Artikel von Pierre Fouché aus dem Jahre 1927 zugestanden. Friedrich Schürr, der über Jahrzehnte hinweg seine Umlauttheorie in zahlreichen und detaillierten Darstellungen begründet und verteidigt hat, muß sich dagegen mit 5 Seiten begnügen. Immerhin wurde schon in den vorangehenden Kapiteln seine Meinung zu gewissen Einzelproblemen wiedergegeben². Ausschließlich mit sporadischen Erwähnungen begnügen müssen sich dagegen Heinrich Lausberg, Helmut Lüdtke und Harald Weinrich, während Haudricourt und Juillard und auch Luigi Romeo gerade noch nebenbei erwähnt werden.

Bekanntlich glaubt Friedrich Schürr, daß sich die Diphthonge *ie* < é und *uo* < ø zunächst in Umlautstellung gebildet haben und erst sekundär in andern Positionen verallge-

²³ Meinen lieben Kollegen und Mitarbeitern Germán Colón, Ottavio Lurati und Giovanni Rovere danke ich für manchen wertvollen Hinweis.

¹ Die letzte Fassung findet man bei GEORGES STRAKA, *L'évolution du latin au français sous l'effet de l'énergie et de la faiblesse articulatoire*, *TLL* 2/1 (1964), 17–98. Dieser Artikel ist SPORE leider entgangen.

² PALLE SPORE'S Besprechung von FRIEDRICH SCHÜRR, *La diphthongaison romane*, Tübingen 1970 (*Tübinger Beiträge zur Linguistik* 5), in: *Revue romane* 7 (1972), 118–122, beschränkt sich erneut auf Einzeleinwände.

meintert wurden. Nun hat natürlich Palle Spore vollkommen recht (p. 294), daß dieser Vorgang der Verallgemeinerung bei Schürr nie genügend begründet wird. Allerdings ist ihm entgangen, daß erst kürzlich Heinrich Lausberg und vor allem Gerold Hilty³ versucht haben, diesen Vorgang besser zu begründen. Schürrs Umlauttheorie enthält gewiß noch mehrere schwache Stellen; diese lassen sich jedoch verbessern. Insgesamt ist sie meines Erachtens Spores «Halbdiphthongtheorie» eindeutig überlegen. Dafür möchte ich im folgenden den Beweis antreten.

In seinem ersten Kapitel teilt Spore die romanischen Sprachen ein in Sprachen (1) ohne Diphthongierung, (2) mit Diphthongierung in offener und geschlossener Silbe, und (3) mit Diphthongierung nur in offener Silbe. Auf Grund von historisch-geographischen Überlegungen glaubt er, (1) als den ältesten und (3) als den jüngsten Zustand ansehen zu dürfen. Diese Dreiteilung möchte ich in umgekehrter Reihenfolge auch meiner eigenen Darstellung zu-grunde legen.

1. Sprachen mit Diphthongierung in offener Silbe

1.1. *Französisch*. – Die französische Schriftsprache behandelt Spore im dritten Kapitel besonders ausführlich. Er befaßt sich dabei vor allem mit denjenigen Fällen, die der Regel einer Diphthongierung in offener Silbe widersprechen. Mir scheint jedoch nicht, daß Spore auf Grund seiner allgemeinen Theorie eine wirklich kohärente Erklärung dieser Ausnahmen geben kann. Gehen wir deshalb auf die einzelnen Fälle ein:

a) In etlichen Wörtern bleibt die Diphthongierung von *ɛ* und *ɔ* in offener Silbe aus. Wie Spore aber selber zugeben muß, lassen sich die meisten dieser Fälle als Analogiebildungen oder als Lehnwörter erklären. Einige der von ihm zitierten Formen stammen auch ganz einfach aus anglonormannischen Texten (p. 78, 80), in denen *ie* und *ue* eine besondere Entwicklung durchmachen. Immerhin glaubt Spore im Fall von *rose* < ROSA ein Beispiel von Nicht-Diphthongierung gefunden zu haben, das sich weder durch Analogie noch durch Entlehnung erklären läßt (p. 75/76). Das Wort *rose* kann jedoch sehr wohl ein Latinismus sein; schließlich ist ja auch das deutsche Wort *Rose* ein Latinismus. Diese sprachliche Besonderheit dürfte sich durch die Verbreitungsgeschichte der Rose erklären⁴.

b) Die Diphthongierung *ɛ* > *ea* vor L (+ Konsonant) > *u* erklärt Spore durch eine – der Halbdiphthongierung folgende – Velarisierung des zweiten Segments (*ɛɛ* > *ea*) unter dem Einfluß eines velaren L. Diese Erklärung ist einleuchtend, aber nicht zwingend. Im Zentralmassiv, besonders in der Auvergne, gibt es eine sporadische Lautentwicklung *i*, *e*, *ɛ* > *ya* vor intervokalischen, wohl ebenfalls velarisierten L⁵. Dieser Wandel zeigt, daß ähnliche Diphthongierungen sich offenbar auch ohne vorausgehende Halbdiphthongierung ereignen können.

c) Für die Diphthongierung von *ɛ̥* und *ɔ̥* in Endsilbtern (*MËL* > *miel*, *CÖR* > *cœur*) hält Spore eine Erklärung bereit, die auf den ersten Blick bestechend wirkt. Durch den

³ HEINRICH LAUSBERG, *Zur synchronischen Umstrukturierung diachronisch überliefelter Sprachzustände*, in: *Festschrift Walther von Wartburg*, Tübingen 1968, vol. 1, p. 107–128, insbesondere p. 109–117; GEROLD HILTY, *Zur Diphthongierung im Galloromanischen und im Iberoromanischen*, in: *Philologische Studien für Joseph M. Piel*, Heidelberg 1969, p. 95–107.

⁴ «Nach West- und Nordeuropa kamen die orientalischen Gartenrosen erst verhältnismäßig spät (z. T. wohl durch die Kreuzfahrer) ... Vielleicht wurden sie auch durch die Mönche über die Alpen gebracht» (*Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, Bd. VII, Berlin/Leipzig 1935/1936, Kol. 777).

⁵ Cf. *ALF* 104 *avril*, 567 *fil*, 270 *cheveu* (= 1044 *poil*), 852 *miel* usw.

Ausfall verschiedener Schlußvokale waren nicht wenige Diphthonge, die ursprünglich in offener Silbe standen, in eine geschlossene Endsilbe zu stehen gekommen (*FERU* > *fier*, *PEDE* > *pied*). Deshalb hätten sich die Einsilber der Entwicklung dieser Wörter angeschlossen. Leider muß jedoch diese Erklärung an der Tatsache scheitern, daß im Falle von *ɛ*, *ɔ* und *ɑ* die Einsilber genau der gleichen Sonderbehandlung unterliegen (*trois, soit; deux; sel, très*). Was aber die Diphthongierung von *ɛ*, *ɔ* und *ɑ* betrifft, so bezweifelt auch Spore nicht, daß sie nur in offener Silbe stattfand. Zwar weist er darauf hin, daß in diesen Fällen die Einsilber sehr selten sind (p. 105–107), doch ändert das nichts daran, daß sie existieren. Meines Erachtens bleibt die Hypothese eines paragogischen Vokals, wie er sich etwa im Italienischen bewährt hat (*miele, cuore*), immer noch am wahrscheinlichsten.

d) Zu den Diphthongierungen in gedeckter Silbe rechnet Spore auch diejenigen vor *muta cum liquida*. Nun könnte die Akzentverlagerung in Beispielen wie *ÍNTEGRU* > *INTÉGRU* > *entier*, *CÓLUBRA* > *COLÚBRA* > *couleuvre* tatsächlich zur Annahme verleiten, die Kombination *Konsonant + Liquid* sei im Vulgärlateinischen positionsbildend geworden. Demgegenüber muß jedoch festgehalten werden, daß *muta cum liquida* jederzeit am Silbenanfang stehen konnte, da diese Gruppe sonst auch nicht mehr am Wortanfang hätte stehen können. Wie außerdem das Beispiel *COLUBRA* zeigt, beschränkt sich auch in diesem Fall die Diphthongierung nicht auf *ɛ* und *ɔ*. Auch wenn damit die genannte Akzentverlagerung unerklärlich bleibt, müssen wir annehmen, daß vor *Konsonant + Liquid* der Vokal in offener Stellung stand.

e) Schließlich tritt die Diphthongierung von *ɛ* und *ɔ* auch vor silbenschließendem [y] und vor den meisten palatalhaltigen Sequenzen ein. Diese Besonderheit wird von Spores «Halbdiphthongierungstheorie» nicht besonders gut erklärt; dagegen bildet sie eine wesentliche Stütze für Schürrs Umlauttheorie, auf welche Spore an dieser Stelle jedoch mit keinem Wort verweist.

1.2. *Toskana und Poebene*. – Das Toskanische stellt eine Schwierigkeit für Schürrs Theorie dar, denn in der Toskana diphthongieren *ɛ* und *ɔ* zwar in offener Silbe, nicht aber in Umlautstellung. Allerdings erklärt Spores Theorie diesen Lautstand keinesfalls besser. Mit Schürr, aber gegen Castellani, nimmt Spore an, daß die toskanische Diphthongierung aus dem Norden entlehnt wurde.

In der Poebene diphthongieren allerdings *ɛ* und *ɔ* teils in offener Silbe, teils in Umlautstellung, meist aber in beiden Fällen. In Dialekten der Romagna wird die Umlauddiphthongierung jedoch nicht wie im Französischen durch einen folgenden Palatal verursacht, sondern wie im Süditalienischen durch auslautendes -i und -u, wobei in der Romagna diese Auslautvokale in ungestützter Stellung jedoch früh gefallen sind. Diese Umlauddiphthongierung muß deshalb sehr alt sein.

2. Sprachen, die in offener und gedeckter Silbe diphthongieren.

2.1. *Wallonien und Vogesen*. – Spore anerkennt selber, daß die vogesische Diphthongierung von *ɛj* und *ɔj* vor implosivem R, das fällt, sekundär sein muß. Dagegen glaubt er, daß die wallonische Diphthongierung von *ɛj* und *ɔj* vor implosivem R und S auf die romanische «Halbdiphthongierung» zurückgehe. Das ist aber im Fall von *ɔj* so gut wie ausgeschlossen, da auch der Monophthong aus lat. *AU* an dieser Diphthongierung teilgenommen hat: *AUS(ARE)* > *wal. [wɛz]* (*ALW* 1, 67), *CAUSA* > *wal. tchwè* (*FEW* 2/I, 541a). Erstaunlicherweise erwähnt Spore auch nicht, daß die wallonischen Ergebnisse von *ɛ* und *ɔ* in offener und geschlossener Silbe nicht übereinstimmen, da in ehemals offener Silbe die Diphthonge durchgehend zu /i/ respektive /u/ oder /ü/ reduziert wurden.

2.2. *Frankoprovenzalisch und Rätoromanisch*. – Ist die Dokumentation Spores allgemein eher lückenhaft, so ist die Darstellung des Frankoprovenzalischen und des Rätoromanischen besonders dürftig ausgefallen. Mit keinem Wort wird erwähnt, daß in der Westschweiz ξ und \circ sich häufig der Entwicklung von ξ und \circ anschließen. Es fällt mir allerdings schwer, zu glauben, daß Spore diese wichtige Einzelheit völlig entgangen sein soll⁶.

Daß dagegen die Darstellung des Rätoromanischen so dürftig ausgefallen ist, verwundert kaum, wenn man weiß, daß Theodor Gartners *Rätoromanische Grammatik* von 1883 beinahe seine einzige Quelle ist. Dabei würde es gerade für diese Sprachgruppe nicht an neueren phonetischen und sogar phonologischen Monographien fehlen. Folgende zwei Probleme scheinen mir dabei besonders wichtig.

Im Friaulischen werden ξ und \circ in geschlossener Silbe zu *ie* und *ue*, in offener Silbe, außer vor Nasal, jedoch zu *i* und *u* oder aber zu *ei* und *ou*⁷, wobei es im letzteren Fall zu einer Kollision mit den Ergebnissen von ξ und \circ kommt. Umlauterscheinungen treten keine auf oder sind zumindest nicht mehr faßbar. Das Resultat erinnert ein wenig an das Wallonische; allerdings nimmt Giuseppe Francescato⁸ an, daß die Differenzierung zwischen offener und geschlossener Silbe sekundär war. Die allgemeinen Diphthonge *ie* und *uo* hätten sich sekundär der allgemeinen Heterochronie angepaßt, wären in geschlossener Silbe *iē* und *uō* ($> uē$) geblieben, in offener Silbe aber **iē* und **uō* geworden und hätten sich dann über eine Sekundärdiphthongierung **iei*, **iou* zu *i*, *u* oder *ei*, *ou* weiterentwickelt.

Ebenfalls in geschlossener Stellung diphthongieren ξ und \circ in den romanischen Mundarten Nordbündens, während dieselben Vokale in offener Stellung nur unter der Einwirkung eines folgenden [y] oder eines auslautenden -*ü* diphthongieren. Da das Alpenromantische zusammen mit dem Galloromanischen seinen Bestand an Auslautvokalen stark reduziert hat, beweist jedoch die letztere Bedingung das hohe Alter der Umlautdiphthongierung. In mehreren Dialekten unterscheidet sich dazu das Ergebnis beider Diphthongierungen selbst in geschlossener Silbe: *HIBERNU* $>$ *umviern*, aber *SEpte* $>$ *syat*⁹. Eine Stütze für Spores «Halbdiphthongtheorie» ist somit das Bündnerromanische gewiß nicht. Einzig im Friaulischen mag eine allgemeine Diphthongierung vorliegen.

2.3. *Alpinprovenzalisch*. – Im Alpinprovenzalischen und in einem Teil des Zentralmassivs diphthongiert \circ in offener und geschlossener Silbe vor gewissen Konsonanten, meistens vor R, N, L und S. Obwohl diese Diphthongierung in den ältesten Texten nicht bezeugt wird, möchte Spore sie auf seine romanische «Halbdiphthongierung» zurückführen. Die Asymmetrie dieser Diphthongierung erklärt er dabei dadurch, daß / \circ / im Okzitanischen infolge der Kettenreaktion $\circ > u > \ddot{u}$ über einen relativ großen Realisationsspielraum verfügte. Dem wäre jedoch beizufügen, daß das Alpinprovenzalische außerordentlich reich an bedingten und meist auch bloß fakultativen Diphthongen ist¹⁰. Die bedingte Diphthongierung

⁶ Immerhin hat Spore die Arbeiten STIMMS und HAFNERS verwendet, dagegen kennt er leider das grundlegende Werk von ANTONIN DURAFFOUR, *Phénomènes généraux d'évolution phonétique dans les dialectes francoprovençaux d'après le parler de Vaux-en-Bugey (Ain)*, Grenoble 1932, nicht.

⁷ Cf. GIUSEPPE FRANCESCATO, *Dialectologia friulana*, Udine 1966, p. 196–200; MARIA ILIESCU, *Le frioulan à partir des dialectes parlés en Roumanie*, The Hague-Paris 1972, p. 36–40.

⁸ Cf. FRANCESCATO, *op. cit.*, p. 135–138.

⁹ Cf. HELMUT LÜDTKE, *Zur Lautlehre des Bündnerromanischen*, *VRom.* 14 (1954/55), 223–244, insbesondere p. 236 ss.

¹⁰ Zur phonologischen Interpretation cf. CRESTIAN BAILON, *Introducción a una Dialectología Estructuralista d'Oc. Descripción fonológica de tres parlars occitans vecinos*, *RLaR* 78 (1969), 1–28, insbesondere p. 2/3, 8–12, 26/27.

ist zwar im Fall von \acute{o} besonders verbreitet, sie tritt aber auch bei verschiedenen andern Vokalen auf.

Die alpinprovenzalische Diphthongierung scheint mir ähnlicher Herkunft zu sein wie die wallonische oder lothringische Sekundärdiphthongierung; nur werden im Okzitanischen die Vokale in offener und geschlossener Silbe immer gleich behandelt. Ich möchte meinen, daß diese Diphthongierungen durch eine phonetische Vokaldehnung vorbereitet wurden, wie wir sie in angrenzenden Dialekten und auch in der französischen Schriftsprache vorfinden.

2.4. *Rumänisch*. – Meines Erachtens diente die einseitige Diphthongierung $\acute{e} > ie$ im Rumänischen der Wiederherstellung des Gleichgewichts eines ursprünglich asymmetrischen Vokalsystems. Diesen Zusammenhang anerkennt auch Spore. Andererseits hängt im Rumänischen die Entwicklung der Phoneme $/o/$ und $/e/$ (auch $/i + e/$) von den Auslautvokalen ab. Dies erinnert entfernt an gewisse Erscheinungen des Süditalienischen und Sardischen.

2.5. *Spanisch*. – Das Spanische eliminiert die Phoneme $/e/$ und $/o/$, indem es sie in offener und geschlossener Silbe diphthongiert, in gewissen Umlautstellungen jedoch mit \acute{e} und \acute{o} zusammenfallen läßt (*lecho, noche*). Spore ist in diesem Falle natürlich zur Annahme gezwungen, diese letztere Entwicklung sei sekundär, wobei sich hier aber weder These noch Gegenthese zwingend beweisen läßt.

3. Sprachen, die keine allgemeine oder silbenstrukturgebundene Diphthongierung kennen

3.1. *Okzitanisch und Katalanisch*. – Von den bereits erwähnten Ausnahmen abgesehen diphthongiert das Okzitanische \acute{e} und \acute{o} nur unter dem Einfluß von $[y]$ und gelegentlich auch $[w]$. Im Katalanischen werden $\acute{e} + y$ und $\acute{o} + y$ zu i und ui . Diese Resultate sind wohl wie im Französischen über eine triphthongische Zwischenstufe $*iei$ und $*uo$ i herzuleiten. Das Zeugnis dieser Sprachen ist somit eine starke Stütze für die Umlauttheorie. Allerdings glaubt Spore, daß bei der ostkatalanischen «Phonemkreuzung» $\acute{e} > /e/$, $\acute{e} > /e/$ nur die «Halbdiphthongierung» von \acute{e} eine Phonemkollision verhindern konnte. Wir dürfen jedoch annehmen, daß die Entwicklung $\acute{e} > /e/$ über die Zwischenstufe $/ə/$ lief, welche sich auf den Balearen bewahrt hat¹¹, so daß gar keine Kollisionsgefahr bestand. Im Korsischen, wo auch \acute{o} und \acute{o} die Plätze tauschen können, mag die Erklärung Spores dagegen eher zutreffen.

3.2. *Portugiesisch*. – Die portugiesische Schriftsprache kennt keine Diphthongierungen. Da jedoch dialektale Diphthongierungen im portugiesischen Sprachraum bezeugt sind, nimmt Spore an, daß auch diese Sprache ursprünglich «Halbdiphthonge» kannte. Daneben kommen aber im Portugiesischen gewisse Vokalharmonisierungen vor, die allerdings nicht zu Diphthongierungen, sondern zu Vokalschließungen führen (*MORTU* > *morto*, aber *MORTOS* > *mortos*).

3.3. *Süditalienisch und Sardisch*. – Einzig Sardinien, Sizilien, Süd- und Mittelitalien hätten nach Spores Theorie nicht an der «Halbdiphthongierung» teilgenommen. Diese ausgesprochen archaischen Dialekte kennen aber bemerkenswerterweise Umlauterscheinungen unter

¹¹ Cf. ANTONIO BADÍA MARGARIT, *Gramática histórica catalana*, Barcelona 1951, p. 137–141; EMILIO ALARCOS LLORACH, *La constitución del vocalismo catalán*, in: *Homenaje ofrecido a Dámaso Alonso I*, Madrid 1960, p. 35–49.

dem Einfluß eines auslautenden *-i* oder *-ü*. Wie vor allem Luigi Romeo¹² gezeigt hat, treten diphthongische Umlaute aber meist nur auf, wenn ein vierstufiges Vokalsystem vorliegt. Bei dreistufigen Vokalsystemen, wie wir sie in Sardinien, in Sizilien und im äußersten Süden der Halbinsel antreffen, tritt dagegen gewöhnlich eine meist nur phonetische Schließung der mittleren Vokale in Umlautstellung ein. Die Diphthongierung von */e/* und */o/* in offener Silbe im Ostteil Süditaliens dürfte dagegen neueren Datums sein.

Bevor ich zu meinen Schlußfolgerungen komme, möchte ich mir noch einige methodische Bemerkungen erlauben. Wenn wir wissen, daß *ē* im klassischen Latein ein Monophthong war, und wir in romanischen Sprachen statt dessen einen Diphthongen finden, dann ist die Folgerung, daß sich eine Diphthongierung ereignet hat, zwingend. Dies gilt für alle Fälle, wo ein historischer Sprachzustand einigermaßen sicher dokumentiert ist. In allen Fällen, wo wir dagegen nichts Sichereres wissen, können wir grundsätzlich annehmen, was wir wollen. Es gibt jedoch sinnvolle und weniger sinnvolle Hypothesen. Nicht unbedingt am richtigsten, sicher aber am nützlichsten, sind immer jene Hypothesen, welche eine Vereinfachung des Problems bewirken, indem sie mehrere bekannte Einzeltatsachen miteinander zu verknüpfen vermögen.

Zur Vereinfachung des Problems scheint mir jedoch Spores «Halbdiphthongtheorie» wenig beizutragen. Zwar diphthongieren *ē* und *ō* in verschiedenen romanischen Sprachen und Dialekten auch in geschlossener Silbe, doch handelt es sich dabei oft um sekundäre Erscheinungen. In den meisten Fällen bedeutet Spores Theorie bloß eine unnötige Komplizierung. Im Französischen würde sie allenfalls die Behandlung von *ē* + *l* (+ Konsonant) besser erklären; dagegen würde sie die Entwicklung von *ēj* und *ōj* in allen andern Stellungen nur verkomplizieren. Insgesamt scheint sich Spores Theorie gerade für das Spanische und das Friaulische, allenfalls noch für das Rumänische und das Korsische zu rechtfertigen. Es könnte sich dabei natürlich um die Reste eines einstmais zusammenhängenden Gebietes handeln; dies ist jedoch keineswegs sicher.

Spore hält die «Halbdiphthongierung» für eine Folge des Quantitätenkollapses, der zur Einbuße mehrerer Vokaloppositionen geführt hat. Es scheint tatsächlich, daß auch die beiden Ersatzoppositionen */e/* ~ */ē/* und */o/* ~ */ō/* nicht ganz stabil waren, kommen sie doch nur in betonter Stellung vor. Nach Spore hätte die «Halbdiphthongierung» der zusätzlichen Differenzierung dieser bedrohten Oppositionen gedient. Nach der traditionellen strukturalistischen Erklärung diente jedoch schon die Palatalisierung von *U* dem Ausgleich eines phonetischen Drucks, der sich in vierstufigen Vokalsystemen zumindest in der velaren Gegend bemerkbar macht. Andererseits haben beispielsweise das Portugiesische oder auch das Toskanische vierstufige Vokalsysteme bis heute bewahrt, während im Französischen ein solches wiederhergestellt wurde.

Ich nehme gerne an, daß die allgemeine Diphthongierung des Spanischen, des Friaulischen und auch des Rumänischen der Vereinfachung des Systems diente. Sie war jedoch nur eine Möglichkeit, dieses System zu vereinfachen. Bemerkenswerterweise findet man sie heute nur dort, wo die Palatalisierung von *U* fehlt. Ich möchte beide Veränderungen deshalb sehr gern als Alternativlösungen betrachten.

Im Vergleich zu Spores Theorie scheint mir dagegen Schürrs Umlauttheorie einen viel besseren Ausgangspunkt zu bieten. Nur in wenigen romanischen Sprachen sind keine Umlauterscheinungen bekannt; allerdings sind die Bedingungen des Umlauts von Sprache zu Sprache verschieden. Es sind jedoch vor allem zwei Umlautbedingungen zu erwähnen. Einerseits kann der Umlaut von den geschlossenen Schlußvokalen *-i* und *-ü* bewirkt werden.

12 LUIGI ROMEO, *The Economy of Diphthongization in Early Romance*, The Hague 1968.

Dieser Fall ist vor allem in Randgebieten anzutreffen, im Sardischen, im Süditalienischen sowie teilweise im Rätoromanischen und im Portugiesischen. Auch im Rumänischen hängt die Entwicklung von /e/ und /o/ von den Schlußvokalen ab. Im größten Teil der Westromania bewirkt dagegen in erster Linie ein folgendes Jot die Umlauterscheinungen.

Diese zweite Umlautserie wurde im wesentlichen erst durch die spezifisch westromanische Entwicklung von CT, CS, CL, GL und GN ermöglicht. Der vor allem in Randgebieten bewahrte Umlaut unter Einfluß des Schlußvokals gehört sehr wahrscheinlich einer ältern Schicht an. Es leuchtet ein, daß das neue westromanische Jot in Kontaktstellung die Fernwirkung der Auslautvokale noch übertreffen mußte. Deshalb konnte eine sekundäre Änderung der Umlautbedingungen in der Westromania eintreten. Wo in der Westromania eine Umlautwirkung der Auslautvokale erhalten bleibt (Portugal, Graubünden), beschränkt sie sich im wesentlichen auf -ü. Toskana und Friaul, die keine Umlauterscheinungen mehr zeigen, erscheinen dagegen in dieser Betrachtung als ausgesprochene Grenzgebiete zwischen beiden Umlautzonen.

Welches war jedoch die ursprüngliche Form dieser Umlauterscheinungen? Nach Schürr hätte es sich von Anfang an um Diphthongierungen gehandelt. Mir scheint es demgegenüber vorteilhafter, anzunehmen, daß es sich ursprünglich um eine bloße Vokalassimilation handelte. Die Phoneme /ɛ/ und /ɔ/ wären also ursprünglich vor geschlossenen Endvokalen durch die Allophone [ɛ̃] und [ɔ̃] vertreten gewesen. Dies führte in einem dreistufigen System zu keinerlei Komplikationen. Deshalb hat sich auch meines Erachtens die Variation in dieser Form bis heute gerade in denjenigen Mundarten Sardiniens, Siziliens und Süditaliens erhalten, die dreistufige Vokalsysteme bewahren. Dieser augenfällige Zusammenhang findet auf diese Weise eine Erklärung, während er bei Schürrs Ausgangspunkt unerklärlich bleiben muß.

Auch nach dem Quantitätenkollaps mußte diese Variation nicht direkt zu einer phonologischen Kollision führen, denn wir dürfen annehmen, daß /ɛ/ und /ɔ/ ähnlichen Harmonisierungerscheinungen ausgesetzt waren. Einige davon haben sich sogar phonologisiert: *PRĒ(N)SI > *pris*; TRŪCTA > *truite*. Auch diesem Zusammenhang trägt Schürrs Diphthongierungsthese eigentlich kaum Rechnung.

Immerhin konnten sich Vokalharmonisierung und vierstufiges Vokalsystem auf die Dauer kaum vertragen. Es mußte schließlich eine phonologische Kollision eintreten, wenn nicht eine Redifferenzierung zuvorkam. Beide Möglichkeiten haben sich realisiert. Während im Portugiesischen und im Kastilischen /e/ mit /ɛ/ und /o/ mit /ɔ/ in gewissen Umlautstellungen zusammenfallen¹³, zogen die meisten andern Sprachen eine Redifferenzierung in Form einer Diphthongierung vor. Schürr erklärt die bedingte Diphthongierung als eine Antizipation der nachfolgenden Engestellung. Mir wollte aber nie recht einleuchten, wieso sich das erste und entferntere Segment assimiliert hat und nicht das zweite und nähere. Nach meiner These handelt es sich dagegen vielmehr um eine Dissimilation des zweiten Segments, die auf eine Assimilation des ganzen Vokals folgt.

Wenn man von einer Vokaldifferenzierung ausgeht und nicht von einer Diphthongierung ɛ > ie, ɔ > uo, so wird es auch möglich, die rumänische Diphthongierung /e/ > ea, /o/ > oa vor offenen Schlußvokalen von den romanischen Umlauterscheinungen herzuleiten. Dagegen glaube ich nicht, daß sämtliche Diphthonge ie und uo (ue) in den romanischen Sprachen als Verallgemeinerungen der Umlautdiphthonge zu betrachten sind, wie das Schürr annimmt. Insbesondere im Falle der lothringischen und wallonischen Diphthon-

¹³ Wenn man freilich in dieser Weise die Fälle von *noche* und *lecho* erklärt, dann kann die kastilische Diphthongierung nicht mehr mit Schürr als eine Verallgemeinerung der Umlautdiphthongierung verstanden werden.

gierungen in geschlossener Silbe scheint mir eine solche Herleitung ausgeschlossen. Dagegen dürfte im Falle der nordfranzösischen Diphthongierungen \acute{e} > ie, \acute{o} > uo ein Zusammenhang mit der Umlautdiphthongierung bestehen, denn diese steigenden Diphthonge müssen anderer Herkunft sein als die fallenden Diphthonge aus \acute{e} , \acute{o} und \acute{a} . Bourciez' These scheidet damit auf alle Fälle aus.

Meines Erachtens erweist sich aber auch Spores «Halbdiphthongtheorie» der noch ausbaufähigen Umlauttheorie weit unterlegen. Es fällt mir einigermaßen schwer, Spores Arbeit insgesamt zu würdigen. Man muß gewiß anerkennen, daß es der Autor gewagt hat, eine eigene These zu verfechten. Gerade dieser These, auf welcher das ganze Buch aufgebaut ist, vermag ich jedoch nicht beizupflichten. Leider ist daneben auch die allgemeine Darstellung des Forschungsstandes recht unausgewogen, indem gewisse Sprachräume und insbesondere gewisse Veröffentlichungen neueren Datums mehr oder weniger vernachlässigt werden. Wir haben es mithin mit einem Buch zu tun, das zwar zur Auseinandersetzung herausfordert, das aber nur dem Eingeweihten zu empfehlen ist.

Jakob Wüest



ENRICO CERULLI, *Nuove ricerche sul libro della Scala e la conoscenza dell'Islam in Occidente*, Città del Vaticano (Biblioteca apostolica vaticana) 1972, 340 p. (Studi e testi 271).

Mit seiner These, Dante verarbeite in der *Divina Commedia* vor allem islamisches Gedankengut, löste Miguel Asín Palacios 1919 eine Auseinandersetzung aus, die bis heute noch nicht als abgeschlossen gelten kann¹. Trotz oder gerade wegen der heftig geführten Diskussion konnte vorerst weder die Partei der Befürworter noch diejenige der Gegner einen entscheidenden Erfolg erringen. Erst 1949 kam wieder etwas Bewegung in die erstarrten Fronten. In diesem Jahre erschienen gleich zwei Editionen eines bis anhin unpublizierten, in einer lateinischen und einer altfranzösischen Fassung sowie in einem spanischen Résumé vorliegenden Textes², der geeignet schien, die Rolle des bis anhin fehlenden Bindegliedes zwischen der islamischen Welt und Dante zu übernehmen. Es handelt sich um eine volkstümliche Darstellung von Mohammeds nächtlicher Reise nach Jerusalem (*Isrā'*) und seiner Himmel- und Höllenvision (*Mi'rāğ*), die vor 1246 auf Geheiß Alfons' des Weisen aus dem Arabischen ins Spanische und Lateinische übersetzt wurde; wenig später entstand aufgrund des lateinischen Textes auch noch eine altfranzösische Übersetzung³. Die erhaltenen lateinischen und altfranzösischen Fassungen tragen den Titel *Liber Scalae Machometi* bzw. *Livre de l'Eschiele Mahomet*. Ihre beiden Herausgeber, Muñoz Sendino und Cerulli, kamen nun in bezug auf die Quellenfrage der *Divina Commedia* zu ganz unterschiedlichen Schlüssen. Der Spanier entpuppte sich als radikaler Anhänger Asín Palacios', der fast für jedes Detail in Dantes Werk eine Vorlage in der *Scala/Eschiele* nachweisen zu können glaubte; der Italiener wog

¹ Cf. M. ASÍN PALACIOS, *La escatología musulmana en la Divina Comedia*, Madrid 1919 (Madrid-Granada 1943).

² Cf. ENRICO CERULLI, *Il 'Libro della Scala' e la questione delle fonti arabo-spagnole della Divina Commedia*, Città del Vaticano 1949 (Studi e testi 150); JOSÉ MUÑOZ SENDINO, *La escale de Mahoma. Traducción del árabe al castellano, latín y francés, ordenada por Alfonso X el Sabio*, Madrid 1949.

³ Cf. hinsichtlich dieser Probleme (in deren Beurteilung ich z.T. von Cerulli abweiche) P. WUNDERLI, *Etudes sur le livre de l'Eschiele Mahomet. Prolégomènes à une nouvelle édition de la version française d'une traduction alphonsine*, Winterthur 1965, p. 84–128.

vorsichtig und bedacht ab, leugnete die Möglichkeit eines Einflusses auf Dante nicht, machte aber gleichzeitig auch deutlich, daß es hierfür keinen einzigen schlüssigen Beweis gebe und immer auch andere Quellen möglich seien⁴. So blieb dann die alte Streitfrage nochmals in der Schwebe.

Fast 25 Jahre nach seiner ersten Publikation zu diesem Thema versucht nun Cerulli, in einem zweiten Anlauf neue Argumente zur Erhärting seiner Position beizubringen; dies dürfte ihm weitgehend gelungen sein – wenn auch auf indirekte Art und Weise. Schon 1949 hatte sich Cerulli nicht nur auf die Untersuchung der (möglichen) Beziehungen zwischen *Scala/Eschiele* und *Divina Commedia* beschränkt, sondern sein Augenmerk auch auf das umfassendere Problem des abendländischen Wissens über die muselmanische Eschatologie im allgemeinen gerichtet⁵. Hier setzt er nun erneut an. Dante und die *Divina Commedia* stehen nicht mehr im Zentrum, sie sind nur noch eine Komponente unter anderen im Rahmen der islamisch-okzidentalischen Beziehungen; es geht nicht mehr darum, Dantes direkte Abhängigkeit von arabischen Vorbildern glaubhaft zu machen oder zu widerlegen, es soll vielmehr gezeigt werden, «quanto gli Occidentali sapevano dell'Islam e delle tradizioni islamiche nel Medio Evo» (p. 292). Der ganze Band wird so zu einer Texte vom 13. bis 17. Jh. umfassenden kommentierten Anthologie, die von einer stupenden Belesenheit und Information des Verfassers zeugt. Ein solches Buch kann nur vorlegen, wer sein ganzes Leben lang ständig und mühsam Material gesammelt und geprüft hat, wer aufgrund seiner jahrelangen Forschertätigkeit sich ein scharfes Urteil und einen sicheren Blick für das Wesentliche erworben hat!

Sieht man von der knapp gehaltenen Einleitung und dem Schlußwort ab, so zerfällt der Band in drei Teile. In der ersten und umfassendsten Sektion wird der Wiedergabe von eschatologischen Texten und Vorstellungen in der abendländischen Literatur nachgegangen (p. 9–243); Teil II ist den abendländischen Reaktionen auf Mohammeds Wundertaten gewidmet (p. 245–295), und Teil III schließlich befaßt sich mit der Beurteilung des Korans als literarisches Werk und der Auseinandersetzung zwischen der Inquisition und der arabischen Philosophie (p. 297–312).

Die Kenntnis der islamischen Eschatologie im Okzident beruht v.a. auf zwei Texten: der im 13. Jh. übersetzten *Scala/Eschiele* und der im 15. Jh. entstandenen *Confusión de la secta mahometica* von Juan Andrés; die arabischen Quellen dieser beiden voneinander unabhängigen Texte sind nicht identifiziert. Als weitere Informationsgrundlagen spielen ferner noch die *Historia Arabum* von Rodrigo Ximénez de Rada und einige andere Texte eine gewisse Rolle⁶.

Die *Scala* (bzw. das *Mi'rāğ*) findet in abendländischen Texten vom 13. bis ins 17. Jh. Erwähnung⁷. Einen ersten Hinweis auf eine Stelle aus diesem Text liefert uns das *Setenario* (p. 11–18); allerdings muß es aus Gründen der Chronologie fragwürdig erscheinen, hier einen Rückgriff auf eine der okzidentalischen Übersetzungen anzunehmen; der Hinweis dürfte vielmehr auf einer Kenntnis des arabischen Textes beruhen⁸. Weitere Stellen aus der

⁴ Cf. hierzu auch WUNDERLI, *Etudes*, p. 5/6 und *Zur Auseinandersetzung über die muselmanischen Quellen der «Divina Commedia»*, *RoJb.* 15 (1964), 19–50, bes. p. 20, 47–50.

⁵ Dieser Fragestellung sind die Teile II und III seiner Publikation von 1949 gewidmet (cf. *Libro della Scala*, p. 329–502).

⁶ Cf. hierfür v.a. die beispielhafte Analyse der antiislamischen Polemik im *Libre del Crestid* von Francesco Eiximenis, *Nuove Ricerche*, p. 41–77.

⁷ Für die Zusammenfassung bei Cerulli cf. *Nuove Ricerche*, p. 316.

⁸ Cf. hierzu WUNDERLI, *Etudes*, p. 126/127.

Scala werden dann erwähnt: im *Dittamondo* (1350–60) von Fazio degli Uberti⁹, im *Libre del Crestiá* (vor 1408) von Francesco Eiximenis (p. 19–40); im *Jardin de flores curiosas* (vor 1549) von Antonio de Torquemada (p. 205–208) und in der italienischen Übersetzung dieses Textes von Celio Malaspini (vor 1590). Mehr oder weniger vollständige Zusammenfassungen der ganzen *Scala* enthalten die folgenden Werke: das *Fortalitium Fidei* (vor 1485) von Alfonso da Spina (p. 97–120), der *Specchio della fede* (vor 1495) von Roberto Caracciolo¹⁰, die Schrift *Delle dimostrazioni degli errori della setta Macomettana* (vor 1588) von Angelo Pientini (p. 168–187), die *Acta Mahometis* (1597) der Brüder De Bry (p. 217–220) und der *Viaggio in Levante* (1683) von Domenico Laffi (p. 223–229). Schließlich wird die *Scala* dem Titel nach auch noch in der Ausgabe der *Collectio Toletana* (1543) von Th. Bibliander erwähnt – allerdings ohne jegliche inhaltliche Präzisierung.

Die zweite Hauptquelle, die *Confusión de la seta mahometica* von Juan Andrés, entstand kurz vor 1515 und wurde 1537 ins Italienische, 1568 ins Deutsche, 1574 ins Französische, 1600 ins Lateinische und 1652 ins Englische übersetzt (p. 121–167). Von dieser Tradition ist die Darstellung der muselmanischen Eschatologie in den folgenden Werken abhängig: im *Anti-Alcorano* (1532) von Bernardo Perez (p. 209–216), in *De concordia mundi* (1543) von Guillaume Postel (p. 202–205) und in der *Apologia pro Christiana Religione* (1631) von Filippo Guadagnoli (p. 230–237). Elemente, die nur aus der *Confusión* stammen können, finden sich ferner auch in den bereits im Zusammenhang mit der *Scala* erwähnten Schriften von Angelo Pientini und Domenico Laffi.

Von den sekundären Quellen hat die *Historia Arabum* Spuren im *Fortalitium Fidei* von Alfonso da Spina (p. 114–117) und in der *Primera Crónica general* (p. 315)¹¹ hinterlassen. Die eschatologische Darstellung in *Contra legem Sarracenorum (Improbatio Alchorani)* von Ricoldo da Montecroce¹² liegt einem entsprechenden Abschnitt in *Contra principales errori perfidi Machometi* (1465) von Juan de Torquemada (p. 78–80) und in der *Epistula ad Mahometem* (1461) von Pius II. (Enea Silvio Piccolomini) zugrunde (p. 81–86)¹³. Die *Collectio Toletana* schließlich hat dem anonymen Verfasser des *Defensorium Fidei* (1473) die Informationen über die Jenseitsvorstellungen der Muselmanen geliefert (p. 87–96).

Im zweiten Teil des Bandes wird dann der abendländischen Rezeption verschiedener Wundertopoi des Islam nachgegangen: der Legende vom umgestürzten Wasserkrug, der nach der Rückkehr Mohammeds von seiner nächtlichen Reise noch nicht ausgelaufen gewesen sein soll (p. 247–249), der Geschichte von der Beinreliquie (p. 250–254), der Legende vom Stein, von dem aus Mohammed zum Himmel aufstieg (p. 254), der Legende vom Eierapfel (p. 244), dem Thema der wunderbaren Paradiesvögel (p. 256–258), der Legende vom Haarbüschel (p. 259) und der sich in Flöhe verwandelnden Sünder (p. 259–260), der Reinigung von Mohammeds Herz (p. 277–279), der Geschichte vom «Licht Mohammeds» (p. 280–293) und dem Schlüsselmotiv (p. 294/295); darüber hinaus wird die Tradition der Streitfragen, ob Mohammed ein Spanier gewesen sei bzw. aus Persien stamme, skizziert (p. 261–276). Der dritte Teil schließlich bringt mittelalterliche Stellungnahmen zum literarischen Wert des Korans (p. 299/300) und v.a. Dokumente über den Kampf der spanischen Inquisition gegen die arabische Philosophie (p. 301–312).

⁹ Cf. CERULLI, *Libro della Scala*, p. 355–357.

¹⁰ Cf. CERULLI, *Libro della Scala*, p. 360–366.

¹¹ Cf. v.a. CERULLI, *Libro della Scala*, p. 335–345.

¹² Cf. CERULLI, *Libro della Scala*, p. 346–354.

¹³ Bei Cerulli findet sich ein offensichtlicher Widerspruch: p. 83 wird gesagt, Pius II. sei von Juan de Torquemada abhängig, p. 84 dagegen soll er direkt auf Ricoldo da Montecroce zurückgreifen; aus Gründen der Chronologie ist nur das Zweite möglich.

Nach diesem eindrücklichen Panorama kommt Cerulli dann zu seinen Schlußfolgerungen (p. 315–322). Es wird nochmals betont, daß neben den sekundären Quellen in erster Linie die *Scala* und die *Confusión* für die Verbreitung islamischer Jenseitsvorstellungen im Okzident verantwortlich gewesen sind; die zahlreichen beigebrachten Texte beweisen, daß die Kenntnisse in diesem Punkt viel verbreiterter gewesen sein müssen, als man bisher angenommen hat: wenn auch die eschatologischen Vorstellungen des Islam nicht den Bedeutungsgrad der arabischen Mathematik, Astronomie, Philosophie usw. erreicht haben, so kann ihr starker Einfluß auf die abendländische Geisteswelt doch nicht geleugnet werden. Und vor diesem Hintergrund wird nun nochmals die Quellenfrage der *Divina Commedia* diskutiert. Cerulli leugnet nach wie vor die Existenz von überraschenden Detailkoinzidenzen zwischen *Scala* und *Commedia* nicht; es kann nicht ausgeschlossen werden, daß Dante die *Scala* gekannt hat. Gleichwohl bleibt das abschließende Urteil vorsichtig und zurückhaltend – fast noch reservierter als 1949: «Tuttavia, guardando più da lontano il problema, appare preferibile considerare al di sopra dell'essame dei particolari, la diffusa conoscenza od anche soltanto la notizia che nel mondo dell'Islam, ritenuto avversario immediato del Cristianesimo nel campo politico e religioso nella situazione storica al tempo di Dante, ma, nello stesso tempo, oggetto di ammirata assimilazione dei suoi filosofi da parte della Scolastica, si aveva come libro sacro una Visione del Paradiso e dell'Inferno. Ed appare non inverosimile che questo possa aver ispirato insieme con altri motivi, l'Altissimo Poeta a contrapporre alla Visione islamica una Visione cristiana. E così, ripeto, non sarebbe stato nemmeno necessario che Dante avesse letto il Libro della *Scala*, ma soltanto che ne avesse appreso l'esistenza e quello che allora se ne riteneva il carattere sacro» (p. 318). Cerullis Haltung nähert sich somit stark meiner eigenen¹⁴, doch wäre ich nach wie vor noch etwas zurückhaltender: Dante muß nicht einmal direkt über die Existenz der *Scala* und ihren angeblich «heiligen» Charakter informiert gewesen sein; ein allgemeines (und ganz offensichtlich erwiesenes) Eindringen von Themen und Motiven aus der islamischen Eschatologie in die abendländische Geisteswelt genügt, um (in Verbindung mit anderen Quellen) die *Divina Commedia* als Ganzes und im Detail zu erklären; eine engere Beziehung zur *Scala* kann jedoch nicht ausgeschlossen werden.

Bei aller Bewunderung vor der Leistung Cerullis können wir uns trotzdem gewisser kritischer Bemerkungen nicht enthalten. Ein erster Mangel ist zweifellos, daß der Band zwar einen ausführlichen Namenindex (p. 327–338), aber keine Bibliographie enthält. Viel schwerwiegender ist aber, daß Cerulli die ganze Diskussion nach 1949 mit keinem Wort erwähnt. Auch meine Aufarbeitung der Literatur aus dem Jahre 1964¹⁵ wird nirgends zitiert, und auch meine Neuausgabe der französischen Fassung der *Scala*¹⁶ wird von Cerulli ignoriert – er zitiert den altfranzösischen Text nach wie vor nach seiner eigenen Ausgabe aus dem Jahre 1949, obwohl diese nachgewiesenermaßen zahlreiche Mängel aufweist¹⁷. So kann es denn auch nicht erstaunen, daß er – wie 1949 – dem Prolog der französischen Fassung immer noch Glauben schenkt und Bonaventura di Siena nicht nur für den Übersetzer des lateinischen, sondern auch des französischen Textes hält (p. 11, 315). Ich meine nachgewiesen zu haben, daß der Übersetzer des altfranzösischen Textes provenzalischer Muttersprache gewesen sein dürfte und daß der französische Prolog nichts als einen gedanken-

¹⁴ Cf. *RoJb.* 15 (1964), 47–50.

¹⁵ Cf. N 4.

¹⁶ Cf. P. WUNDERLI, *Le Livre de l'Eschiele Mahomet*. Die französische Fassung einer alfonsischen Übersetzung, hg. von P. W., Bern 1968 (RH 77).

¹⁷ Cf. WUNDERLI, *Etudes*, p. 9–17.

losen Abklatsch des lateinischen darstellt¹⁸; sollte Cerulli meine Argumentation nicht für stichhaltig ansehen, dann hätte man zumindest eine Widerlegung der vorgebrachten Argumente erwarten dürfen. Der gleichen Haltung entspringt auch sein Festhalten an der Spät-datierung des *Setenario* (frühestens 1264; cf. p. 15/16), obwohl Evelyn S. Procter mit guten Gründen für eine Abfassung vor 1256 eintritt und ich gezeigt habe, wie man die Tatsache, daß in ihm gleichwohl von einem «libro a que llaman en aráuigo Amochrhc» die Rede ist, erklärt werden kann¹⁹. Es ist wirklich schade, daß solche Schwächen den großen Wert dieser bedeutenden Arbeit unnötig etwas schmälern.

Peter Wunderli

*

GEORG RABUSE, *Die goldene Leiter in Dantes Saturnhimmel*, Krefeld (Scherpe Verlag) 1972, 62 p. (Schriften und Vorträge des Petrarca-Instituts Köln 25).

Von der Tatsache ausgehend, daß Himmelsleiter und Himmelstreppe uralte Sinnbilder der Verbindung zwischen Diesseits und Jenseits sind, untersucht Rabuse mit großer Akribie und profunder Sachkenntnis die Bedeutung von Dantes Himmelsleiter. Sie erscheint im siebten Himmel, und hier begegnen die aufsteigenden Pilger den Kontemplanten des Saturnhimmels und werden von der Sehnsucht nach der höchsten Schau erfüllt. Warum im Saturnhimmel? Weil, nach der Astrallehre, Saturn diskursive Denkkraft und theoretische Einsicht verleiht. Soweit bekannt, findet sich die Saturnleiter in der darstellenden Kunst nur in Dürers «Melencolia I». Doch welch ein Unterschied der Darstellung! Bei Dante schweben die Kontemplanten als froh bewegte Lichtgestalten, Dürer zeigt ein düsteres Bild der Ohnmacht. Das geheimnisvolle «I» nach dem Wort Melencolia scheint des Rätsels Lösung zu sein. Folgt man den Erklärungen der Kritiker, so ist die Entfaltung der saturnischen Melancholie dreifach: als Imaginatio im Bereich der bildenden Kunst, auf einer höheren Stufe verleiht sie als «anima rationalis» Einsicht in Naturwissenschaften, Medizin und staatsmännische Gaben, auf der höchsten Stufe führt das Saturnische zur höchsten Erkenntnis der göttlichen Gesetze, mitunter auch zur Ordnung der Engel, und dies ist bei Dantes Himmelsleiter der Fall.

Auf der ersten, d.h. Dürers Stufe bringt Saturn Verwirrung und Hemmung der Schaffenskraft; es ist die Stunde der Versuchung, in der «torpor» und «acedia» herrschen und zur persönlichen Verzweiflung und Untergangsstimmung führen. Da werden Gewalt und Reichtum (Schlüssel und Beutel) überflüssig, unnütz sind Zirkel, Waage und Uhr, die Herren von Zeit und Raum, unnütz auch das Jupiterquadrat zu Häupten der Melancholie, ebenso die übrigen Saturnattribute: Windhund, Mühlstein und die Leiter, die hinter dem Polyeder aufsteigt. Zwar sind ihre Enden verdeckt, bemerkt Rabuse, aber Winkel und Sprossenabstand lassen die Siebenzahl der Stufen erkennen. Die oberste Stufe hebt sich dunkel gegen die phosphoreszierende Helle des Himmels ab. Diese Leiter ist leer, unbenutzt; Melanchthon nannte sie ein Sinnbild des Absurden.

Dantes Leiter, die im Glanz des siebten Himmels aufragt, ist von innen erhellt; alles atmet Leben, Bewegung, Licht. Die Seelen, die sie bevölkern, bespiegeln sich gegenseitig in ihrem Glanz. Im Niederflug tauchen sie die Leiter in ein Meer von Licht. Beatrice hatte Dante gewarnt, nicht bei der sinnlichen Wahrnehmung der Leiter stehen zu bleiben, sondern die

¹⁸ Cf. WUNDERLI, *Etudes*, p. 90–125.

¹⁹ Cf. WUNDERLI, *Etudes*, p. 127, und oben p. 279.

Figur zum Spiegel der geistigen Einsicht zu machen, also vom Sehen über die «speculatio» (verdeutlicht durch das doppelte Spiegelbild) zum Schauen zu gelangen. Hier weist Rabuse auf das Überraschende hin, insofern als Saturn, dem Auge ähnlich, ein Spiegel göttlichen Geistes sein soll. Dante hat es sofort begriffen: die «virtus contemplativa» ist das Band, welches die Leiter der Kontemplanten mit dem Planeten der diskursiven Denkkraft und der theoretischen Einsicht verknüpft. Der Dichter will daher die eine Seite gegen die andere abwägen, und Rabuse liefert hier einen neuen Kommentar zum Vers «contropesando l'un con l'altro lato» (*Par.* 21, 24), der nach ihm das gegenseitige Abwagen der Spiegelkraft Saturs in der Leiter bedeutet. In diesem Sinne will auch der Kommentator die richtige Methode erkennen, und das Neuentdeckte, das aus diesen Gesängen entgegenleuchtet, rechtfertigen.

Rabuse geht vom Urbild der Himmelsleiter, der Jakobsleiter aus, die schon früher zum Vorbild des moralischen und geistigen Heilsweges wurde. Die Himmelsleiter ist die Präfiguration des Vollkommenheitsweges im westlichen Mönchstum. Deshalb nennt Dante, außer Benedikt, auch Makarius und Romuald, die Stifter des Kamaldulenserordens, dessen Mönche ein streng beschauliches Leben führten. Bedeutungsvoll ist auch die Beziehung zur Leiter des Petrus Damiani, der die «vita activa» mit der «contemplativa» vereinte und ein Vorkämpfer der klösterlichen Reformbewegung des 11. Jahrhunderts war. Immer wieder ist es die *mens* ‘Geist, Seele, Verstand, Gemüt, Gesinnung’, welche die Zerknirschung über die Gottferne auslöst und das Herz zur «mens divina» entbrennen lässt. All dies betont das seelische und sprachliche Klima der Leiter, denn sie führt zu Gott selbst. Petrus Damiani lässt uns also ins Zentrum des Saturnhimmels vorstoßen, ja sogar einen Schritt weiter, da der Mönch in seiner Zelle «elevat se super se». Hier analysiert Rabuse das Verbum *levare* aus weiteren Zitaten im Sinne von ‘zum höchsten Licht emporgetragen werden’. Ein weiterer Hinweis auf die goldene Leiter ist der schwelende Benedikt, der sich als Perle nähert. Der Kontemplant wird zur Perle, welche die Muschel aus Himmelstau empfängt, wenn sie zu nächtlicher Stunde an das Gestade des Meeres zieht. Hier drängt sich der Rezentsentin ein anderes Perlenbild der *Commedia* auf. Im 3. Gesang des *Paradiso* erblicken wir, in ein diffuses Licht getaucht, die Seele der Piccarda Donati, die gezwungen wurde, ihr Gelübde zu brechen und unfreiwillig der ersehnten «vita contemplativa» zu entsagen. In den soeben erwähnten Zusammenhang gestellt, erhält das berühmte Gleichnis «che perla in bianca fronte» (*Par.* 3, 14) ein ganz anderes Gewicht, als aufgrund der rein ästhetischen Deutung als zwei sich voneinander abhebende Weißnuancen.

Rabuse weist darauf hin, daß überall auf *Genesis* 28, 12–13, Bezug genommen wird, wo von der Hierarchisierung der Seelen durch die Kontemplation die Rede ist. Er zeigt, daß die «kosmische Theologie» (Spiegelung Gottes im All) der Beschauungstheologie Impulse gab und daß die Kommentare zur Jakobsleiter verschiedene theologische Einflüsse erkennen lassen; ferner die Verknüpfung der Jakobsleiter mit «Scipios Traum» des Makrobius, d.h. die Ausstrahlung des «lumen simplex» – Gottes – in das All. Das Bild der goldenen Kette Homers wird in Verbindung mit der Leiter zur «aetas aurea»: Saturn als Geist, Fleisch und Welt in völligem Einklang. Die Leiter ist aber auch als ein Aufstieg zur Philosophie – Liebe zur Weisheit – zu verstehen. Philosophie kann Gott selbst sein, denn in ihm ist höchste Weisheit, höchste Liebe und höchste Tat. Zu diesem Aufstieg bedarf es der Kontemplation, und hier interpretiert Rabuse die berühmte Terzine (*Par.* 33, 124–126): «O luce eterna che sola in te sidi, / sola t'intendi, e da te intelletta / e intendente te ami e arridi!» Er geht mit Gmelin einig, daß *sidi* sich auf Gottvater bezieht, das *intendente* den Sohn bedeutet und das *te ami e arridi* den Heiligen Geist. Darüber hinaus befaßt er sich mit der Bedeutung des zweimaligen *sola* und periphrasiert folgendermaßen: «Hier ist das Licht der Lichter, in

seiner ewigen Wahrheit und Einmaligkeit, das alle anderen an Kraft, an Einsicht in sein Wesen transzendierte und – *lumen de lumine* – in seiner Einmaligkeit des Sich-selbst-Verstehens und zugleich Von-sich-selbst-Verstandenerdens sich liebend zulächelt» (p. 32). Rabuse sieht hier, und das ist wohl sein Verdienst, den geschlossenen Kreislauf des Verstehens zwischen Vater und Sohn, in welchem die Menschwerdung des Sohnes beschlossen ist. Hier reicht aber auch die höchste Kontemplation nicht aus, wenn nicht die Gnade, der «*fulgor*» der «*Unitas*», in die Kreisbewegung der göttlichen Kontemplation einbezogen wird.

Darauf wendet sich der Verfasser seinem Lieblingsthema, dem Saturnspiegel zu. Der Aufstieg in den höchsten Wandelstern findet unter der Brust des feurigen Löwen statt: «*sotto il petto del Leone ardente*» (*Par.* 21, 24), also befindet sich Saturn im Wassermann, dem Löwen gegenüber, und hier gehe ich mit Rabuse nicht einig, der das Sternbild des Wassermanns dem Element Wasser zuschreibt. Der Wassermann ist, seinem Namen zum Trotz, ein Luftzeichen. So vermag der Löwe wohl die Kälte Saturs zu mäßigen, nicht aber, wie Rabuse meint, sein «wässrigeres Temperament». Richtig ist hingegen, daß Saturn im Löwen als Glücksbringer gilt, auch daß er in Bergeinsamkeit und Höhlen führt und, wenn der Mühlstein – nicht das Rad – als saturnisch bezeichnet wird, so sicher, weil er ein großer Stein ist und nicht weil sich die Mühle «am Wasser befindet». Rabuse erklärt ferner, warum schwarze, als saturnisch geltende Rabenvögel auf der goldenen Leiter auf oder ab oder im Kreise schweben. Alle Arten Rabenvögel werden mit Kontemplanten in Zusammenhang gebracht, beispielsweise der Rabe bei Benedikt. Ein Schweizer würde hier eher an die Raben des hl. Meinrad im finsternen Wald denken, die seine Mörder bis nach Zürich verfolgten und die darum ihren Ehrenplatz in der Klosterkirche von Einsiedeln fanden. Drei sind die Bewegungen der Vögel: 1) aufwärts = Weg zur mystischen Versenkung; 2) abwärts = Kontemplanten, die zum aktiven Leben zurückkehren; 3) im Kreise = tätige Nachahmung der «*caritas*» Christi und Ergründung des Geheimnisses des Gottmenschen.

Noch einmal wird Saturn unter der Brust des feurigen Löwen gezeigt, also an dem Platz, wo sich Jupiter befindet. Hier wohnt Saturn beim Sohn. Diese Gemeinschaft haben die Neuplatoniker angebahnt, Augustinus hat sie der christlichen Vorstellungswelt einverleibt und vollzog deren eigenartige Assoziationen nach: Saturn ist das Sinnbild der Fülle der höchsten Intelligenz und Ausdruck für den göttlichen Geist, denn Kronos ist Koros, Sättigung an Geist, und «*saturnus*» gesättigte Intelligenz: «*tanquam satur nus*». Nach einem Hinweis auf das inspirierte Kristall-Gleichnis des Mönches Berengaudus schließt Rabuse mit den Worten: «Man möchte wünschen, daß der Leser der *Göttlichen Komödie* eines Tages in diesem oder einem ähnlichen Wort den willkommenen Helfer begrüßen könnte, der ihm die Figur des Kristalls oder die Figur der Leiter, welche in ihm erscheint, in ihrer tiefen Wesensverwandtschaft offenbart» (p. 53).

Es ist wohl müßig, sich zu fragen, ob eine solche Interpretation der Symbolik des Saturnhimmels und der goldenen Leiter, welche durch die «*vita contemplativa*» zum höchsten Ziel führt, zeitgemäß ist. Was die Symbole angeht, so hat kürzlich die Genfer Philosophin Jeanne Hersch die gegenwärtige «*condition humaine*» mit dem Verlust der Symbolwerte begründet. Was die «*vita contemplativa*» betrifft, so sei auf das Phänomen hingewiesen, daß sich viele moderne Menschen, vorab Jugendliche, durch die verschiedensten Meditationsbewegungen angesprochen fühlen. Ein italienischer Journalist schrieb neulich: «Ein Hund ist mehr Hund, wenn er bellt; ein Mensch ist mehr Mensch, wenn er in die Stille geht». So ist es Rabuses Verdienst, uns in Erinnerung zu rufen, welche Fülle an Symbol- und Kontemplationswerten der größte Dichter des europäischen Mittelalters zu bieten hat.

REINHARD JAUFER, *Die romanischen Orts- und Flurnamen des Paznauntals*, Innsbruck (Institut für Romanische Philologie der Leopold-Franzens-Universität) 1970, 104 p., 1 Karte (*Romanica Aenipontana* 7).

Die Studie trägt zur Erforschung des rätoromanischen Substrats in Vorarlberg und Tirol bei, wie sie von Alwin Kuhn geplant war¹. Es liegt jetzt nach den Untersuchungen Planggs und Tiefenthalers² eine dritte Flurnamenarbeit vor, die nun eine Talschaft des westlichsten Tirol behandelt. Das Paznauntal ist ein historisch und sprachlich interessantes Gebiet, gehörte doch sein oberer Teil zu unterengadinischen Pfarreien und damit zum Bistum Chur³. Diese Verbindung spiegelt einen alten Besiedlungsvorgang wider, der aber kaum in einen menschenleeren Raum vorstieß. Zumindest das Unterpaznaun dürfte schon vorher von einheimischen Romanen auf irgendeine Weise genutzt worden sein, denn es existieren sogar vorromanische Namen, z. B. *Fimba*, *Id*, *Jam*, *Trisanna*. Von ca. 1300 an wanderten Walser ein, die hauptsächlich die Gegend um Galtür und Ischgl eindeutschten, während dies im unteren Teil des Tals vom bairischen Dialektgebiet aus geschah. Das Rätoromanische des Paznaun dürfte spätestens um ca. 1400 ausgestorben sein. Die Walsermundart in Galtür verschwand Ende des 19. Jh.s⁴.

Die historischen Namenbelege wurden in den Pfarrarchiven Galtür, Ischgl und Kappl und im Landesregierungsarchiv Innsbruck gesammelt⁵. Lobend hebt Jaufer die Ergiebigkeit des Galtürer Archivs hervor, die auf seiner vorbildlichen Betreuung beruhe (p. 8). Tatsächlich tritt das Sigel *PfAG* dann häufig in Erscheinung. Man bedauert, daß die anderen Archive nicht gleich gründlich durchgearbeitet wurden, selbst wenn mangelhafte Ordnung und Inventare oder schlechter Erhaltungszustand der Urkunden dies schwierig gestaltet hätten. Obwohl Kappl und See früher kirchlich von Stanz bzw. Serfaus abhingen (p. 16), stellte Jaufer in diesen Archiven keine Nachforschungen an und legt auch nicht dar, warum sie unterblieben. Die Graubündner Archive wurden ebenfalls nicht besucht (p. 8). Für den Theresianischen Kataster (1774ss.) standen dem Verfasser Abschriften zur Verfügung, die er in Stichproben kontrollierte. Wir erfahren nicht, wo sich dieser Kataster und der des 19. Jh.s befinden. Formen aus dem p. 9 erwähnten modernen Pazrauner Grundbuch fehlen. Die ältesten Zeugnisse stammen häufig nicht aus handschriftlichen, sondern aus gedruckten Quellen. Bei guten Urkundenpublikationen rechtfertigt sich dieses zeitsparende Verfahren. Um eine solche handelt es sich wohl bei der öfter erscheinenden Abkürzung *Zangerle*⁶. Ein Schönheitsfehler ist es aber, wenn der Verfasser seine Belege philologischen Arbeiten (Kübler, Finsterwalder) entnimmt. Hier hätte er auf die primären Quellen zurückgreifen sollen. Mehrfach stehen vor oder nach der Angabe der gedruckten Quellen Abkürzungen von Urkunden, welche nicht aufgelöst werden.

¹ Cf. GUNTRAM PLANGG, *Die rätoromanischen Flurnamen des Brandnertales. Beitrag zu Vorarlbergs Raetoromania Alemanna*, Innsbruck 1962, p. IX–X (RAe. 1).

² EBERHARD TIEFENTHALER, *Die rätoromanischen Flurnamen der Gemeinden Frastanz und Nenzing*, Innsbruck 1968 (RAe. 4).

³ *Erläuterungen zum Historischen Atlas der österreichischen Alpenländer*, 2. Abteilung: *Die Kirchen- und Grafschaftskarte*, 5. Teil: SYLVIA STERNER-RAINER, *Tirol (Nord- und Osttirol)*, Wien 1954, p. 32 und Karte p. 24–25.

⁴ PAUL ZINSLI, *Walser Volkstum in der Schweiz, in Vorarlberg, Liechtenstein und Piemont. Erbe, Dasein, Wesen*, Frauenfeld-Stuttgart 1970, p. 230–231.

⁵ Es fehlt eine Zusammenstellung der benutzten Urkunden. – Besitzt die Pfarrei See kein Archiv? Man hätte auch gern erfahren, warum nur die Pfarrarchive angeführt werden. Gibt es keine Gemeindearchive?

⁶ In der Bibliographie hat man dann allerdings die Auswahl unter drei verschiedenen ZANGERLE.

Gelegentlich finden sich die Urkundenbezeichnungen allein, also ohne Hinweis auf die benutzte Edition.

Die mundartliche Aussprache der Namen nahm Jaufer an Ort und Stelle auf. Für das ganze Tal mit seinen vier Gemeinden zog er nur vier Gewährsleute heran. Das scheint mir eine zu schmale Basis zu sein, besonders wenn man damit die Zahlen vergleicht, welche das Vorarlberger Flurnamenbuch angibt. In den fünf Gemeinden des oberen Walgaus und des Klostertals wurden 37 Personen befragt, für die sechs Gemeinden des Großen Walsertals (einschließlich Damüls) werden 48 Namen zitiert⁷. Im angrenzenden Engadin unternahm der Verfasser keine Enquête, führt jedoch die dort gebräuchlichen Formen von *Galtür*, *Ischgl* und *Fimba* nach dem *Rätischen Namenbuch* an. Er bezog die dem Paznaun und dem Unterengadin gemeinsamen, z.T. zweisprachig benannten Grenzpunkte nicht ein (z.B. *Urezzas Joch*, *Grenzeck/Piz Faschalba*, *Gemsbleis Spitze/Paraid Naira*, *Val Gronda*). Die dialektale Aussprache notiert er in der phonetischen Umschrift des *AIS* (p. 7), weicht jedoch stillschweigend in zwei Punkten von ihr ab, da er ab und zu die Kürzen vermerkt und das Zeichen [ɛ] verwendet, ohne jedoch seinen Lautwert zu definieren. Es handelt sich um das Schwa[ə], das er aber auch [a] schreibt (vgl. bes. p. 70).

Bei der Ausscheidung der nicht-romanischen Namen konnte Jaufer Vorarbeiten (u.a. von Kübler) verwenden und erfuhr die Beratung von K. Finsterwalder. Einige Zweifelsfälle wurden mit aufgenommen. Es stellte sich heraus, daß die romanischen Flurnamen eine geringere Dichte als im benachbarten Montafon aufweisen (p. 8), dessen Kolonisation fast ganz von Romanen geleistet wurde⁸. Dennoch sind über hundert Flurnamen zusammengekommen, die ein eindrückliches Bild von der einstigen Romanität des Tales vermitteln. Die Artikel sind alphabetisch angeordnet, wobei aber *p* unter *b*, *k* unter *c*, *t* unter *d* und *v* unter *f* zu finden sind (p. 23–76). Vorausgeschickt werden sechs deutsche Bildungen mit romanischen Lehnwörtern (p. 17–21) und ein aus einem Familiennamen entstandener Flurname (p. 22).

Die Etymologien stützen sich auf das *Rätische Namenbuch* und auf Aufsätze Finsterwalders. Nicht immer kann eine bestimmte Deutung wahrscheinlich gemacht werden. Jaufer bietet dann zwei oder gar drei Etyma zur Auswahl an. Hier hätten sich vielleicht durch eine eingehendere Diskussion der Urkundenformen mit präziser Angabe der Lautentwicklung in der deutschen Mundart des Paznaun und durch aufmerksame Realproben Entscheidungen treffen lassen.

Den Schluß des Buches (p. 77–91) bilden Bemerkungen zu verschiedenen Themen, darunter eine Besprechung der in den angesetzten Etyma erscheinenden Suffixe und Andeutungen zur Siedlungsgeschichte⁹.

⁷ Vorarlberger Flurnamenbuch, 1. Teil: *Flurnamensammlungen 1: WERNER VOGT, Bludenz und Klostertal (Gemeinde Nüziders, Bludenz, Innerbraz, Dalaas und Klösterle)*, Bregenz 1970, p. 23; 4: *WERNER VOGT, Großwalsertal und Damüls (mit den Gemeinden St. Gerold, Blons, Fontanella, Sonntag, Damüls und Raggal)*, Bregenz 1971, p. 17–18. – Für meine Arbeit *Die Siedlungs- und Flurnamen von Urbeis (Orbey) im Oberelsaß*, Bern 1973 (*Europäische Hochschulschriften XIII: Französische Sprache und Literatur 15*) habe ich mich an ungefähr 240 Zeugen gewandt (p. 9). Allerdings handelt es sich um eine Gemeinde mit schwindendem Flurnamengut. Aber wo ist dieses heute nicht gefährdet? Cf. hierzu JAUFER, p. 9.

⁸ EBERHARD TIEFENTHALER, *Das Suffix -ANU im Lichte der Besiedlung des Montafons*, in: *Studien zur Namenkunde und Sprachgeographie, Festschrift für Karl Finsterwalder zum 70. Geburtstag*, Innsbruck 1971, p. 111–120, besonders p. 119 (*Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft 16*).

⁹ Cf. zu diesem Thema auch die Einleitung (p. 5–6, 13–14).

Einige einzelne Punkte:

P. 10: Die Erklärung des *Totenmannbachs* ist wohl eine Volksetymologie. Eher könnte man an ein Verbrechen oder an einen Unglücksfall denken. Dann würde der Name an einen hier aufgefundenen Leichnam erinnern¹⁰.

P. 17: *Kappl*. Die Liste mit nur zwei urkundlichen Zeugnissen ist recht ärmlich ausgefallen. Wenn man schon diese für das Paznaun uncharakteristische Lehnwortbildung aufnimmt, hätte das auch mit *Augstenberg*, *Gemsbleis* (cf. p. 32), *Langesthei* (cf. p. 38) geschehen können.

P. 18: *Tablat*. Zwar enthält auch das *Rätische Namenbuch* das Etymon *ATTEGIA, im *REW* findet sich aber nur *TEGIA* (8616a). Cf. noch p. 38, 102. – *Gampen*. Es geht nicht an, zwei oder mehr homonyme oder den gleichen Stamm aufweisende Flurnamen in einen Artikel zu pressen (so mehrfach). Der Benutzer kann dann weder die historischen Belege noch die Mundartform richtig zuordnen.

P. 19: *Guft*. *Kogel* gehört zu dt. *Kugel*, nicht zu *CUBULUM.

P. 20: *Guvernill*. Die abwegige Schreibung mit -w- stammt von Kübler. Die Aussprache [gugenil] und die Etymologie legen eine Schreibung *Gugernill* oder *Guggernill* nahe.

P. 29: *Paznaun*. Zu den Belegen wäre hinzuzufügen 1408 *die lantlute in Paznun*¹¹, 1433 *in Pacznawn*¹², 1471 *die in Patzanün*¹³.

P. 39: *Trisanna*. Es sollte erwähnt werden, daß Theodora Geiger Finsterwalders hier akzeptierte Etymologie bezweifelte und daß dies eine Erwiderung hervorrief¹⁴. Während Jaufer [trisâne] als Mundartform erhielt, ist uns für Ischgl [trisâne] mit Längung des Tonvokals bezeugt¹⁵, außerdem [sâne]¹⁶. Diese letztere Angabe paßt gut zu 1529 *Sena*, dem einzigen Beleg des Verfassers ohne die Anfangssilbe, die man als *der* (z. B. an *der Sane*) mißverstand und abtrennte (Finsterwalder, in: *Landecker Buch*, p. 104). Erwähnenswert wäre doch auch, daß der Bach des Stanzertals, der sich oberhalb Landeck mit dem Paznauner Gewässer vereinigt, ursprünglich den gleichen Namen *Trisanna* führte. Und schließlich sollten uns in einer Vollständigkeit anstrebenden Dissertation sowohl die Erklärung des Suffixes durch Finsterwalder (in: *Landecker Buch*, p. 105–106 und *BN, N.F. 4* [1969], 385–387) als auch J. U. Hubenschmieds Deutungsversuch des Flüßnamens¹⁷ referiert werden.

P. 40: *Trui*. *TROGIU ist nicht nur ein Alpenwort, es kommt auch in den Vogesen vor¹⁸.

¹⁰ ADOLF BACH, *Deutsche Namenkunde II: Die deutschen Ortsnamen 1*, Heidelberg 1953, p. 326 und 192.

¹¹ HERMANN WARTMANN, *Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen IV: 1360–1411*, St. Gallen 1892, p. 841.

¹² JAUFER, *op. cit.*, p. 16.

¹³ RUDOLF THOMMEN, *Urkunden zur Schweizer Geschichte aus österreichischen Archiven IV: 1440–1479*, Basel 1932, p. 392.

¹⁴ THEODORA GEIGER, *Die ältesten Gewässernamen-Schichten im Gebiet des Hoch- und Oberrheins*, *BN 15* (1964), 135. KARL FINSTERWALDER, *Die Flüßnamen Trisanna, Rosanna (Tirol) und die Sprachelemente *Trag-, *Trog- in Ortsnamen und Appellativen des Alpenraums*, *BN, N.F. 4* (1969), 380–390.

¹⁵ KARL FINSTERWALDER, *Die vor- und frühgeschichtlichen Ortsnamen des Oberinn- und Stanztals*, in: *Landecker Buch I: Bezirke Landeck und Oberes Gericht*, Innsbruck 1956, p. 103 N 35 (*Schlern-Schriften 133*).

¹⁶ JOSEPH SCHATZ, *Wörterbuch der Tiroler Mundarten*, ed. KARL FINSTERWALDER, Innsbruck 1956, II, 504 (*Schlern-Schriften 120*).

¹⁷ Über Ortsnamen des Silvretta- und Samnaungebietes, in: CARL EGGERLING – CARL TÄUBER, *Clubführer durch die Bündner Alpen VIII: Silvretta-Samnaun*, s. 1. 1934, p. 454–455; Zollikon-Zürich 1961, p. 369–370 (revidiert durch A. SCHORTA). – JAUFER benutzt nur die erste Auflage.

¹⁸ Cf. MÜLLER, *Urbeis*, p. 58 (Nr. 142).

P. 42: *Falgenair*. Wenn die Erklärung der beiden Lautungen *-är* und *-áir* als zu verschiedenen Zeitpunkten erfolgte Entlehnungen aus dem Romanischen aufrecht erhalten werden kann, hätten wir hier den Beweis eines länger andauernden dt.-rom. Zusammenlebens. *-är* wäre früh, *-air* nach 1200 übernommen worden (p. 80)¹⁹.

P. 44: *Fasche*. *Fascha* lebt sowohl als Appellativ wie auch als Flurname im Bündnerromanischen. Cf. *Rätisches Namenbuch* II: Andrea Schorta, *Etymologien*, Bern 1964, p. 137–138.

P. 51: *Vesil*. Der angenommene Zusammenhang mit *Vesul* erscheint nicht überzeugend.

P. 52: *Fimba*. Die sieben Urkundenformen aus dem *Rätischen Namenbuch* (II, 690a) sind nicht aufgeführt, obwohl vier davon über den ältesten Beleg Jaufers zurückreichen. Cf. jetzt noch Hermann M. Ölberg, *Illyrisch, Alteuropäisch, Breonisch*, in: *Studien zur Namenkunde und Sprachgeographie*, Innsbruck 1971, p. 54.

P. 58: *Galtür*. Es fehlt die erste urkundliche Nennung 1319 *dicti Walser in Cultaur*²⁰.

P. 62: *Grivalea*. Wenn zwei verschiedene mundartliche Aussprachen existieren (so noch öfter), sollten nähere Angaben gemacht werden, z. B. älter/jünger, häufiger/seltener. Falls das nicht möglich ist, könnte man wenigstens die Varianten diskutieren und die unterschiedliche Entwicklung abklären.

P. 63: *Id.* Vgl. H. Ölberg, *op. cit.*, p. 55.

P. 64: *Ischgl*. Wie verhält es sich mit der frühesten Erwähnung 1307 *Yscla* aus dem Urbar von Marienberg²¹? Ist sie mit Jaufers Beleg 1374 *Yscla* (*Urb. Marienberg*) identisch? In diesem Fall wäre eine Anmerkung angebracht gewesen.

Wie man sieht, läßt das Werk in methodischer Hinsicht zu wünschen übrig. Dazu kommen Ungenauigkeiten in zahlreichen Einzelheiten. Man wird das Buch mit großer Vorsicht benutzen müssen. Es kann immerhin als erste Übersicht Dienste leisten.

Wulf Müller

★

J. H. MARSHALL, *The Razos de trobar of Raimon Vidal and associated texts*, Oxford (Oxford University Press) 1972, cii + 183 p.

Nachdem Marshall 1969 den *Donatz Proensals* von Uc Faidit veröffentlicht hatte, folgten nun 1972 die *Razos de trobar* von Raimon Vidal. Diese beiden vorbildlich edierten Quellenwerke zur Grammatik und den Dichtungslehren der Troubadours gehören zu den bedeutendsten Bereicherungen der okzitanischen Philologie.

Die Bedeutung der *Razos de trobar* liegt darin begründet, daß Raimon Vidal um 1200 (vermutlich zwischen 1190 und 1213) als erster versuchte, eine Sprachnorm der Troubadoursprache aufzustellen. Raimon Vidal de Bezaudun¹ war Zeitgenosse der bekannten Troubadours Arnaut Daniel, Bertran de Born, Giraut de Borneil, Peire Cardenal, Peire Vidal, Rimbaut de Vaqueiras und kannte ihre Sprache und ihre Werke von seinen Aufenthalten an den aragonesischen, katalanischen und südfranzösischen Fürstenhöfen.

¹⁹ Vgl. das methodisch ganz ähnliche Vorgehen bei ALBRECHT GREULE – WULF MÜLLER, *Béhine. Ein germanisch-romanischer Bachname*, BN, N.F. 9 (1974), 83–101.

²⁰ ZINSLI, *Walser Volkstum*, p. 40.

²¹ *Erläuterungen zum Historischen Atlas* (wie N 3), p. 114.

¹ Die Bezeichnung *Raimon Vidal de Besalu*, z. B. im *Répertoire métrique* von I. FRANK, ist zu ändern in *Raimon Vidal de Bezaudun*. Nach MARSHALL, p. LXVII, handelt es sich dabei nicht um *Besalú* in der Provinz Gerona; die katalanische Heimat dieses Dichters ist freilich unbestritten und anhand sprachlicher Merkmale nachweisbar.

Wenn auch die aufgestellten Sprachnormen eng und subjektiv gefaßt sind und der morphologischen und phonetischen Vielfalt der Troubadoursprache nicht gerecht werden, so sind doch die grammatischen Hinweise auf die *parladura natural et drecha* (B 65), die *parladura de Lemosyn* (B 86) von großem Interesse. Im gleichen Abschnitt findet sich auch die bekannte Feststellung *La parladura francesca val mais et [es] plus avinenz a far romanz et pasturellas, mas cella de Lemosin val mais per far vers et cansons et serventes* (B 72–74). Dieser Satz bildet den Ausgangspunkt einer Diskussion über die dialektalen Grundlagen der Troubadoursprache². Die Verdienste von Marshall können am besten gewürdigt werden, wenn eine Übersicht über die von ihm veröffentlichten Texte gegeben wird mit den Hinweisen auf die bisher vorhandenen Textausgaben.

Razos de trobar von Raimon Vidal

Marshall, p. 1–25: *Parallelabdruck der beiden Handschriften B und H*

Handschrift B = BrunelMs. 290³ (Bibl. Laurentienne, Florence, pluteus XLI, codex 42): «copie terminée en 1310 par Petrus Berzoli de Gubbio». Dieses Manuskript bildet ebenfalls die Basis der bisher verfügbaren Ausgabe von Stengel⁴.

Handschrift H = BrunelMs. 37 (Bibl. de Catalogne 239, Barcelone): «écrit au 14^e s. en pays catalan». Die Handschrift H wurde zuerst von Paul Meyer in *R 6* (1877), 344–353, veröffentlicht nach einer im 18. Jh. hergestellten, heute in Madrid aufbewahrten Kopie (BrunelMs. 45). Marshall konnte die erst 1911 neu entdeckte Handschrift (BrunelMs. 37) mitberücksichtigen und hat für die *Razos de trobar* die endgültige Version der Handschrift H geliefert⁵. Bei der Beschreibung der Handschrift H hat Marshall (p. XI, N2) darauf hingewiesen, daß einzig der in diesem Manuskript enthaltene *Compendi* von Joan de Castellnou bisher noch unveröffentlicht ist.

Marshall, p. 145–159: (Appendix I) *Version der Manuskripte C und L*

Reproduziert ist der Text der Handschrift L mit den Varianten von C. Diese Handschriftengruppe, die auf eine gemeinsame Vorlage zurückgeht, ist insofern von Interesse, als diese Überlieferung der *Razos de trobar* als Quelle für die *Doctrina d'acort* von Terramagnino da Pisa gilt (Marshall, p. XLVIII).

Die Handschrift C (BrunelMs. 305) ist in der Ausgabe von Stengel abgedruckt; L (BrunelMs. 308) ist von Biadene in einem diplomatischen Abdruck herausgegeben⁶.

² H. MORF, *Vom Ursprung der provenzalischen Schriftsprache*, Sitzungsberichte der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Histor.-Phil. Klasse 45 (1912), 1035; M. PFISTER, *Die Anfänge der altprovenzalischen Schriftsprache*, ZRPh. 86 (1970), 305–323.

³ Ausgangspunkt aller altokzitanischen Manuskriptbeschreibungen ist die Arbeit von C. BRUNEL, *Bibliographie des manuscrits littéraires en ancien provençal*, Paris 1935. Dieses Handbuch wird in der summarischen Bibliographie von Marshall, p. XCIX ss., nicht erwähnt, ebensowenig die beiden unentbehrlichen Nachschlagewerke von A. GRAFSTRÖM, *Etude sur la graphie des plus anciennes chartes languedociennes avec un essai d'interprétation phonétique*, Uppsala 1958; *Etude sur la morphologie des plus anciennes chartes languedociennes*, Uppsala 1968.

⁴ E. STENGEL, *Die beiden ältesten provenzalischen Grammatiken – 'lo Donatz proensals' und 'las rasos de trobar'*, Marburg 1878.

⁵ Die uns hier interessierenden Folia 24^r–29^r der Handschrift H, welche die *Razos de trobar* von Raimon Vidal betreffen, sind zwar bereits in einer *tesi di laurea* von E. RAMELLA (Torino 1961) bearbeitet, aber bisher nicht veröffentlicht worden.

⁶ L. BIADENE, *Las Razos de trobar e lo Donatz proenzals secondo la lezione del ms. Landau, StFR 1* (1885), 337 ss.

Doctrina d'acort von Terramagnino da Pisa.

Marshall, p. 29–59: *Abdruck der Handschrift H.*

Bis 1968 stand für diesen auf die *Razos de trobar* zurückgehenden grammatischen Text nur die von Paul Meyer 1879 veröffentlichte Version zur Verfügung, die auf einer Kopie des Ms. 12405 der National-Bibliothek von Madrid beruhte. Seit der Neuentdeckung der Handschrift H (BrunelMs. 37) im Jahre 1911 lag es nahe, eine Neuausgabe vorzulegen. Dies hatte 1968 Ruffinatto getan⁷. Mit der Edition von Marshall ergibt sich eine willkommene Überprüfungsmöglichkeit, die zu Ungunsten von Ruffinatto ausfällt. Auf einzelne Mängel habe ich bereits in meiner Besprechung *ZFSL* 83 (1973), 78–82 hingewiesen. Die genaue Überprüfung durch Marshall führt zu einem vernichtenden Urteil; cf. Marshall, p. XV: «In particular the frequent inaccuracies in the reading of the single MS, the partial regularization of scribal graphies, the editor's over-eagerness to emend—sometimes silently—for purely metrical reasons, coupled with a striking willingness to accept scribal misreadings in the text of the verse-quotations, combine to make the edition quite unreliable. In many respects it can hardly be judged superior to that of Paul Meyer.»

Einige Textproben zeigen eindeutig, daß nur Marshall in seinem Bestreben, möglichst wenig zu emendieren, den philologischen Anforderungen, die heute an eine altokzitanische Textausgabe gestellt werden müssen, genügt.

	Ruffinatto	Marshall
29	a l'aurs sobre. ls metals cars	E l'aurs sobre. ls metalz cars
406	Ucs, bailes, tos, Guis, e Peiros	Ges, bayles, totz, Guitz, e Peyros
433	e contraire e mentire	E con traiyre e mentire
513	Oimai en los parlars durs	Oymay *els parlars *aturs ⁸

Im allgemeinen führt Ruffinattos Zielvorstellung einer «edizione critica» zu Textkorrekturen und Graphievereinheitlichungen, die Marshall zu Recht rügt. Bei den vorgenommenen Textänderungen ließ sich Ruffinatto vor allem durch metrische Überlegungen leiten. Die metrischen Unregelmäßigkeiten bei Terramagnino da Pisa werden im Appendix III von Marshall besprochen (p. 167–169). Daraus ergibt sich, daß Textänderungen nur auf Grund metrischer Unregelmäßigkeiten in der *Doctrina d'acort* unangebracht sind. Der Herausgeber eines grammatischen Traktates sollte die Graphien und Formen des Basismanuskriptes möglichst weitgehend respektieren und nur in Ausnahmefällen Änderungen vornehmen. Marshall hat dies in vorbildlicher Weise getan. Bei Ruffinatto ist die Charakterisierung der Handschrift H erschwert und erfordert eine umständliche Berücksichtigung des kritischen Apparates. Folgende für das Manuskript H charakteristische graphische und z.T. phonetische Merkmale wurden von Ruffinatto vereinheitlicht und in seinem sog. kritischen Text nicht aufgenommen:

1. Die im Katalanischen übliche Schließung von *-a'* > *-e'*: *enars* 36 (Ruffinatto *anars*), *emanz* 465 (Ruffinatto *amanz*),
2. die im West-Katalanischen auftretende Schließung von *-a* > *-e*: *l'autre* 276 (Ruffinatto *autra*),
3. der im Katalanischen bekannte Schwund von *-tj-* in *rahonable* 26b, 808b (Ruffinatto *reasonable*),

⁷ A. RUFFINATTO, *Terramagnino da Pisa, Doctrina d'acort* (Officina Romanica 10), Roma 1968.

⁸ Die mit * bezeichneten Manuskriptgraphien erwähnt RUFFINATTO in seinem kritischen Apparat.

4. die im Katalanischen häufig auftretende Reduktion von *rs* > *s singulas* 185 (Ruffinatto *singulares*),
5. die für das Altkatalanische charakteristische Graphie *-ch* in *pauch* 11 (Ruffinatto *pauc*), *oblichs* 41 (Ruffinatto *oblics*), *amichs* 180, 192 (Ruffinatto *amics*),
6. die typische katalanische Entwicklung von *-TR-* in *pare* 2 (Ruffinatto *Paire*).

Dazu kommt das fehlende prosthetische *e*- beim Italiener Terramagnino da Pisa: *scrich* 11 (Ruffinatto *escrich*), *smai* 537 (Ruffinatto *esmai*), *sgarar* 243, 327 (Ruffinatto *esgarar*), *stil* 382 (Ruffinatto *estil*), *scrichura* 771 (bei Ruffinatto uneinheitlich, ebenfalls *scrichura*).

Regles de trobar von Jofre de Foixà

Marshall, p. 56–90: *Herausgabe der beiden verglichenen Handschriften H und R*.

Die Ausgabe von E. Li Gotti basiert auf der Handschrift H⁹, so daß der vollständige Abdruck von R bei Marshall eine willkommene Bereicherung darstellt. Die Handschrift R (BrunelMs. 32) stand bisher nur in der unvollkommenen Edition von J. Rubiò i Balaguer zur Verfügung¹⁰, cf. die Beurteilung von Marshall, p. XV: «a quasi-diplomatic edition of no great accuracy».

Doctrina de compondre dictats

Marshall, p. 96–98: *Publikation der Handschrift H*.

Bisher war nur die Madrider Kopie (BrunelMs. 45) von P. Meyer in *R 6* (1877), 355–358 veröffentlicht worden.

Zwei anonyme Traktate aus dem Manuscript Ripoll 129

Marshall, p. 101–105: cf. die Ausführungen zur Handschrift R (BrunelMs. 32) unter den *Regles de trobar* von Jofre de Foixà.

Von besonderem Interesse sind die darin enthaltenen Angaben über die literarischen Genera der Troubadourdichtung. Erläutert werden *canço*, *vers*, *lays*, *sirventez*, *retronxa*, *pastora*, *dança*, *plant*, *alba*, *gayta*, *estampida*, *sompni*, *gelosesca*, *discort*, *cobles esparses*, *tenso*, *desdança*, *viaderes*, gefolgt von Angaben über die Reimmöglichkeiten (*rimes sparses*, *rimes croades*, *rimes leonines*, *rimes dobles*, *rimes closes*, *rimes doblades*).

Die von Marshall geleistete Editionsarbeit umfaßt neben den *Razos de trobar* von Raimon Vidal de Bezaudun auch die Nachwirkungen dieses Werkes sowohl in Sardinien (Terramagnino da Pisa) als auch in Katalonien (Jofre de Foixà). Der Herausgeber untersucht die fast ein Jahrhundert nach den *Razos* entstandenen Traktate und gelangt zu überzeugenden Charakterisierungen, welche die veränderten Zuhörer-Erwartungen in der Zerfallszeit der Troubadourlyrik ebenso berücksichtigen wie die unterschiedlichen Sprachkenntnisse des Terramagnino da Pisa und Jofre de Foixà und deren literarische Zielvorstellungen. In den *Razos de trobar* und den anderen Traktaten sind Zitate aus Troubadourdichtungen aufgeführt, welche vom Herausgeber in übersichtlichen Zusammenstellungen – nach Manuskripten geordnet – mit den heute vorhandenen Troubadourausgaben verglichen werden.

Bei Raimon Vidal de Bezaudun läßt sich dabei eine besonders enge Verwandtschaft mit dem Chansonnier M feststellen oder wenigstens mit einer Ms.-Gruppe, die M enthält (Marshall, p. XXIII). Keine Aussagen macht Marshall über die Sprache des Dichters

⁹ E. LI GOTTI, *Jofre de Foixà, Vers e regles de trobar*, Modena 1952.

¹⁰ J. RUBIÓ I BALAGUER, *Del ms. 129 de Ripoll del siglo XVI, Revista de bibliografia catalana* 5 (1911), 285ss.

Raimon Vidal de Bezaudun selbst, der uns noch als Verfasser von drei Versnovellen bekannt ist (*Castia-gilos*, *So fol el temps c'om era iays*, *Abrils issi' e mays intrava*). Interessant wäre eine Überprüfung der in seinen Dichtungen auftretenden Reime mit der in den *Razos de trobar* formulierten Sprachnorm.

Bei den in der Troubadoursprache vorhandenen Doppelformen erwähnt Raimon Vidal de Bezaudun z. B. in den *Razos*, ms. B 436ss. *talen/talan* und gibt der okzitanischen Form *talen* den Vorzug (B 438: *leal, talen, chanson, son li plus dreig*). In seinem *Castia gilos* Vers 34 findet sich jedoch *son talan* im Reim mit *avan*.

In den *Razos* 413 tadelt Raimon de Bezaudun den Troubadour Folquet de Marseille, weil er *trai* in der 3. Person anstelle von *traic* gebrauchte, d.h. das Perfekt nicht auf *-ic* endete¹¹. Im *Castia gilos* 47s. verwendete er selbst die kritisierten Perfektformen *falhi/sofri*, wobei freilich nicht zu entscheiden ist, ob diese beiden Graphien dem Troubadour selbst oder dem Schreiber der Handschrift R anzulasten sind. Immerhin steht eindeutig *falhi* statt *falhic* auch in Vers 191 im Reim mit *aqui*. Die eigenen Reime stehen somit in einem gewissen Widerspruch mit den so apodiktisch gefassten Regeln der *Razos de trobar*. Vor allem betrifft dies die vereinzelten nordfr. Sprachformen, z. B. *dos tans* 'deux fois' im Reim mit *semblans* (Vers 205s.), *elit* (< ELECTU) im Reim mit *chauzit* (Vers 466s.)¹² oder reimbedingtes *trober* (*Castia gilos*, Vers 318) statt *trobar*.

Die von Raimon Vidal de Bezaudun festgesetzten Sprachnormen scheinen der sprachlichen Vielfalt der Troubadoursprache kaum entsprochen zu haben. Jofre de Foixà, der sich wie die Troubadours selbst nach dem Sprachgebrauch richtete (H 547: *lo us del lengatge e la costuma*), ist in der Normsetzung bedeutend vorsichtiger und toleranter (H 543: *E con sia us en algunes terres on le lengatges es covinenz e autreyatz a trobar que tuyt cominalment diguen aytant o plus en la primera persona eu cre com eu crey, e en la terça persona diguen aytant ausi com ausic, per aquesta raho dic eu que li trovador no'y falliron, car ill seguiren lo us del lengatge e la costuma*).

Von besonderem Interesse sind die philologischen Anmerkungen zu den verschiedenen Texten (p. 107–143) und die sprachlichen Untersuchungen zu den drei Handschriften B (BrunelMs. 290), H (BrunelMs. 37) und R (BrunelMs. 32), cf. Marshall, p. XLIX–LXVI.

Für die Handschriften H und R hat bereits Brunel auf den katalanischen Einschlag hingewiesen («écrit au XIV^e siècle en pays catalan»). Marshall untersuchte die graphischen, phonetischen und morphologischen Eigenheiten. Diese Angaben sind auch für die Kenntnisse des Altkatalanischen und seine Abgrenzung gegenüber dem Altokzitanischen von Bedeutung.

Die Zusammenstellung der 32 sprachlichen Besonderheiten der Handschrift B beruht nur auf der Untersuchung der Folia 79 verso bis 81 recto und wird von Marshall selbst als unvollständig bezeichnet («not exhaustive», p. XLIX). Auf dieser Grundlage aufbauend sollte die gesamte Handschrift BrunelMs. 290 untersucht werden. Eine solche Arbeit könnte vermutlich auch nähere Aufschlüsse über das in diesem Manuskript (fol. 78) enthaltene okzitanisch-italienische Glossar erbringen, das Castellani in der Festschrift Stammel veröffentlichte¹³. Auffällig in Marshalls sprachlicher Untersuchung zur Handschrift B sind die

¹¹ Cf. zur geographischen Begrenzung der Graphieregion *-ic* (3. Pers. Perfekt) M. PFISTER, *ZRPh.* 86 (1970), 322 N 53 (Quercy – Nordteil Toulousain – Westteil Rouergue). – Dieses morphologische Kriterium stützt die Annahme, daß die Sprache dieses zentralokzitanischen Raumes die Grundlage der Troubadoursprache abgab.

¹² Die Belege *tans* und *elit* stammen aus *Abrils issi' e mays intrava*, *RF* 15 (1904), 232 und 242.

¹³ A. CASTELLANI, *Le glossaire provençal – italien de la Laurentienne*, in: *Lebendiges Mittelalter, Festgabe für Wolfgang Stammel*, Freiburg 1958, p. 1–43.

relativ zahlreichen afr. Einflüsse, z.B. Verwechslung von *en/an* (p. XLIX), Graphien *iei* (= *i*) z.B. *dieis* 'il dit' neben *dis*, Gallizismen wie *bien*, *toutas* 'toutes', Futurumformen wie *parlerai*, *blasmeran* oder der mask. Pluralartikel *les* (p. LIII).

Abschließend einige Detailbemerkungen zu den philologischen Anmerkungen von Marshall, p. 107–143:

zu den **Razos de trobar:**

B 292: Marshall korrigiert bei den Rektusformen *pestres* neben *pastres* in *p[r]estres*. Gestützt wird diese Konjektur durch die Handschriften C (*prestres*) und L (*prestes*). Diese Korrektur scheint mir nicht unbedingt erforderlich, da auch aokzit. *pestres* 'boulanger' existieren mußte, vgl. adauph. *peytre* m. 'boulanger' (1340), Puiss. *pestre* (FEW 8, 602s. PISTOR).

B 293: Verschieden interpretiere ich *tos*, cf. Marshall, p. 114: «the form *tos* is evidently corrupt». – Aokzit. *tos* 'jeune homme' ist gut belegt, cf. LU 702¹⁴, s. *tos* (PRogier 356,6 Vers 64; Pays d'Orange ca. 1180, Brunel 183,27; RaimMiraval 406,20, Rn; GirBorn 242,38 Vers 67; Aigar 1435; Crois Alb 3173, 3817, 5956; Flamenca 3787).

B 322: Fraglich scheint mir die Korrektur *lors* zu *lor* mit der Erläuterung p. 115: «For *lors* (B 322) I have adopted the correction to *lor* suggested by CL and assumed the error to be scribal.» – Possessives *lors* mit analogischem *-s* nach *mos*, *tos*, *sos*, scheint regional begrenzt zu sein, cf. aquerc. *a lors effanz* 'à leurs enfants' (1175, Brunel 145,6), aalb. *de lors pecaz* (ca. 1120, Brunel 20,67), ebenso atoulous. *totz lors avers* (1165, Brunel 105, 4), *de lors armas e de lors parents* (1181, Brunel 187,12).

B 345: Aufschlußreich und für die Handschrift B charakteristisch ist *iest* 'tu es'. Diese Verbalform ist selten zu belegen und scheint geographisch auf das Languedoc beschränkt zu sein, cf. *tant iest plena de gracia* (Esposalizi de nostra Dona, Vers 396, R 68, 302)¹⁵, *on iest Jausfre* (Jaufre, Ms.A, Vers 8526)¹⁶, *per aquo iest glorificada* (Marienklage, Ms. P, Vers 197)¹⁷, *Que iest maire* (ib., Vers 206), *iest* (Gesta Karoli Magni ad Carcassonam et Narbonam, ed. Schneegans, p. 72)¹⁸.

B 379–381: Aitan ben son del present endicatiu et de la terza persona del singular e *cre e mescre et descre*. En la prima persona ditz hom *crei*, *mescrei*, *descrei*.

Marshall, p. 117, schreibt in der Anmerkung: «For *creire* the 1st sg. *cre* was in fact the commoner form, indeed the only form in the earliest texts, though *crei* in the 1st sg. was by no means rare... Thus Vidal was right in insisting that *cre* was the only normal 3rd sg. form, wrong in regarding *crei* as the sole correct form for the 1st sg.» – Hinzuweisen wäre in diesem Zusammenhang, daß *eu crei* statt apr. *cre* eine morphologische Differenzierung der 1. und 3. Person Sg. ermöglichte¹⁹. Diphthongiertes *crei* in der Troubadoursprache ist eine poitevinisch-limousinische Form, die auf Guillaume IX und Bernart von Ventadorn zurückgeht¹⁹.

¹⁴ M. PFISTER, *Lexikalische Untersuchungen zu Girart de Roussillon* (Beih. ZRPh. 122), Tübingen 1970, p. 702 (= LU).

¹⁵ S. KRAVTCHEKO-DOBELMANN, *L'esposalizi de nostra Dona, drame provençal du XIII^e siècle*, R 68 (1945), 283s.: «Il nous paraît dès l'abord que l'auteur n'était pas de la Provence proprement dite, comme le croyait P. Meyer, mais du Languedoc oriental, d'une région située entre Nîmes, Montpellier et le sud de l'Aveyron. Il est probable que les copistes étaient plus rapprochés de la Provence, peut-être de la rive droite du Rhône.»

¹⁶ Brunel Ms. 161: «écrit au 14^e vers Nîmes.»

¹⁷ Brunel Ms. 194: «écrit au 14^e s. en Languedoc».

¹⁸ Brunel Ms. 14: «écrit au 14^e s. vers Narbonne».

¹⁹ Cf. ZRPh. 86 (1970), 322 N 52; ZRPh. 88 (1972), 278.

B 437: Neben *leal* erwähnt Raimon Vidal de Bezaudun dialektales *liau*. In der Anmerkung (Marshall, p. 118) könnte ergänzt werden, daß auch in den *Leys d'Amors* *liau* statt *leyal* als *mot gasconil* abgelehnt wird²⁰.

Zur *Doctrina d'acort*

H 3: *guidanz* – Die Anmerkung (Marshall, p. 122) deckt sich mit meinen in *ZFSL* 83 (1973) 81 veröffentlichten Ausführungen zur Edition von Ruffinatto. Das gleiche gilt für Vers 14 (*concreia*).

H 59: (Que totas paraulas bonas Subst[ant]ivas ies personas) *Demostron puramen e genz, (E sostenon grazidamenz ...)*

Marshall, p. 123 N 59: «*genz* ‘genders’, cf. 67,74 (the form is no doubt a barbarism, despite *Razos* H 98). On the other hand, *ies* (58) is the expletive particle (cf. *SW* iv. 108, s.v. *gens*, 5), for which Terramagnino shows an unusual fondness (cf. 42, 71, 75, 116, 272, 509, 521, 597, 631, 701, 795). Ruffinatto is mistaken in interpreting *genz* as an adverb and in correcting *ies* to *ien e*. – Zur Rechtfertigung von Ruffinatto muß ich beifügen, daß Ruffinatto im Ms. liest *genr'e* und dies emendiert in *jes* (58) und nicht in *ien e*. Die Form *genz* in Vers 59 (in der Verbindung *demostron puramen e genz*) beurteile ich wie Ruffinatto ebenfalls als Adverbium, cf. apr. *gen*. adv. ‘bien’ (*FEW* 4, 103, s. GENITUS). Die reimbedingte Endung *genz* enthält adverbielles *-s*, wie z.B. *grazidamenz* in Vers 60, cf. auch Marshall, p. 123 N 124. Dagegen dürfte *ies* in Vers 58 als Pluralform zu *gen* zu verstehen sein (cf. die umgebenden Pluralformen *substantivas* und *personas*). Im *FEW* 3, 116, s. GENUS ist nachzutragen unter I. 3.: apr. *gen* m. ‘genre grammatical’ (*Doctrina d'acort*, Vers 67), *ien* (ib., Vers 74), *gent* (*Razos de trobar*, Ms. H, Vers 98; von Marshall unnötigerweise geändert in *genre*), *genre* (*Razos de trobar*, Ms. B, Verse 98, 101).

H 78: *can ha flach contrac*

Marshall, p. 123 N 78, erwähnt die Änderung Ruffinattos von *flach contrac* in *flat contrach* ‘fiato ratrappito?’ ohne eigenen Interpretationsvorschlag. Ich betrachte den Nebensatz *can ha flach contrac* als explizite Wiederholung zu den beiden vorausgehenden Verbalausdrücken *no es sostenguda* (H 76s.) und *ni sosten* (H 78) und würde übersetzen mit «quand elle [la parladura] est insuffisamment déterminée (quand elle a un contrat peu stable)»; *flac* adj. ‘flasque, mou. faible’ stelle ich zu *flacs* ‘flexibilis’ (Donatz Proensals 1541). Die in der Handschrift stehende Konjunktion *can* (Marshall) bedarf keiner Änderung (Ruffinatto *tan*).

H 187: *No sa[ps] confort?*

Die Emendation von Ruffinatto in *sabs* ist überzeugender, cf. H 221 *Hagr'obs*; cf. auch *sabs* ‘tu sais’ (*Fuero Estella* 20)²¹.

H 218: L'oblic singular vos *esceill*. Im Manuscript steht *aesueill* («possibly *a* altered to *e*»).

Ruffinatto korrigiert in *desveil* mit dem Hinweis «italianismo». Anhand der genauen Lektüre der Handschrift durch Marshall vermute ich das Verbum *esveillar* in der im Okzitanischen sonst unbekannten Bedeutung von it. *svelare*. Die Konjektur von Marshall (*esceill*) begegnet graphischen Schwierigkeiten, da aokzit. *escclar* ‘éclaircir, instruire’ in der 1. Pers. Singular keine Graphie *-ill* aufweisen kann.

²⁰ P. LIENIG, *Die Grammatik der provenzalischen Leys d'amors*, Breslau 1890, p. 90.

²¹ Abkürzungen gemäß Verzeichnis LU 203–217, cf. N 14.

zu den Regles de trobar

H 55: e *abduy li rey* son *duy* o *son mays* ...

Marshall, p. 128 N 55: «The word *abduy* is suspect, especially in view of the *duy* which follows. Possibly *abduy li* arose from a misreading of *aqueyl*» – In *abduy li rey* sehe ich die normale Rektusform von aokzit. *amdos*, cf. arouerg. *per amdos sos effanz* (1181, Brunel 455,22).

Max Pfister



MAX PFISTER, *Lexikalische Untersuchungen zu Girart de Roussillon*, Tübingen (Niemeyer) 1970, 867 p., 11 mapas (Beiheft zur Zeitschrift für Romanische Philologie 122).

Si hasta ahora el estudio histórico y literario de la epopeya de *Girart de Rossillon* había tenido muy brillantes cultivadores (pensemos en R. Louis tan sólo), no podía decirse lo mismo del aspecto lingüístico. Gracias a los esfuerzos de M. Pfister y de W. M. Hackett, la situación ha cambiado por completo.

La extensa obra de Pfister mueve a admiración: 867 páginas dedicadas a estudiar el Girart desde le punto de vista léxico. El propósito confesado del autor es doble: 1º, localizar lingüísticamente los dos principales manuscritos *O* y *P* y su perdido modelo común (al que Pfister llama *GirOrig.*); 2º, caracterizar la lengua híbrida de la epopeya.

Claro está que se nos ofrece más, ya que estas *Untersuchungen* se han convertido en una aportación de primer orden a la lexicografía galorromance, en especial occitana. Y ello seguramente tiene mucho más valor que el acierto o desacuerdo en situar el idioma del autor primitivo en la región «francoprovenzal» de Vienne.

Pfister está convencido de que la aplicación de criterios geográfico-lingüísticos, con la consecuente indagación del vocabulario, es de importancia superior a la simple consideración de la fonética y la grafía para localizar un texto medieval. Quizá no le falte razón. Con todo cabe preguntarse si la escasa lista de catorce voces comunes a *P* y a *O* y de otras catorce privativas de *O* permite delimitar una zona alrededor de Vienne, que sería la patria del *GirOrig.* (p. 78–79). ¿Qué tienen de específicamente «francoprovenzal» voces y locuciones como *entro ke a* ‘jusqu’à’, *esquene* ‘échine’, *a fort* ‘de force’, *prendre a marit* ‘épouser’? Entre las palabras comunes a ambos manuscritos se concede mucha importancia a *sen*, hasta ahora muy discutida (p. 72 y 676), cuya forma y significado no están a mi ver del todo claros. Para Pfister, «diesen vereinzelte Substantiv» pertenece a la familia de SEMARE, y añade que es un dato precioso para localizar el texto en el Delfinado o en el valle del Ródano. En primer lugar, el sentido de ‘souillure’ que se podría atribuir al pasaje del Girart no casa demasiado con el que tiene el delfinés ant. *sem* ‘déchet, quantité retranchée, vide qui s'est produit dans un tonneau où l'on a ôté du vin’. Además este *sem* no es propio sólo de ese dominio, sino de todo el occitano (FEW 11, 425) y llega incluso hasta el catalán, cf. los textos de Ramon Llull (h. 1270): «Lo vexell qui és buyt o *sem*», «Lo vi ix pus fortament de bóta gran com és plena que de bóta poca qui és *sema*» (DCVB, s.v. *sem*; cf. también el verbo *semar*). – Entre el grupo de palabras privativas del ms. *O*, propias del «Kerngebiet» francoprovenzal, está *douvin* ‘talus’ (*P*: *debi*, por incomprendión). Según Pfister (p. 388–389), se tratará de un rasgo dialectal, cuya correspondencia está en el delfinés *dovi* ‘talus’. Comprobada la fuente, yo sólo encuentro: «*doui*, *douve*, *doville*, du latin *doga*, fait du grec *δοχά*» (*Dictionnaire de la langue vulgaire qu'on parle dans le Dauphiné* par Nicolas Charbot, p.p. H. Gabriel, Grenoble [1885],

col. 177); dejando aparte la indicación etimológica, *doui* [*dyi*] no es *dovi*. – Tal vez me equivoque, pero mi impresión, al contemplar los 28 vocablos del «Kerngebiet», es que un examen minucioso permitiría recusar más de uno.

Antes que describir el libro de Pfister y sus diversas partes, prefiero examinar los materiales en que basa sus conclusiones. Las observaciones que siguen se refieren al tratamiento de los lexemas elegidos (p. 218–738). Pero, de entrada, no puedo menos que criticar algo de esquematismo y rigidez. Ya en la misma introducción (p. 5 N12), al exponer un principio de determinación léxica, se cae en este defecto. El hecho de que en el *FEW* no apareciera documentación provenzal antigua de *manna* ‘nourriture que Dieu fait tomber du ciel pour les enfants d’Israël dans le désert’ llevaba primero al autor a atribuir a préstamo de *oïl* el *manne* de Girart; luego, al hallar abundantes testimonios meridionales, cambió de parecer. Pero, incluso si no hubiera dado con ejemplos, era difícil suponer que una palabra como ésa, de la esfera eclesiástica, faltara en provenzal antiguo y sí estuviera en el francés del Norte. Ahora Pfister cuenta, en sus estadísticas, el *manne* de Girart entre los elementos provenzales. Todo ello se me antoja de un automatismo excesivo.

En el mismo sentido también se me hace cuesta arriba creer que *ipocrit* ‘hypocrite’ sea una «Entlehnung von *GirOrig.* aus afr. *ipocrite* adj. (seit Chrestien)» (p. 516). El autor espera tal vez para el prov. ant., una forma en *-ita*; pero, según esa manera de ver, también el cat. *hipòcrit* (desde el siglo XIV, cf. *DCVB*) tendría que estar tomado del francés antiguo. – Tampoco comprendo por qué *lecador* ‘vaurien, ribaud, terme d’injure’ venga del fr. ant. (p. 529). – Todavía menos se me alcanza que *ramut* ‘feuillé’ esté tomado del fr. ant. *ramu* ‘qui a beaucoup de branches’ (p. 642). Sabido es que en el dominio occitano el sufijo *-UTUS* tiene mucha vitalidad (cf. Y. Malkiel, *TraLiLi 11/1* [1973], 182) y que allí, como en gran parte de la Romania, vive *RAMUS*. – ¿ Por qué *guinhar*, que está atestiguado también en Marcabré, tendrá que haberse tomado del fr. ant. *guignier* v.a. ‘faire signe de l’œil (à qn)’ (p. 511)? A ese paso, también el esp. *guñar* y todo un rosario de formas romances vendrían a ser préstamos del francés antiguo, dispensador de todas las gracias y único detentor de inagotables tesoros léxicos. – Según Pfister (p. 499), *genitaires* pl. ‘testicules, organes de la génération’ es un préstamo del fr. ant. *genitaires* ‘id.’, mientras que *genitance* sería una formación cuyo punto de partida se halla en el fr. ant. *genitailles* o quizás en el citado *genitaires*, con una terminación tal vez influida por el fr. *semence*. Como vemos, se deja poca cabida a la lengua propia o a la creación individual. No se tiene para nada en cuenta que la lexicografía del occitano antiguo está aún en mantillas, y que para esa clase de voces doctas hay un fondo común románico. De esa manera quizás habría que recurrir al fr. ant. para explicar los sinónimos *genitália*, *genitari*, *genitors*, *genitori* y *genitals* del catalán (cf. *DCVB*). – Con una gran fe en las virtudes del fr. ant., supone el autor (p. 447) que de este idioma deriven el lat. med. *staca* ‘poteau’, prov. ant. *estaqua*, gasc. ant. *staca*. Entonces, para ser consecuente, debería añadir el portugués, español, catalán *estaca*. – ¿ Qué justifica calificar al prov. ant. *mois* ‘stupide’ de préstamo del fr. ant. ? (p. 572). Es el resultado normal del lat. *MUSTEU*, igual que el sinónimo catalán *moix*. – Con toda la buena voluntad del mundo no veo por qué razón *guiador* ha de ser en Girart une «Entlehnung» del fr. *guieor* (p. 509), cuando existe el prov. ant. *guiador*. – Que la constante atribución de las formas a préstamo del francés antiguo no cuadra queda bien patente en *guitz* (p. 512), en donde se ha de reconocer que la documentación occitana es mucho más abundante. – Veamos ahora el caso de *sosir*: se considera que la lección *sosis* del ms. *O* «gehört zu afr. *sousir*» y rechaza la del ms. *P*, que trae *sazitz*. Sin embargo, hay que tener en cuenta que este verbo, de origen tan controvertido, tiene la alternancia *o/a* en la vocal radical; véanse mis reflexiones en *La Linguistique catalane*, Paris 1973, p. 267. – La locución adverbial *a volpillon* ‘à la manière d’un renard, lâche’ (p. 737) viene explicada

curiosamente como portadora de un semantismo occitano (apr. *volpil* ‘lâche’) aplicado a una formación esencialmente francesa («Bildungsmäßig ist das adverbiale Suffix *-ons* vor allem im Französischen gut vertreten, vgl. fr. *a tastons*, *a genoillons*, apr. *a genollons*, fr. *à reculons*»). Me pregunto cómo debe de juzgar el autor construcciones no francesas como esp. *a empujones*, *a empellones*; cat. *a reculons*, *a genollons*, *a bocons*; pg. *a carão*; it. *a tentone*; etc.

No voy a continuar dando ejemplos de esta galomanía léxica, cosa que me resultaría muy sencilla. Lo que sí diré es que luego, al contar el autor (p. 175) en Girart 478 voces tomadas al francés antiguo y 463 que son sólo propias del provenzal antiguo, yo acogeré esas cifras con un fundado escepticismo.

Para justificar esta desconfianza ante el bonito juego de los préstamos, examinaré un caso que conozco de cerca. Pfister (p. 444) trata de la forma *esquene* fr. ‘échine, dos’ en Girart y supone que, gracias a esta documentación suplementaria de una forma en *-e-* en vez de *i*, el aislado *esquena* del provenzal antiguo cobra más peso. Tanto peso cobra que ocurre lo siguiente: «Aus dem Altprovenzalischen entlehnt akat. *esquene* ‘dos d'un animal’ (Perpignan 1381, Alart), kat. *esquena* (ALC 767)» (p. 444). Ahora bien, el cat. *esquena* es una de las denominaciones centrales de la lengua; una ojeada a sus repertorios lexicográficos (*Aguiló*; *Balari*, *DCVB*) hubiese permitido aumentar considerablemente las referencias e incluso hubiese permitido fechar mucho más tempranamente, en 1031, un sentido figurado *eschena de mont* ‘lomo de una montaña’ en el latín medieval catalán (*DCVB* 5, 469b, acp. 5^a; véase además J. Balari, *Orígenes históricos de Cataluña*, Barcelona 1899, p. 72, s.v. *esquena*). Ante todo, ese vistazo hubiera hecho al autor mostrarse más prudente. Esta prudencia le conviene harto cada vez que cita una forma catalana: ¿por qué regla de tres el cat. *esglay* (sic) ‘por o sorpresa que torba profundament’ ha de ser «aus dem Altprovenzalischen entlehnt» (p. 439)?

Muchos son los pasajes del *Girart* que Pfister ha logrado explicar y muchas las palabras aclaradas. No obstante más de una no nos ha entregado aún su secreto. Creo que *digol* (p. 384), sinónimo de *avol* (< *HABILIS*), es un reflejo de *DEBILIS*. – *Tois* (p. 701), que viene definido dubitativamente como ‘menton (?)’, *poil de poitrine (?)* y derivado también con reservas de *toison* (> *TONSIO*), por transformación regresiva, habrá que relacionarlo con la familia hispánica estudiada por Corominas s.v. *tozuelo*: cf. cat. *tos* ‘cogote, cerviz’. – El substantivo *viader* ‘voyageur’ no tendrá nada que ver, contrariamente a lo que supone el autor (p. 730), con el apellido *Viaders*, el cual es de procedencia germánica (< *weidinári* ‘cazador’, cf. sin embargo D. Kremer in *Estudis Romànics* 14, p. 244); en cambio, si que debe ponerse en conexión con el prov. ant. *viadeyra*, originariamente ‘poesía que se canta durante un viaje para aliviar las molestias’ (cf. Pillet-Carstens, núm. 434a, § 34; cancionero *Sg*). – Poco convincente resulta la derivación del adj. *girvau* ‘noble, vaillant’ a partir de la familia de *ingenuus* (p. 502); los paralelismos aducidos *yengo*, *engeo* no sirven de apoyo, porque su propia etimología no está aún aclarada (cf. *DCELC*, s.v. *inguina*). – Pfister, ampliando la afirmación del *FEW*, consigue documentar *glai* (< *GLADIUS*) en el sentido concreto de ‘espada, flecha’ en francoprovenzal y provenzal antiguo (p. 502). Una ojeada al *DCVB* (s.v. *glai*) le hubiera permitido encontrarlo en otras partes. – No está demostrado que formas como *ufane* (p. 716) y *ulfener* (p. 717) tengan un origen onomatopéyico UF (*FEW* 14, 4); añádase la referencia a *FEW* 16, 413 (gót. *ufjo* ‘Überfluß’), en donde Wartburg rectifica su explicación del tomo 14. – Con razón examina Pfister la forma *pudenc* ‘chien de chasse’ relacionándola con el esp. *podenco*, pg. *podengo*; convendría mencionar el cat. ant. *podenc* (desde 1387, en *Memorias de la R. Acad. de Buenas Letras* 10, p. 207), bastante mejor documentado de lo que los repertorios permiten sospechar y que no parece castellanismo como afirman el *DCVB* y el *DCELC*. Con ello tendríamos una zona homogénea que va desde Occitania hasta Portugal.

Para terminar estas notas, repito que me guardaré de rechazar la tesis central del autor que localiza el original del Girart en la región de Vienne, mientras que el mejor manuscrito *O* contiene, junto a claros rasgos del Poitou, otros elementos que denotarían una proveniencia de la zona «francoprovenzal», de la cual sería originario. Pero también me guardaré de aceptarla a ciegas.

El que yo apunte aquí algunas reservas no significa que desdeñe el gran trabajo de desbroce realizado por Pfister. Quien de ahora en adelante se las haya con cualquier problema lingüístico del Girart tendrá que recurrir a estas *Untersuchungen* y enfrentarse con las opiniones ahí expuestas, apoyadas por una documentación extraordinaria. Esa documentación tan abundante es la que convierte al libro de Pfister en una de las más importantes contribuciones a la lexicografía galorrománica de los últimos años.

Germán Colón



Gui de Nanteuil, chanson de geste, édition critique par JAMES R. MC CORMACK, Genève (Droz), – Paris (Minard) 1970, 419 p. (Textes littéraires français 161).

Nous avons soutenu au Centre d'Etudes Supérieures de Civilisation Médiévale de Poitiers, en décembre 1972, une thèse de doctorat de troisième cycle intitulée *Edition de deux manuscrits de Maugis d'Aigremont, chanson de geste: Paris, BN 766 et Montpellier, Faculté de Médecine, H 247*. Quelque temps auparavant, alors que nous relevions, dans un chapitre sur la *Langue des scribes*, les traits phonétiques et morphologiques de nos deux copies, nous étions tombé sur l'édition de Mc Cormack. Cette dernière présente, dans une vision synoptique, la transcription des deux copies complètes de *Gui de Nanteuil*: ms. V (Bibliothèque de St-Marc, Venise, Fr. 10, XIV^e s.) et ms. M (Université de Montpellier, Faculté de Médecine, H 247, XIV^e s.). Nous avions alors été frappé par la similitude de certains traits existant entre les copies de *Gui de Nanteuil* et de *Maugis d'Aigremont* déposées à Montpellier. Préparant actuellement l'édition critique de *Maugis d'Aigremont*¹, nous aimeraions revenir sur l'ouvrage de Mc Cormack. Trois comptes rendus ont paru, à ma connaissance: le premier, écrit par Kurt Baldinger² et les deux autres sous la plume de W. G. van Emden³ et M. H. Tweedy⁴. Nous y renvoyons nos lecteurs. Nous entendons, dans ces lignes, préciser certains points soulevés par Baldinger et van Emden d'une part et apporter des compléments sur d'autres laissés dans l'ombre par les critiques précités, d'autre part.

1. Tweedy⁵ discute à nouveau les problèmes de la provenance et de la date de *Gui de Nanteuil* ainsi que ceux de ses rapports avec *Renaut de Montauban*, tout en reconnaissant que l'édition de Mc Cormack «should prove a useful tool for our further understanding of the literary history of this interesting period» (p. 149), tandis que Baldinger et van Emden

¹ En tenant compte du troisième manuscrit, déposé à Cambridge (Angleterre), Peterhouse College Library, et édité par FERDINAND CASTETS, *RLaR* 36 (1892), 5–416.

² *ZRPh.* 87 (1971), 432–433.

³ *French Studies* 26 (1972), 316–317.

⁴ *Medium Aevum* 41 (1972), 145–149.

⁵ Auteur en 1954 d'une thèse non publiée sur *Aye d'Avignon*, intitulée *A critical edition of Aye d'Avignon* (Un exemplaire est déposé à Cambridge, Corpus Christi College).

s'accordent pour émettre des doutes sur le *procédé méthodologique* utilisé par Mc Cormack pour localiser certains traits linguistiques. Se servant en effet uniquement de l'ouvrage classique de M. K. Pope – quelquefois de la grammaire de Nyrop – il localise avec lui les nombreux traits relevés; pas moins de six zones dialectales sont ainsi mentionnées (Nord, Nord-Est, Est, Ouest, Centre-Sud, Anglo-Normand). Lorsqu'il s'agit de déterminer le dialecte originaire de l'auteur, Mc Cormack procède, dirions-nous, «par élimination» (p. 120–126), et conclut, après avoir admis au préalable que l'impression donnée par «la considération des traits linguistiques attestés» (p. 120) était confuse, que «puisqu'il en est ainsi, il est inutile de chercher trop de précision en cette matière et [qu'il faut se contenter] de dire que le dialecte de l'auteur était probablement le francien ou un parler de la Champagne du Sud» (p. 126).

Il faut convenir que l'ouvrage de Pope est utile lorsqu'il s'agit de localiser la langue d'un scribe (nous l'avons nous-même utilisé dans notre édition semi-diplomatique) mais qu'il peut devenir, manié sans discernement, par trop insuffisant, voire source d'erreurs quand le chercheur s'attache à la langue de l'auteur. Cela est si vrai dans le cas particulier que la consultation de l'ouvrage fondamental dans ce domaine de Carl Theodor Gossen⁶ nous amène à contredire Mc Cormack dans le chapitre VIII de son édition *Dialecte, date de composition*. Nous décidons de discuter ici, parmi d'autres possibles, deux points de son argumentation qui démontrent la naïveté de certaines conclusions et le peu de rigueur de sa méthode.

D'après Mc Cormack «l'évolution bien attestée de [ē] à [ã] ... semble exclure la possibilité que notre poème provienne du Nord ou de l'Ouest...» (p. 121). Un renvoi aux § 450, 1320 (xx) et 1326 (viii) de Pope confirme son opinion. Or nous lisons précisément dans l'ouvrage pénétrant de Gossen les lignes suivantes: «Seit der zweiten Hälfte des 11. Jhs. ist in zahlreichen nordfranzösischen Dialekten der Nasal ē über ë zu ã geworden, dies nicht nur vor n und m + oraler Konsonanz, sondern auch vor nasaler Geminata. Alle nordfranzösischen Skriptae spiegeln durch den mehr oder weniger häufigen, wechselweisen Gebrauch der Grapheme *en* und *an* diesen Vorgang, der sich zunächst im Zentralfranzösischen und der benachbarten Champagne vollzogen hat, wider, und zwar gleichgültig wie die tatsächlichen mundartlichen Resultate lauten. Gertrud Wacker (*Über das Verhältnis von Dialekt und Schriftsprache im Altfranzösischen*, Halle 1916, Tabelle und p. 49–52) hat bereits festgestellt, daß in den meisten Literaturdenkmälern *en* mit *an* reimt, mit Ausnahme einer Anzahl in der Pikardie entstandener Werke. Sie kommt zum Schluß: «Als Dialektkriterien sind Reime von ē mit ã wertlos. Sie gehören zur Schriftsprache und finden sich bei Dichtern aller Dialekte. Das Vorkommen der Reime ē:ã bei Pikarden und Wallonen ist ein Beweis für den Einfluß der Schriftsprache in der französisch-pikardischen Periode.⁷»

Dans le même ordre d'idées, Mc Cormack, pour prouver que le dialecte de l'auteur n'est pas originaire du Nord de la France, malgré certaines formes picardes, affirme que «les formes *no* et *vo* ne sont pas probantes puisque les formes franciennes sont plus habi-

⁶ CARL THEODOR GOSSEN, *Französische Skriptastudien*, Wien 1967. – Cf. BALDINGER, *op. cit.*, p. 432: «Der Hg. führt einen vorsichtigen Indizienbeweis für eine Entstehung in der südlichen Champagne ... wobei wir allerdings nicht sicher sind, ob seine Argumentation stets mit den neuesten Ergebnissen der Scriptaforschung (s. Gossen) übereinstimmt.» – A la p. 10 de l'édition de Mc CORMACK on lit la date suivante: «15 octobre 1968», signifiant à coup sûr la fin de la rédaction; il semble donc qu'il aurait eu le loisir de consulter l'ouvrage de GOSSEN.

⁷ Cf. GOSSEN, *op. cit.*, p. 196.

tuelles et ... garanties par la mesure. (p. 121–122)» Baldinger, dans les lignes suivantes, a bien noté la faiblesse de cet argument: «es ist doch eher umgekehrt, daß regionale Elemente beweiskräftiger sind als die franzischen Elemente, die sich überall in verschiedener Mischung in den Scriptae finden» (p. 432).

Un second trait bien attesté dans les copies M et V de *Gui de Nanteuil* permet à Mc Cormack «d'écartier la possibilité que le dialecte du poète soit de l'Ouest: ... le passage de [ei] à [ɔi]» (p. 121)⁸. La lecture des *Französische Skriptastudien* aurait évité d'exclure avec une telle précision les régions de l'Ouest puisque, à la suite des recherches effectuées dans des documents des XIII^e, XIV^e et XV^e s., provenant de l'Anjou, de la Touraine, du Maine et de la Bretagne, Gossen parvient aux résultats suivants:

- «Graphien *oi* bzw. *oe* kommen nur in 7 von insgesamt 29 Urkunden nicht vor.» (Anjou)⁹
- «In den aus der Touraine stammenden Urkunden ... macht sich der zentralfranzösische Einfluß wesentlich stärker geltend.¹⁰»
- «Die Dokumente aus dem Maine ... differieren in den Graphien der Ergebnisse von Ē[nur wenig von denen des Anjou.¹⁰»
- «In der Skripta der Bretagne ... [:] Während die Urkunden aus dem Morbihan ein mehr oder weniger gleiches Bild wie diejenigen des Maine und Anjou bieten (...), weisen die Urkunden aus den Côtes-du-Nord und Ille-et-Vilaine ein häufigeres Auftreten von *oi*, *oe* erst im 14. Jh. auf.¹¹»

Il convient toutefois de relever la prudence de bon aloi dont fait preuve Mc Cormack lorsqu'il s'agit de tirer une conclusion générale. Il est conscient en effet que *l'élimination* «de l'Île de France [sic] (p. 126) n'est pas très solidement fondée». D'ailleurs, et jusqu'à preuve du contraire, la localisation à laquelle il est parvenu est généralement admise de nos jours. Ce que nous avons voulu préciser ici, après Baldinger et van Emden, c'est la relative faiblesse de la partie linguistique de son édition qui prend souvent l'aspect d'un relevé très scrupuleux et complet des traits linguistiques qu'il eût fallu situer d'une manière plus rigoureuse, en dépassant les cadres indiqués par l'ouvrage de Pope qui ne reste, après tout, qu'un excellent manuel.

2. Rien n'est dit dans les trois comptes rendus cités plus haut au sujet des *Notes sur le texte* (p. 359–383). Tout au plus van Emden les considère-t-il comme «adequate».

Voici les remarques que nous jugeons utiles de faire:

p. 362 N, v. 54 *Aye lesse son fix*; V 53, *Aiens laisse son fil*; F 53, *La dame lest son fil*. «Il nous paraît qu'on ne peut pas justifier l'emploi du subjonctif *lest* dans F. Il est possible qu'un copiste dans la chaîne de transmission qui aboutit à F, ait altéré la mesure de ce vers en substituant *la dame* (3 syllabes) à *Aye* (2 syllabes) et qu'un autre copiste n'ait su la rétablir qu'en substituant le subjonctif à l'indicatif sans se rendre compte que le vers est ainsi dénué de sens.» Cette longue explication ne saurait nous faire admettre que *lest*

⁸ En note: «A l'Ouest [ei] devint [ɔi] pour aboutir à [ø]. Voir Pope § 1326 (vi).» – Cf. plus haut p. 71: «[ei] issu de Ē tonique libre a déjà passé à [ɔi], ce qu'attestent les laisses dans lesquelles le phonème issu de Ē tonique libre rime avec celui résultant de la rencontre de [ø] < ò, ou < AU et d'un son palatal.»

⁹ *Op. cit.*, p. 76.

¹⁰ *Op. cit.*, p. 77.

¹¹ *Op. cit.*, p. 78.

du Fragment de Florence est un subjonctif. Il s'agit en fait de la forme de l'indicatif présent 3^e sg., LAXAT¹², avec réduction de la diphtongue¹³.

p. 363 N, v. 143: «Le sens et la mesure [?] de F 139, *Dame prist les enfanz* sont déficients...»

p. 371 N, v. 979: «Au vers M 1984 [ii. c et .iii. x] la mesure [?] révèle qu'il y a eu erreur. M 1232 [Bien en a .iii. x] est hypométrique [?...].»

En outre nous lisons à la fin de la note: «Les substitutions de *x* à *xx* [<V] dans M sont curieuses et ne sont guère à attribuer à de simples fautes de copie puisqu'elles se répètent tant de fois.» On avouera que ces lignes sont peu claires!

p. 374 N, v. 1460: «Dans le vers ... V 1499, *E vit l'ensegne Charlon el desploiant*, le premier hémistiche est hypermétrique et la mesure du deuxième semble avoir été faussée par suite de l'omission du mot *comme*.» Raisonnement à nouveau obscur puisque nous lisons dans le texte, p. 247, v. V 1499 *E vit l'ensegne Charlon contra el vent desploiant* (M 1460 a *Vit l'ensegne Kallon contreval baloiant*).

Concernant l'*Index des noms propres*, van Emden regrette qu'il ne donne pas toutes les références pour certains noms. Nous ajoutons les remarques suivantes:

Il semble que Mc Cormack n'ait eu recours qu'à la vieille *Table des noms propres* d'Ernest Langlois. La Bibliographie, même sommaire, aurait dû mentionner celle plus récente de Louis-Ferdinand Flutre. D'autre part *Marceil* (chez Mc Cormack «ville non identifiée») au vers 151, à la rime, dans le contexte suivant *Qui tint toute Avignon et Valence et Marceil* signifie sans doute 'Marseille'.

Relevons encore quelques hésitations dans la présentation typographique de l'*Index* dans lequel nous notons que les noms propres apparaissant dans le texte sont écrits en *italique* et leur identification en *caractères normaux*: en effet l'identification est parfois transcrise en *italique*. Voici deux exemples: *Amauri* (en *italique* dans l'*Index* parce que dans le texte au v. 325) est suivi de son identification «père de l'abbé de Clugni» dont seuls les mots «père de l'» sont écrits en *caractère normal*, alors que «abbé de Clugni» est en *italique*. Or nous lisons dans le texte au v. 324 *Premerains a parlé li abbes de Clugni. Bucifal* (en *italique* dans l'*Index* parce que dans le texte au v. 2396) est suivi de sa signification «Bucéphale, le cheval d'Alexandre le Grand» dont seuls les mots «Bucéphale, le cheval d'» apparaissent en *caractères normaux*, alors que «Alexandre le Grand» est en *italique*. Le texte offre à nouveau une divergence: le v. 2397 a *Le destrier Alixandre ...*

En outre la forme *Bergoigno(n)* (= «les Bourguignons» dans l'*Index*) est transcrise sous la forme *Bergoignos* au v. V 2151 (*Gentement lo salue, ne fu pas Bergoignos!*), *Hoels de Nantes* ('chevalier de Charlemagne' dans l'*Index* est transcrit *Hoëls de Nantez* au v. 796 (*Li dus Hoëls de Nantez en a bouté Ogier*), *Huidelon* ('chevalier de Gui' dans l'*Index*) est transcrit *Huidelons* au v. 1943 (*De par le vostre ami, le Bavier Huidelons*) et *Lambers, duc de Berouiers* (= «Chevalier de Charlemagne» dans l'*Index*) est noté *Lambers li dus de Berouiers* au v. 334 (*Aprez parla Lambers li dus de Berouiers*).

Baldinger fait quelques remarques au sujet du *Glossaire*, alors que van Emden le considère à nouveau comme «suffisant». Pour notre part, sans prétendre résoudre l'épineuse

12 Nous n'entrerons pas dans le détail des diverses hypothèses concernant l'étymologie des infinitifs *laissier*, *laiier*. Cf. PIERRE FOUCHÉ, *Morphologie historique du français, le Verbe*, Paris 1967, p. 110, § 52 N 3 et p. 201, § 101 N 2, qui donne *laist* < LAXAT; KURT BALDINGER, Fr. «*Laie, layer*», *die germanische Waldwirtschaft und eine neue Etymologie*, in: *Verba et Vocabula, Festschrift für Ernst Gamillscheg*, München 1968, p. 49–56, et *FEW* 5, 225a et 227a.

13 Cf. JACQUES MONFRIN, *Fragments d'un manuscrit de Gui de Nanteuil*, R 75 (1954), 211–230: «L'habitude la plus remarquable du copiste est de noter régulièrement l'ancienne diphtongue [ai] par [e] au lieu de [ai]» (p. 212–213).

question de la présence ou de l'absence de certains termes dans un glossaire, nous signalons cependant qu'il eût été peut-être plus judicieux de supprimer des mots tels que *adeser*, *adouber*, *ancele*, *chiere*, *deduit*, *demorer*, *departir*, *noise*, *souef* ...¹⁴ et au contraire d'y inclure les formes :

bloi: v. 221 *Mout par a bloi chil poil*
chevage: v. 293 *Et jure Saint Denis ou son chevage rent*
encourtinee: v. 435 *La sale pourtendue et bien encourtinee*
guimble: v. 438 ...*li ont sa guimble ostee*
sable: v. 298 *mantel de sable* (cf. 212 *mantel sebelin*)
etc....¹⁵

dont la signification ne tombe pas sous le sens.

Nous avons de plus constaté les imprécisions suivantes : sous *aise* ‘opportunité’ est une traduction adaptée de l’anglais. A remplacer par ‘facilité, liberté’. Cf. Gdf. 8, 63. Concernant l’expression *avoir aise ne lieu*, cf. T-L 5, 428.

Sous *amender*: ne signifie pas ‘hâter, accélérer’ dans le contexte suivant *Bien set par les pucelez iert li plet amendés*, mais littéralement ‘la dispute sera avantagee, embellie, compensée’ par la présence des jeunes filles. En d’autres termes, Gui et les siens seront encouragés par la présence des (belles) jeunes filles réclamées par Aiglantine. Cf. Gdf. 1, 256 et T-L 1, 335–337.

Sous *natural*, *naturax* «signification obscure». Il nous paraît que dans les trois acceptations des vers 220 *Com semble bien de corps franc home natural*, 1042 *Grans coups se vont donner es escus naturax* et V 2198 *De la zent Amalgin, lo traïtor natural, natural* désigne le caractère du vassal: ‘ouvert, franc, sincère’, la nature des boucliers: ‘vrais boucliers’, et doit être traduit dans le dernier cas par «traître par nature». Cf. T-L 6, 526 *Tout serés pris, fel glouton natural!* (Mon. Guill. 4064) et Raynouard, 4, 303 *Dieu que us setz fol natural* (Dieu qui vous fit fou vrai).

Au sujet de la présentation du texte, van Emden formule quelques critiques au sujet desquelles nous sommes d'accord. Retenons un point, celui de l'emploi des signes diacritiques. Mc Cormack n'en fait pas, croyons-nous, un usage judicieux. Au lieu de truffer le texte d'accents aigus, il aurait été préférable de les réservier aux mots terminés en -ez/-es toniques qui, sans accent, pourraient induire le lecteur en erreur. Aussi l'accent est-il inutile sur *niéz* (v. 7 *Cil et nom Berengier, si fu niéz Guenelon*) alors qu'il s'impose sur *mauvéz* (correct au v. 6 *Tuit furent destourbé par .i. mauvéz glouton*) et *paléz* (v. 37 *Mout furent grans les nochez sus u palez plenier*, mais v. 81 *Puis montent u paléz...*). D'autre part pourquoi ne pas le noter, par exemple, pour distinguer *nes* < NĀVES (v. 40, 52) de *nes* < NATUS (v. 325), *pres* < *PRĀTOS (v. 196) de *pres* < PRĒSSĒ (v. 3), *les* < LATUS (v. 2743) de *les* < ILLOS (v. 2754) ou *ou* < ŪBI (v. 165, 293) de *ou* < AUT (v. 211)?

Nous estimons que Mc Cormack, dans l'ensemble, a transcrit les manuscrits avec soin. Nous avons été toutefois étonné de trouver ça et là des transcriptions contradictoires, ce qui, comparé au fait¹⁶ qu'il avoue ne pas avoir examiné le ms. V et le Fragment de Florence ne saurait nous rassurer :

¹⁴ Ces mots ne correspondent pas au critère formulé par MC CORMACK: «... nous avons omis plusieurs autres mots d'ancien français censés être familiers à la plupart des lecteurs qui auraient des connaissances, même limitées, de la chanson de geste» (p. 395).

¹⁵ Notre contrôle porte sur les 1000 premiers vers.

¹⁶ Cf. p. 25 N 12: «Nous n'avons pas eu l'occasion d'examiner le manuscrit de Venise.» et p.

p. 82, V 3103: *sanglante* (texte *sanglante*)
 p. 88, M 839: *courrommez* (texte *courrombez*)
 p. 114 N, 51: *Que l'ame ne s'en part* (texte v. 2038 *ne s'en parte*)
 p. 133 2^e et 3^e l.: *onques si liés ne fu* (texte v. 58 *onques si lié*)
 p. 360 N, v. 7: *Cil ot nom Berengier* (texte *Cil et nom*)
 p. 362 N, v. 66–67, F *en havre* (texte *à havre*)
 p. 365 N, v. 301–306, v. 306: *Sui je donc trouvés* (texte *donques trouvés*)
 p. 368 N, v. 717–749, v. V 743: *Hervi a recüe lo don et lo gant* (texte *Hervi a receü*)
 p. 374 N, v. 1434: *Lez roiaus ont trouvé* (texte *Les roiaus*)
 p. 378 N, v. 1723–1728, v. 1725: *Es pres desous Nanteuil* (texte *desous Nantueil*)
 p. 381 N, v. 2497, v. V 2685: *Li rois di mantinant* (texte *Li rois de mantinant*)
 p. 383 N, v. 2731: *Dex dont vient si grant gent com là voi chevauchier?* (texte *Dex! dont vient si grant gent com voi là chevauchier?*)
 p. 383 N, v. 2907, v. V 3336: *zaizons* (texte *zaisons*)¹⁷.

Le manuscrit de Venise débute par un Prologue de 943 vers: il s'agit d'un texte en franco-italien édité en 1958 par Alfredo Cavaliere¹⁸. Or Mc Cormack en a transcrit 92 vers aux pages 28–29 de son édition de *Gui de Nanteuil*. En comparant les deux textes, nous notons les divergences suivantes que nous tenons pour de mauvaises transcriptions de Mc Cormack: vv. 11, 14, 108, 109, 118, 125, 612, 618 (2 fois), 641, 642, 644.

Nous signalons pour terminer que si «cette œuvre a été originellement écrite en anglais» (p. 9), sa traduction en français ne laisse pas d'être imparfaite. De nombreuses fautes de français, pour ne pas mentionner celles d'orthographe, émaillent le texte en trop grand nombre. Nous avons relevé les premières notamment aux p.: 42 (2 dernières lignes): «... les variantes de V qui ont du sens et sont correctes des points de vue grammaticale et prosodique...»

73 (N 6 en bas de page): «[k] devenu final ... finit par se fusionner avec la voyelle [i] ...»
 74/75 (dernière ligne et première ligne): «... on rencontre à la rime quelques mots dont la terminaison provienne de palatale + ATA(M)...»

93 (troisième ligne): «... Huistace, femme de Garin, se rend à Paris à Guillaume...»

130 (dernière ligne): «... plus que la moitié ...»

359 (17^e/19^e lignes): «La leçon de V n'entre pas en ligne de compte ... quoique quelques vers en ressemblent à des vers de M...»

365 (troisième ligne): «... en ne pas ceignant l'épée...»

379 (13^e/14^e lignes): «L'omission de la laisse de M ne rompt pas la trame du récit, lequel pourtant, elle développe d'une façon logique dans V.»

D'autres exemples aux p. 33 (quatrième ligne), 85 (N 15 en bas de page), 87 (cinquième ligne), 98 (16^e/17^e lignes), 135 (15^e ligne et 19^e ligne), 374 (21^e/22^e lignes), 382 (première ligne)...

26 N 13: «Nous n'avons pas eu l'occasion d'examiner le fragment et notre copie a été faite d'après des microfilms.»

¹⁷ Noter encore les divergences suivantes: p. 20 *qui le tournoi désirent* (texte v. 2329 *Qui le tournoi desirerent*), p. 38 V 542 *Ma rinche damixelle vos mande douz sire* (texte *douz Sire*), p. 39 M 296 *désiré* (texte *desiré*), p. 116 *a mon brant d'acier cler* (texte v. 1262 *à mon brant*), p. 370 N, v. 924 citant PAUL MEYER, *Gui de Nanteuil*, Paris 1861, p. 99, «le copiste aurait écrit» (MEYER «le copiste aura écrit»), p. 373 N, v. 1328 *li Tyhois escuier* (texte *li tyhois*).

¹⁸ ALFREDO CAVALIERE, *Il prologo marciano del Gui de Nanteuil*, Napoli 1958.

Des fautes d'orthographe ont été notées aux p. suivantes:

37 (19^e ligne): «... également employée pourre présenter...»
 54 (sixième ligne): «regularité»
 73 (23^e ligne): «L'évolution ... semble avoir été achevé.»
 79 (22^e ligne): «... apparaît en parenthèses ...»
 84 (N 11 en bas de page): «... la forme *el* n'est cité ...»

D'autres exemples aux pp. 90 (19^e ligne), 91 (première ligne), 127 (sixième ligne, faute d'impression), 129 (28^e/29^e lignes), 135 (29^e ligne), 359 (huitième ligne), 364 (20^e ligne), 368 (28^e ligne) ...

Philippe Vernay



ERWIN DIEKMANN, *Die Substantivbildung mit Suffixen in den Fabliaux*, Tübingen (Niemeyer) 1969, 183 p. (Beih. ZRPh. 119).

Es handelt sich um eine unter der Leitung Kurt Baldingers entstandene, im Jahre 1967¹ angenommene Heidelberger Dissertation. Die Untersuchung gründet auf der exhaustiven Auswertung von 154 Fabliaux, womit «eine synchronische Materialbasis gewonnen wurde, die es ermöglicht, Aussagen über Funktionen von Suffixen zu machen, die in dieser bestimmten Literaturgattung an der Bildung von Substantiven beteiligt sind» (p. 36)². Diese Materialbasis wurde in sorgfältiger Weise bereitgestellt, indem der Verfasser im 1. Teil (p. 3–33) zunächst einen Überblick über die Sammelhandschriften, in denen Fabliaux überliefert sind, gibt, ferner in Form einer bibliographischen Zusammenstellung Angaben zu sämtlichen von ihm benützten Einzeleditionen macht, die zeitlich nach der Standardausgabe von Montaiglon/Raynaud (1872–90) erschienen sind. Daraus ergibt sich ein Einblick in die Manuskriptverhältnisse sowie in Fragen der Datierung und Lokalisierung. Was die Anordnung der Titel betrifft, folgt er der Anordnung Nykrogs³.

Im methodologischen, zweiten Teil (p. 35–39) erläutert Diekmann seinen Standpunkt. Obschon er viel von Funktion und Struktur spricht, zeigt er sich im Grunde doch recht konservativ (Meyer-Lübkes *Wortbildungslehre* wird oft zitiert). Von den Möglichkeiten, die eine strukturalistische oder gar generativ-transformationelle Wortbildungsanalyse zu bieten ver-

¹ Die wichtigen Arbeiten von HANS-MARTIN GAUGER zur Problematik der Wortbildung konnten demnach im Methodologischen – wir möchten sagen leider – nicht berücksichtigt werden. Wir denken vor allem an seine wegweisende Untersuchung *Durchsichtige Wörter. Zur Theorie der Wortbildung*, Heidelberg 1971.

² Die Gattung ist etwa von 1200 bis zum ersten Viertel des 14. Jahrhunderts in Nordostfrankreich lebendig. In ihrem Prinzip stellt sich die Arbeit Diekmanns neben diejenigen von HALINA LEWICKA, *La langue et le style du théâtre comique français des XV^e et XVI^e siècles. La dérivation*, Varsovie 1960, und von DORIS SAMMET, *Die Substantivbildung mit Suffixen bei Chrestien de Troyes*, Tübingen 1968 (Beih. ZRPh. 118). In der Auswertung im Materialteil wird denn auch stets, neben anderen, auf diese Arbeiten hingewiesen.

³ PER NYKROG, *Les Fabliaux. Etude d'histoire littéraire et de stylistique médiévale*, Copenhague 1957, p. 311–324. – Im Materialteil werden die Belegstellen der einzelnen Wörter hingegen nach der Anordnung im *Recueil général et complet des Fabliaux* von MONTAIGLON/RAYNAUD angeführt, so daß eine Identifizierung des fraglichen Fabliaus (Diekmann gibt nur Bandzahl, Seite und Vers an), wenn man den *Recueil* nicht gerade zur Hand hat, etwas umständlich ist.

mag, ist nirgends die Rede. Ausgehend von der Verbindung einer onomasiologischen mit einer semasiologischen Fragestellung zur Bestimmung der Funktionsbereiche innerhalb der Suffixierung begründet er sein Prozedere wie folgt: «Eine Untersuchung der Strukturebene der Funktionsbereiche führt uns unmittelbar dem Gliederungsprinzip unserer eigenen Arbeit zu. Dieses Gliederungsprinzip basiert auf einer Einteilung nach morphologischen Gesichtspunkten, d. h. auf einer Klassifizierung der Ableitungen nach den grammatischen Kategorien ihrer Grundwörter (Verb, Adjektiv, Präposition, Substantiv). Die Darbietung des Wortmaterials richtet sich nach onomasiologischen Gesichtspunkten, die im einzelnen die logische Folge einer semasiologischen Fragestellung darstellen. Mit der Zusammenfassung inhaltlich gleichgerichteter Ableitungen zu sog. Funktionsbereichen ist dieses Gliederungsprinzip in der Lage, eine Antwort auf die zentrale Frage zu geben, welches die Funktionen der Suffixe sind, die bei der Bildung von Substantiven beteiligt sind» (p. 42). Aus der Erkenntnis, daß das semantische Verhältnis zwischen Grundwort und Ableitung bei der Ermittlung der Bildungsmotive relevant ist, d. h. daß der Bedeutungsinhalt der Ableitung demjenigen des Grundwortes entsprechen kann oder nicht, teilt er die Funktionsbereiche nach der grammatischen Klassenzugehörigkeit der Grundwörter ein: einerseits deverbale Ableitungen, nämlich *nomina actionis*, *nomina agentis*, *nomina loci*; anderseits denominale Ableitungen: *nomina qualitatis*, *Individuativa*, die von einem Adjektiv aus gebildet sind, und metaphorische Bildungen, *Partitiva*, *Kollektiva* und *Alterativa* (mit heterogener Bildungsmotivik), die von einem Substantiv ausgehen. «Die Suffixe sind in ihrer Eigenschaft als formale Bildungselemente bekannt. Sie gehören damit zur Morphologie. In ihrer Rolle, die erwähnten Bildungsmotive zu realisieren, gewinnen wir Einblick in ihre Funktionen. Das durch ein Suffix abgeleitete neue Wort ist ein lexikalisches Element. Das bedeutet, daß die Wortbildungslehre – die sich ja mit den Suffixen als formalen Bildungselementen *und* als Funktionsträgern beschäftigt – für den Betrachter zwischen der Morphologie und der Lexikologie steht, d. h. er darf bei der Beurteilung von Ableitungen beide Phänomene nicht aus den Augen verlieren. – Mit der Betrachtung der Ableitungen auf der Ebene der Lexikologie rückt die *Bedeutung* des abgeleiteten Wortes als entscheidende Größe in den Mittelpunkt. – Eine ausgesprochene lexikologische Sicht auf dem Sektor der Wortbildungslehre mit Suffixen beinhaltet eine Betrachtung von *Wortgruppen*, die auf Grund der Ableitungen zustande kommen und formal gleiche Endungen (morphologisch gesehen nicht unbedingt ein Suffix) tragen» (p. 46). So weit, so gut. Der Wortgruppe fällt im Rahmen einer synchronischen Untersuchung eine wichtige Rolle zu: die Funktionsermittlung von Suffixen zu erleichtern. Dies versucht Diekmann anhand des Funktionsbereiches der sog. *Alterativa* aufzuzeigen, bei denen es schwierig ist, ein allgemeines Bildungsmotiv festzustellen. Sie sind dadurch charakterisiert, daß ihr Bedeutungsgehalt im Verhältnis zu dem des Grundwortes in einem andern begrifflichen Vorstellungsbereich liegt. Die Demonstration aufgrund von *jardinier* und *favière* 'champ de fèves' (p. 49) erweist sich jedoch als ungenügend. Die Frage nach dem *determinans* (Bestimmungswort) und dem *determinatum* (Grundwort)⁴ wird nicht angeschnitten, ebensowenig diejenige des freien oder gebundenen Derivationsmorphems, noch die Frage nach der Durchsichtigkeit der Bildung, die sich im Altfranzösischen durchaus stellt (z. B. *bouchier* 'Metzger' und nicht 'Böckeschlächter'; *vergier*, in dem

⁴ Hier zeigt sich übrigens eine Unzukämmlichkeit in der deutschen Terminologie: die Zweideutigkeit des Begriffes 'Grundwort', die wir vermeiden können, wenn wir *Ausgangswort* im Sinne von 'Primitivum' verwenden. Ein Suffix kann sehr wohl Grundwort im Sinn von 'determinatum' sein. In *pommier* ist nicht *-ier* ein determinierender Zusatz zu *pomme*, sondern umgekehrt *pomme* ein solcher zu *-ier*, also: *determinans + determinatum*. Umgekehrt ist es bei den Modifikativa, z. B. im Diminutivum *maisonnette*: *determinatum + determinans*.

das Ausgangswort *vert* bereits nicht mehr analysierbar ist, u. a.). Die Problematik der Alterativa scheint uns bedeutend klarer zu werden, wenn man im Sinne Wandruszkas oder Gaugers von der Idee des Derivationsprogramms ausgeht, d. h. vom Suffix selbst. Man wird dabei rasch erkennen, daß die Funktion beziehungsweise der Gehalt der von Diekmann als Beispiel herangezogenen Suffixe *-ier* und *-ière* um einiges komplizierter ist als «die ‘immanente Tätigkeit’, die sich mit einer Person verbindet, und die ‘kollektive Ortsvorstellung’ zu vermitteln» (p. 49). Betrachten wir das Programm der Suffixe *-(i)er* und *-(i)ère* im Modernfranzösischen, indem wir die Frage nach dem semantischen Wert des Derivationsmorphems stellen, so ergeben sich folgende Möglichkeiten:

I. «Objektiver» Typus:

1. Person, die das Objekt herstellt: *sellier, gantier; bijoutier; chapelier, joaillier*.
2. Person, die sich mit dem Objekt befaßt oder es pflegt: *barbier, jardinier; bouvier, porcher*.
3. Person, die das Objekt erhält: *rentier*. Hierher gehört das von Diekmann, p. 130, angeführte afr. *parçonier* ‘associé (à parts égales)’.
4. Person, die das Objekt trägt: *cuirassier; écuyer*.
5. Baum, der die fragliche Frucht oder Blüte trägt: *pommier, rosier; pêcher*.
6. Instrument, mit dem man das Objekt fängt: *souricière*.
7. Gegenstand, der das Objekt bedeckt oder daran befestigt wird:
 - a) afr. *pancer* ‘partie d’armure destinée à protéger le ventre’ (Diekmann, p. 131); *tigier* ‘Hosenbein’ (< *tige* ‘Schienbein’, p. 131).
 - b) *genouillère, jarretière*.

II. «Subjektiver» Typus:

Person oder Ding, welche den Inhalt des Ausgangswortes ausführen, d. h. diese Eigenschaft besitzen:

Substantiva: *coursier* (denominal), *braconnier* (deverbal); Substantiva oder Adjektiva: *chicanier, dépensier, routier*; Adjektiva: *coutumier, ordurier, princier; printanier*.

III. «Passiver» Typus:

1. Person, die Objekt des Ausgangswortes ist: *prisonnier, banqueroutier*.
2. Ort, in dem das Ausgangswort enthalten ist, Behälter usw.:
 - a) *bourbier, encrier, plumier, colombier, guêpier; grenier, brasier*.
 - b) *saucièr, soupière; salière, tabatière*.
3. Vom Ausgangswort bewohnter Ort: *renardière, grenouillère; fourmilière*.
4. Mit dem Ausgangswort besäter oder bepflanzter Ort: *melonnière, houblonnière, chanvrière* (= *chenevière*).

Daneben stehen die komplexen, polysemischen Fälle, wie *fruitier*, das je nach seiner Bedeutung unter I/2, III/2, III/4 einzureihen ist; *charbonnier* I/1, II/2, III/2; *poulailleur* I/2, III/3; *canardière* ‘maisonnette où l’on tient des canards’ III/2b, ‘étang avec des canards’ III/3, ‘fusil pour tirer des canards’ I/6, ‘chasse aux canards, instrument pour les attraper’ I/6. Eine solche Übersicht ist freilich im Rahmen einer zeitlich und gattungsmäßig eingegrenzten Untersuchung wie derjenigen Diekmanns nicht möglich, und der Verfasser hat diese Schwierigkeit auch erkannt, da «es nicht gelingen kann, eine genügende Anzahl gleichgerichteter Ableitungen zu ermitteln, die im Sinne echter Bedeutungsgruppen dazu geeignet wären, die Interpretation von Einzelbildungen zu erleichtern» (p. 49).

Es folgen Überlegungen zu den Modifikativa⁵ (p. 50–54), wobei Diekmann im wesentlichen an Meyer-Lübke, Hasselrot und Marcel Weber anknüpft. – Eine besondere Betrachtung ist den bedeutungsgleichen Ableitungen gewidmet, «da mit dem Anfügen eines Suffixes kein Bedeutungsunterschied zwischen Grundwort und Ableitung erkennbar ist» (p. 55). Das Suffix hat hier verdeutlichende oder intensivierende Funktion, dies vor allem im Bereich der Kollektiva und Diminutiva. Es kann sich aber auch darum handeln, eine Bildung an eine schon bestehende, in einem größeren morphologischen Zusammenhang befindliche Bedeutungsgruppe anzuschließen (Berufsbezeichnungen auf *-ier*, Bezeichnungen für Steuern und Abgaben auf *-age*, nomina qualitatis auf *-or* und *-té*). Endlich wird auf die doppelt bezüglichen Ableitungen hingewiesen, d.h. auf Fälle wie *gaberie*, das sowohl an das Substantiv *gab* als auch an das Verbum *gaber* angeschlossen werden kann; je nach der Interpretation wird die Ableitung als Alterativum oder als nomen actionis zu gelten haben.

Das Kernstück der Arbeit, der «Materialteil mit Auswertungen» (p. 61 ss.) bringt nach dem oben angedeuteten Prinzip⁶ alle Suffixsubstantiva, die Diekmann in den exzerpierten Fabliaux gefunden hat. Am Schluß jedes Abschnitts zieht er eine kurze Bilanz, d.h. er stellt fest, welche Suffixe in den verschiedenen onomasiologischen Feldern zur Verwendung kommen, dies unter jeweiligem Hinweis auf das von H. Lewicka, D. Sammet und R. Liepmann⁷ ermittelte Material. Im Rahmen des gewählten Darstellungsprinzips, das man angesichts der im wesentlichen lexikologischen Ausrichtung der Untersuchung gelten lassen kann, hat der Verfasser sorgfältige Arbeit geleistet. Im folgenden einige Bemerkungen und Korrekturen zu Einzelheiten:

Nomina actionis: p. 62: *crevace* 'vulve'. Der Autor folgt der traditionellen Auffassung (Meyer-Lübke, Nyrop), die von der Meinung ausgeht, es gebe kein substantivisches Primitivum. Eine subtraktive Bildung *creve* f. 'fissure dans un mur' ist seit ca. 1250 zu belegen, während *crevace* 'fente à la surface d'un corps' ein Jahrhundert früher nachzuweisen ist. *FEW* 2, 1321 N8, bemerkt Wartburg jedoch zu *creve*: «wohl schon sehr alte abt., die auch in it. *crepa*⁸ und als lehnwort im serbokroat. vorliegt». Es ist wohl nur dem Zufall zuzuschreiben, daß *creve* schriftlich später fixiert wurde als *crevace*. Von den eindeutig deverbalen Suffixwörtern dieser Art ist nur *liace* 'paquet de choses liées ensemble' alt (seit *QLivre*, d.h. um 1170, cf. *FEW* 5, 322a), alle übrigen (*chiasse*, *lavasse*, *tirasse*) sind erst zwischen dem Ende des 14. und dem 16. Jh. erstmals zu belegen. Analysieren wir *crevace* und *liace*, so ergibt sich ein verschiedenes Verhältnis von Stamm und derivativem Morphem: *liace* = was man zusammenbindet (transitives Verbum), *crevace* = was aufbricht (*crever* ist hier zweifellos in seiner intransitiven Funktion zu nehmen). Dies alles scheint eher für eine denominale Ableitung zu sprechen. – p. 69: *livroison* 'punitio, mauvais traitement' (< *liver*) müßte genauer erklärt werden, da das Verbum nie 'strafen, schlecht behandeln' bedeutet. – p. 70: *kunchi(e)rie*

⁵ M. LEUMANN, *Gruppierung und Funktionen der Wortbildungssuffixe des Lateins. Museum Helveticum* 1 (1944), 129–151, bezeichnet dieses Phänomen als Variation, eine Bezeichnung, die von GAUGER, *op. cit.*, p. 100ss., übernommen wird.

⁶ A. Deverbale Ableitungen: 1. nomina actionis, 2. nomina agentis, 3. nomina loci, 4. Kollektivableitungen. – B. Denominale Ableitungen: I. Adjektive + Suffixe: 1. nomina qualitatis, 2. Individuativa. II. Präpositionen + Suffixe: Kollektiva. III. Substantiva + Suffixe: 1. Modifikativa: a) Diminutiva, b) Spezifikativa, c) vergrößernde Bildungen, d) Pejorativa, e) Augmentativa; 2. Metaphorische Bildungen, 3. Partitiva, 4. Kollektiva, 5. Alterativa, 6. Feminina, 7. Bedeutungsgleiche Ableitungen. – C. Morphologisch doppelt bezügliche Ableitungen.

⁷ R. LIEPMANN, *Die ortsbezeichnenden Suffixe im Französischen*. Diss. Göttingen 1946 (unveröffentl. maschgeschr. Exemplar).

⁸ Im Italienischen sind *crepa* und *crepaccio* beide erst seit dem 14. Jahrhundert belegt.

‘tromperie’ (< afr. *conch(i)ier* ‘souiller [d’excréments]’). Die Bedeutung des Substantivs geht auf die übertragene Bedeutung des Verbums ‘se moquer de, duper’ (seit Adam de la Halle, cf. G. Mayer, *Lexique*, p. 45), ‘tromper, duper’ (13.–14. Jh.) zurück; cf. dt. *bescheißen*. – p. 71: *haveüre* ‘fente’ (Druckfehler). – p. 75: *mieremant* ‘recompense’. Hier fehlt der Hinweis auf das Ausgangswort afr. *merir* ‘belohnen’ und auf *FEW 6/2*, 29b.

Nomina agentis und instrumenti: p. 80: *troussel* ‘paquet de qch., ballot de marchandises’ (< afr. *trosser*). Auch in diesem Fall existiert ein substantivisches Primitivum: afr. *torse* ‘faisceau de choses liées ensemble, ballot’ (ca. 1210; *trousse* seit Rutebeuf; cf. *FEW 13/2*, 92a). Das Wort gehört unseres Erachtens in die Abteilung der «bedeutungsgleichen Ableitungen» (p. 143ss.). – p. 83: *mireor* ‘miroir’; unter den nomina loci figuriert *mireoir* ‘Spiegel’, in bildlicher Verwendung ‘Vorbild’. Ein Hinweis auf *FEW 6/2*, 149, fehlt; beide Formen gehen auf das Suffix **-ATORIUM** zurück.

Nomina loci: p. 88: *papeoire* ‘figure grotesque qu’on promenait à certaines fêtes (dans les villes du Nord)’ < afr. *paper* ‘manger’. Da die, übrigens übertragene Bedeutung (die eigentliche ist ‘coup sur la bouche’, cf. *FEW 7*, 585a) dieses Wortes unklar ist und die Übersetzung der zitierten Stelle (MR IV, p. 84, v. 73) Schwierigkeiten macht, paßt das Alinea besser unter «Unklare Fälle» (p. 157ss.). Ob es sich wirklich um ein nomen loci handelt (wie etwa: *mangeoire* < *manger*), scheint ohnehin fraglich.

Diminutiva: p. 98: *froncele* ‘ride’ (< afr. mfr. *fronce* ‘ride de la peau’) wird unter dem Suffix **-cele** angeführt; es liegt **-ele** vor. – p. 99: *vileniaus* ‘paysan’ (< fr. *vilain*). Nach *FEW 14*, 453a, bedeuten das Primitivum und die Ableitung *vilenel* dasselbe, nämlich ‘Bauer’. Die zitierte Stelle zeigt, daß die Form *vileniaus* wohl des Reimes wegen (: *chanetiaus*, cf. Gdf. 2, 53, sub *chanestel* ‘gâteau en couronne, rond’) gewählt wurde. – p. 99: *bendel* (< afr. *bende*) wird mit ‘cicatrice’ übersetzt. Nach *FEW 15/1*, 112a, bedeutet das Wort ‘bande servant à bander une blessure’ und dann ‘blessure qu’il faut bander’. Letztere Bedeutung paßt ausgezeichnet in den gegebenen Kontext: «... Et je truis baston ou espoi, Jel te donrai el haterel, Dont tu auras rouge *bendel*».

Partitiva: p. 116: *parentiaus*. Es ist uns unverständlich, warum Diekmann dieses Wort hier einreicht. Der Kontext: «J’ ai a mes povres *parentiaus* Doné brebis, vaces et viaus» zeigt, daß es sich kaum um «einen Teil eines Ganzen», welch letzteres in diesem Fall *parents* wäre, handelt, sondern um eine hypokoristische Modifikation.

Alterativa: p. 124: *puterie* ‘débauche, vie de putain’ (Druckfehler). – p. 130: *colier* ‘portefax’ (< *col*). Um die Bedeutung ‘Lastträger’ zu verstehen, wäre ein Hinweis auf afr. *colee* ‘charge qu’on porte sur les épaules’ vonnöten; das Wort ist in der Bedeutung ‘Last’ in verschiedenen Mundarten erhalten (cf. *FEW 2*, 912). Der *colier* ist also der Mann, der etwas auf dem Nacken bzw. den Schultern trägt. Typusmäßig rangiert die Bildung zwischen I/4 und II/1 unserer obigen Aufstellung. – p. 130: *savetier* ‘raccommodeur de vieux souliers’ (Druckfehler). – p. 130: *templier* ‘chevalier de l’Ordre du Temple’ müßte ausgesondert werden. Es handelt sich zweifellos um eine Personalbezeichnung, doch die Erklärung Diekmanns (p. 135): «Die Beschäftigung der jeweiligen Person mit dem im Grundwort benannten Gegenstand bzw. die daraus resultierende Vorstellung einer immanenten Tätigkeit können somit als allgemeines Bildungsmotiv der Personenbezeichnungen auf **-ien** und **-ier** angenommen werden» trifft nicht zu. Der *templier* trägt nicht den *Temple*, wie der *cordelier* ‘frère mineur franciscain’ die *cordelle* (cf. übrigens die andere afr. Ableitung *cordeloi*), und er beschäftigt sich auch nicht mit dem *Temple*; **-ier** ist hier ein typisches Einreichungssuffix. – p. 130: *tiwler* ‘ouvrier qui fabrique des tuiles’ (< afr. *tuile*); es müßte heißen *tiule*. – p. 143: *chanoinesse* ‘fille noble qui, sans faire des vœux, vit en communauté sous une règle’ (Druckfehler).

Bedeutungsgleiche Ableitungen: p. 147: *bolangier* 'Bäcker' (< apik. *boulenc* 'boulanger'). Es müßte nun auf *FEW 15/1*, 176a, verwiesen werden, woraus hervorgeht, daß nur der Plural *boulens*, allerdings mehrmals, in einem Text aus Amiens ca. 1180, den Ducange beibringt, belegt ist. Die mlat. Form *bolengarius* (1100) u.ä. beweist, daß die Ableitung auf *-ier* (Einreihungssuffix) früher als das Primitivum nachzuweisen ist; alle frühen Belege – ob latinisiert oder nicht – sind pikardisch (Pontieu, Laon). Die von Diekmann herangezogene Stelle aus Wartburgs *Einführung*, p. 90: «als das Wort aus dem Pikardischen ins Französische überging, fügte man die Endung *-ier* ... hinzu» wird demnach durch ihren Autor beziehungsweise die von ihm festgestellten Tatsachen widerlegt.

Die Ergebnisse faßt der Verfasser in zwei Tabellen zusammen. Die erste geht unter semasiologischer Fragestellung von der formalen Einheit der betreffenden Suffixe aus und ordnet diesen die ermittelten Funktionen zu. Die zweite verbindet die onomasiologische mit der semasiologischen Suffixbetrachtung: «Diese Übersichtstabelle macht es möglich, die strukturelle Verflechtung der beiden Betrachtungsweisen mit einem Blick zu erfassen: geht man von einem der in senkrechter Folge eingezeichneten Funktionsbereiche aus und folgt diesem in waagrechter Richtung, so erhält man eine Antwort auf eine onomasiologische Fragestellung; geht man dagegen von einem der in waagrechter Folge eingezeichneten formalen Suffixeinheiten aus und folgt dieser in senkrechter Richtung, so erhält man eine Antwort auf eine semasiologische Fragestellung. In dieser Übersicht sind auch die morphologischen Verhältnisse berücksichtigt. Die eingetragenen Ziffern geben die Anzahl der betreffenden Ableitungen wieder» (p. 153). Damit wird eine gut übersichtliche Vergleichsbasis für andere synchronische Suffixuntersuchungen gegeben.

Im Anhang (p. 157–163) kommen einige suffigierte Schallwörter und eine Reihe von unklaren Fällen zur Sprache. Literaturverzeichnis und Wort- und Suffixregister beschließen diese gediegene, wenn auch nicht sehr originelle Untersuchung.

C. Th. G.



MARC WILMET, *Le système de l'indicatif en moyen français. Etude des «tiroirs» de l'indicatif dans les farces, sotties et moralités des XV^e et XVI^e siècles*, Genève (Droz) 1970, 469 p. (PRF 107).

Im Erscheinungsjahr der Studie Wilmets hatte seine gleich zu Beginn der Einleitung gemachte Feststellung, die mittelfranzösische Epoche sei nach wie vor weitgehend unbekannt und unerforscht (p. 9), auch für den syntaktischen Bereich noch uneingeschränkt Gültigkeit: die wenigen (vor allem deutschen) Dissertationen zu einzelnen Autoren oder syntaktischen Teilespekten aus der Zeit um die Jahrhundertwende und die in fast jeder Hinsicht unbefriedigende *Brief description of Middle French Syntax* von Rosalyn Gardner und Marion A. Greene¹ vermochten die Lücke zwischen den Darstellungen der altfranzösischen Verhältnisse und den Studien zum 16./17. Jahrhundert in keiner Weise zu schließen. Inzwischen hat sich dies für den Bereich der mittelfranzösischen Verbalsyntax grundlegend geändert, denn im Laufe eines einzigen Jahres sind drei äußerst umfangreiche und wohldokumentierte Arbeiten zu diesem Problemkreis erschienen: diejenige von Marc Wilmet über das System des Indikativs, diejenige von

¹ Cf. ROSALYN GARDNER – MARION A. GREENE, *A Brief Description of Middle French Syntax*, Chapel Hill 1958.

Robert Martin über das Verhältnis von temporalen und aspektualen Kategorien, und schließlich meine eigene über den Modusgebrauch². Zwar ist die untersuchte Epoche in allen drei Fällen etwas anders abgegrenzt; da aber ein gemeinsamer «Kern» bleibt, vermitteln die drei Studien trotzdem ein weitgehend kohärentes Gesamtbild und erlauben es, zwischen ihnen Vergleiche und Ergänzungen vorzunehmen und synthetisierend weiterzuarbeiten. Da alle drei Autoren offenbar in Unkenntnis der anderen Forschungsprojekte gearbeitet haben, kann es nicht erstaunen, daß sich des öfteren Überschneidungen ergeben, und v.a. zwischen den Arbeiten von Wilmet und Martin sind diese sehr zahlreich. Sie zu beklagen, schiene mir jedoch unangebracht. Vielmehr liefern uns diese Überschneidungen eine Fülle von Kontroll- und Ergänzungsmöglichkeiten und dokumentieren in ihrer Konvergenz meist gerade die Zuverlässigkeit der drei Studien. Es kann heute wohl ohne Zögern gesagt werden, daß der Bereich der Verbalsyntax für keine Epoche so gut erforscht ist wie für das Mittelfranzösische.

Die erwähnte Konvergenz der drei Studien beruht nun allerdings nicht nur auf den Resultaten, sie hat auch noch einen «tieferen» Grund: alle drei Autoren sind im methodisch-theoretischen Bereich mehr oder weniger stark vom Ansatz Gustave Guillaumes beeinflußt worden. Auch diese Tatsache muß in einem gewissen Sinne als Glücksfall bezeichnet werden, denn nur ihr ist es zu verdanken, daß die Integration der Resultate der drei Arbeiten ohne größeren Aufwand möglich ist. Es muß allerdings beigefügt werden, daß sich keiner der drei Verfasser sklavisch an Guillaumes Ansatz hält: jeder von ihnen entfernt sich mehr oder weniger stark von ihm – Martin wohl am wenigsten, ich selbst am stärksten. Wilmet – aufgrund einer gewissen Mittelstellung – setzt mit Guillaume (und letztlich auch Saussure) für die sprachliche Einheit (*langue*) sowohl im lexikalischen wie im morphologischen Bereich ein konstantes *signifié de puissance* an, aus dem sich die Vielzahl der *signifiés d'effet* im *discours* herleiten läßt. Ebenso wie der Monismus wird auch Guillaumes «Ahistorismus» hinsichtlich des *signifié de puissance* weitergeführt: «Le *signifié de puissance*, comportant la somme virtuelle des réalisations concrètes, échappe nécessairement à l'*histoire*» (p. 13). Von Guillaume stammt schließlich z.T. auch Wilmets Aspektkonzeption, nach der die Oppositionen zwischen *formes simples, composées* und *surcomposées* als Aspektgegensätze bezeichnet werden³, sowie weitere Details. Dagegen lehnt es Wilmet ab, das sprachliche System bzw. seine Subsysteme mit Guillaume als in jedem Sprechakt erneut ablaufende dynamische Prozesse aufzufassen, sie in der *causation obverse*, der *pensée pensante* zu lokalisieren; er sucht vielmehr «la vision cohérente, ordonnée en *pensée déjà pensée*, d'un système» (p. 15) und trifft sich damit mit meinem eigenen Ansatz⁴. Ebenso wird die Theorie des Bedingungssatzes von Guillaume und Wagner abgelehnt, die die Tempusfolge *si* + Präs./Fut. bzw. *si* + Impf./Kond. damit erklärt, daß «l'*époque de la condition* est, par définition, antérieure d'un temps aussi court que l'on voudra à l'*époque de la conséquence*»; deshalb müsse die Protasis eine Verbform enthalten, die eine dem (zukünftigen) Apodisisgeschehen vorangehende Zeitstufe markiert (p. 144). Auch in anderen Punkten folgt Wilmet Guillaume nicht – z.B. in der Behandlung der Opposition Impf. /v/ P.s. (cf. unten). Die angeführten Punkte mögen jedoch genügen, um seine differenzierte und kritische Position zu beleuchten.

² Cf. R. MARTIN, *Temps et aspect. Essai sur l'emploi des temps narratifs en moyen français*, Paris 1971; P. WUNDERLI, *Die Teilaktualisierung des Verbalgeschehens (Subjonctif) im Mittelfranzösischen*, Tübingen 1970.

³ Auch Martin geht von dieser Aspektkonzeption aus, erweitert sie dann aber (anders als Wilmet) durch die Hereinnahme der Opposition Impf. /v/ P.s.

⁴ Cf. WUNDERLI, *Teilaktualisierung*, p. 21s.; *Virtualität, Aktualisierung und die Futurperiphrasen*, *ZRPh.* 86 (1970), 391ss.; *Nochmals zur Aktualisierung und den Futurperiphrasen*, *ZRPh.* 86 (1970), 433ss.; *Zur Saussure-Rezeption bei Gustave Guillaume und in seiner Nachfolge*, *HL* 1 (1974), 27–66.

Wie geht nun Wilmet konkret vor? Da er nicht nur den mittelfranzösischen Gebrauch darstellen will, sondern auch den Anspruch erhebt, die vom Alt- über das Mittel- zum Neufranzösischen führende Entwicklung zu skizzieren, kann er sich nicht einfach mit einer Darstellung der mittelfranzösischen Verhältnisse begnügen: er muß auch einen Vergleich der verschiedenen Epochen durchführen. In der Einleitung (p. 11 ss.) lehnt es der Verfasser nun ab, diesen Vergleich aus der Perspektive der bereits weitgehend erforschten Stufen des Alt- oder Neufranzösischen durchzuführen, da dies die Perspektive verfälschen würde; vielmehr will er eine Art Idealsystem, ein allgemeingültiges Muster für alle Epochen entwerfen und den Gebrauch der einzelnen Epochen dann an diesem messen. Dieser Übergang von der «Panchronie» zur «Diachronie» (p. 15) würde nun gerade durch den «ahistorischen» Charakter des *signifié de puissance* ermöglicht, ja dieses Postulat ist der eigentliche Kern von Wilmets Ansatz. Aufgrund des nicht nur synchronisch, sondern auch panchronisch (bzw. diachronisch) als konstant vorausgesetzten Idealsystems und der einen entsprechenden Charakter aufweisenden *signifiés de puissance* seiner Positionen (Einheiten) wird nun der unterschiedliche Gebrauch der einzelnen Epochen als Variation im Bereich der *signifiés d'effet* und als spezifische Dosierung des Verhältnisses zwischen «*emplois purs*» und «*emplois impurs*» verstanden. Mit «*emploi pur*» bezeichnet Wilmet die Verwendung eines Tempus zur Wiedergabe eines innerhalb des ihm aufgrund des Idealsystems zukommenden Zeitbereichs liegenden Geschehens (z. B. Präsens für Gegenwart), mit «*emploi impur*» eine Nutzung für einen außerhalb dieses Zeitbereichs liegenden Prozeß (z. B. historisches Präsens). Um zu ermitteln, ob ein *emploi pur* oder ein *emploi impur* vorliegt, ist der Verfasser auf den Kontext (die Situation) angewiesen (p. 54 ss.). Allerdings bringen nicht alle Kontexte gleich gute und sichere Resultate. Am besten eignet sich der *contexte verbal* für Wilmets Bedürfnisse, d. h. diejenigen Fälle, wo der Satz mit der zu untersuchenden Verbform selbst ein Zeitadverb oder eine temporale adverbiale Bestimmung enthält. Weniger sicher ist der *contexte explicite*; da in diesem Fall zwar ebenfalls eine explizite Zeitbestimmung vorhanden ist, diese aber nicht im gleichen Satz steht, sondern irgendwo im näheren oder weiteren Kontext, sind die Beziehungen nicht mehr derart eindeutig und können durch die verschiedensten Faktoren gestört werden. Noch schwieriger ist es, den zeitlichen Gültigkeitsbereich der Verbform eindeutig zu ermitteln, wenn eine explizit adverbiale Zeitangabe überhaupt fehlt und ein Äquivalent für sie nur aus dem Kontext erschlossen werden kann (*contexte implicite*). Impliziter und expliziter Kontext sind überdies oft sehr schwer zu scheiden, da es kaum sichere Kriterien gibt, um die Reichweite einer irgendwo im Kontext stehenden Zeitbestimmung zu ermitteln; Wilmet gibt aus diesem Grunde die Scheidung zwischen *contexte explicite* und *contexte implicite* schließlich wieder auf (p. 77) und spricht überall dort, wo der hinsichtlich seiner Verbform zu untersuchende Satz kein temporales Adverb (Adverbiale) enthält, von einem impliziten Kontext. Aber selbst dort, wo eine Zeitbestimmung innerhalb des Satzes auftritt, ist ihre Leistung für die zeitliche Fixierung des Verbalgeschehens nicht immer gleichwertig: sie ist gut bei den *adverbes actuels, orcentriques* und *lorcentriques*, sie ist dagegen schwach bei den *adverbes omnitemporels*⁵.

Die Heranziehung der adverbialen Determination zur Interpretation der Tempora erinnert deutlich an Arne Klum, und das gleiche gilt auch für die ausführlichen und sorgfältigen statistischen Erhebungen⁶. Allerdings sind gegenüber der Art und Weise, wie das Material

⁵ Die Klassierung der Adverbien erfolgt aufgrund ihres an der *langue* gegebenen (und somit obligatorischen) Semantismus (cf. p. 61 ss.): *actuel* = das *nunc* des Sprechers bezeichnend; *orcentrique* = auf das *nunc* des Sprechers bezogen; *lorcentrique* = auf das Nicht-*nunc* des Sprechers bezogen; *omnitemporel* = weder an einen noncalen noch einen nicht-noncalen Bezug gebunden.

⁶ Cf. A. KLUM, *Verbe et adverbe. Etude sur le système verbal indicatif et sur le système de certains adverbes à la lumière des relations verbo-adverbiales dans la prose du français contemporain*,

für die Statistiken bereitgestellt wird, gewisse Vorbehalte am Platz. Wenn z. B. ein Verb einer mehrfachen, widersprüchlichen Determination unterworfen ist, dann klassiert Wilmet einfach nach der ersten (p. 82). Ein solches Vorgehen scheint mir die Resultate insofern zu verfälschen, als das Verb in diesen Fällen offensichtlich auf die beiden durch verschiedene adverbiale Determinationen markierten Zeitbereiche beziehbar und auch bezogen ist; der betreffende Beleg müßte sinnvollerweise in beiden Kategorien gezählt werden. Wenn andererseits eine Determination polyvalenten Charakter hat und nicht eindeutig ist, ob sie tatsächlich temporal zu interpretieren ist oder welcher Zeitbereich durch sie markiert wird, versucht Wilmet sich entweder durch subjektive Reflexion (*gérondif, tôt, tard, beaucoup* usw.) oder durch arbiträre Konventionen (*or, jà, puisque, onques, jamais* usw.) zu behelfen (p. 82ss.). Auch dieses Vorgehen scheint mir einen gewissen Verfälschungsfaktor in die Statistiken zu tragen; im Gegensatz zu den vorhergehenden Fällen kann er aber nicht durch eine Mehrfachzählung eliminiert werden, sondern nur dadurch, daß man diese Beispiele für die Statistiken überhaupt nicht berücksichtigt. Dies schließt nicht aus, daß man ihnen im Rahmen einer weiterführenden Argumentation dann gleichwohl noch Rechnung trägt. In dieser Hinsicht kann durchaus analog verfahren werden wie in bezug auf das Korpus an sich. Da stark statistisch orientiert, muß sich Wilmet für seine Arbeit primär an ein genau begrenztes Korpus halten: er wählt hierfür die zwischen 1460 und 1530 entstandenen und von Holbrook (Pathelin), Droz, Droz-Lewicka und Cohen publizierten *Farces* und *Sotties*⁷. Da aber bekannt ist, daß man ein System und sein Funktionieren aufgrund eines relativ begrenzten Korpus nie befriedigend in den Griff bekommt, werden außerhalb der statistischen Teile auch immer noch zusätzliche Texte und frühere Studien zur Kontrolle und Ergänzung herangezogen.

Aufgrund seines soliden Materials und der hervorragenden Beispielinterpretation⁸ gelangt Wilmet nun zu einer überzeugenden Darstellung des mittelfranzösischen Tempusgebrauchs. Die (normierten) Nutzwerte, die sich mit den einzelnen Tempora erzielen lassen, werden in der Regel in vorbildlicher Weise beschrieben und zum in der Sprache gegebenen Grundwert in Beziehung gesetzt. So scheidet er beim Präsens zwischen einem *présent momentané*, einem *présent habituel*, einem *présent de durée*, einem *présent de vérité générale* usw. (p. 94ss.), die

Stockholm – Göteborg – Uppsala 1961. – Auch die Arbeit von Martin ist in gleicher Weise von Klum beeinflußt.

⁷ Wilmet definiert die mittelfranzösische Epoche als «15. Jh. + Anfang des 16. Jhs.» (p. 76); trotz der von ihm angeführten Argumente kann man sich des Eindrucks kaum erwehren, daß die Epochengrenzung dem Korpus angepaßt wurde und nicht umgekehrt.

⁸ Die Fälle, die einer Kritik rufen, sind relativ selten. P. 105 ist das *je vous cherche par tout* (COHEN, *Farces* IV, 22–23) im Moment des Findens nicht durch eine Unfähigkeit des Suchenden, das lange Erstrebte zu glauben, zu erklären, sondern einfach durch die Tatsache, daß Suchen, Finden und Äußerung in einem subjektiv als Gegenwart interpretierten Zeitpunkt zusammenfallen. P. 106 (COHEN, *Farces*, LII, 527–28) erklärt sich das Präsens *pers* (*tout mon gain je pers et aussi ma potée*) nicht durch das erst jetzt stattfindende Akzeptieren des (früher erfolgten) Verlustes des Topfes, sondern durch das sich bis in den Sprechmoment fortsetzende Verlieren des *gain*. P. 133 ist in allen vier Beispielen das Präsens von *mourir* nicht als zukunftsbezogen zu interpretieren; es liegt ein Gegenwartsbezug vor und *mourir* ist mit «être en train de mourir», «se mourir» zu paraphrasieren. P. 165/166 soll das Fut. in Beispielen wie *Je suis un simple faulconnier, [...] Et le seray toute ma vie* (COHEN, *Farces*, XXVI, 220–222) sich auf eine Gegenwart beziehen – wohl weil der betreffende Zustand für diese Gegenwart bereits existiert. Wilmet übersieht aber, daß die Gegenwart durch *suis* abgedeckt wird, und *seray* sich nur auf die Ausweitung in die Zukunft bezieht. P. 258 liegt eine ähnliche Fehlinterpretation für das Impf. vor, das in Beispielen wie *j'estoie et suis tenu le plus abille* (COHEN, *Farces*, LIII, 710–711) *impur* sein und auch die Gegenwart umfassen soll; was die Gegenwart betrifft, wird aber durch *suis* abgedeckt!

alle als verschiedene Nutzungen ein und desselben Präsens zu interpretieren sind und gerade aus diesem Grund auch nicht immer sauber voneinander geschieden werden können (p. 121). Bei der Opposition zwischen P.s. und P.c. wird mit statistischen Mitteln gezeigt, daß sowohl die «24-Stunden-Regel» wie die Regel vom «temps complètement écoulé» einer wirklichen Tendenz des Sprachgebrauchs entsprechen (p. 278ss.). Da aber Nähe/Ferne zur Gegenwart und teilweise/ganze Verflossenheit nur mögliche Nutzwerte unter anderen sind, die sich jeweils aus dem einen und einzigen Grundwert von P.c. bzw. P.s. herleiten, kann das Vorhandensein von Ausnahmen nicht erstaunen: die Beziehung zwischen Tempus und objektiver Zeit ist keine starre Zuordnung, sie hat vielmehr Affinitätscharakter. Nicht weniger überzeugend sind die Darstellung der Ablenkung des «Aspektwerts» des P.c. in einen temporalen Wert in dem Moment, wo es mit dem P.s. in Konkurrenz tritt (Mittelfr.; p. 308s.), der Nachweis, daß der häufige Wechsel zwischen P.s. und P.c. im Afr. mit dem Gebrauch des historischen Präsens in Beziehung gebracht werden muß und letztlich kein Tempus-, sondern ein Stilproblem darstellt (p. 320s.), und die Beschreibung der normierten Nutzwerte des Impf. (p. 335ss.). Unter den zahlreichen weiteren positiven Punkten, die noch eine Erwähnung verdienen würden, sei nur noch einer hervorgehoben: die glückliche Interpretation der Tempusübergänge zwischen P.c./P.s. und P.c./Impf. (p. 311ss., 354ss.). – Fälle, wo die Norm- und Nutzwertbeschreibung nicht zu überzeugen vermag, sind selten; treten sie auf, dann beruhen sie meist auf einem gewissen Hang zur Überdifferenzierung. Dies ist meiner Ansicht nach z. B. der Fall, wenn im Bereich des Präsens neben dem *présent momentané* und dem *présent habituel* noch eine Kategorie *présent «de titre» et présent «scénique»* ausgegliedert wird (p. 97/98). Nur schon die vollkommen anders geartete Kategorienumschreibung macht stutzig: in den ersten beiden Fällen wird das Präsens aufgrund eines Zeitfaktors definiert, im dritten dagegen aufgrund von Textsorten. Die Klassierung ist also zumindest nicht kohärent. Aber noch mehr: die Einführung dieser dritten Kategorie erweist sich bei näherem Zusehen als überflüssig, denn es handelt sich nur um einen Spezialfall, in dem die beiden ersten Typen gewissermaßen kombiniert werden; vom Autor her gesehen haben beschreibender Titel und Regieanweisung habituellen, vom Leser/Schauspieler/Hörer her dagegen momentanen Charakter! Ebenso scheint es mir sinnlos zu sein, zwischen einem *présent historique subjectif* und einem *présent historique objectif* zu scheiden (p. 115/16): der Nutzungsmechanismus für das Tempus ist beide Male der gleiche (derjenige des *prés. hist. objectif*), und ob mit dem betreffenden hist. Präs. eine fiktive (subjektive) oder eine «objektive» Vergegenwärtigung des Vergangenen realisiert wird, ist einzig und allein eine Frage des weiteren Kontextes. Und schließlich scheint mir auch die häufige Verwendung eines Futurs von *mentir* usw. für ein gegenwärtiges Lügen usw. nicht als «*jugement différé*» interpretierbar zu sein (p. 171ss.); vielmehr liegt ein modaler Gebrauch des Futurums zur Abschwächung der Affirmation vor.

Was die historischen Schlußfolgerungen angeht, so decken sie sich weitgehend mit denjenigen von Martin. Das Indikativsystem des Mittelfranzösischen scheint bereits demjenigen des Modernfranzösischen zu entsprechen; Systemveränderungen würden vom 15. bis zum 20. Jh. fehlen. Was dagegen nicht stabil bleibt, wären die Verhältnisse auf den Ebenen der Norm und des *discours*, und zwar würde es sich weniger um Veränderungen im Inventar der (normierten) Nutzwerte handeln, als vielmehr um Verschiebungen in der Frequenz ihrer Realisierung. Gegenüber dieser Darstellung scheinen mir allerdings gewisse Zweifel angebracht. Sind etwa die temporalen Periphrasen *aller* + Inf. und *venir de* + Inf. nicht erst im 16. Jh. von akzidentellen Nutzwerten auf Redeebene zu Normwerten aufgestiegen? Und haben die Verschiebungen im Anwendungsbereich der einzelnen Modi (z. B. Ind./Subj.) nicht auch zu Veränderungen im Normwertinventar geführt? Auf solche spontan sich stellenden Fragen findet man bei Wilmet keine befriedigende Antwort; sein historischer Überblick ist – im Gegensatz

zur synchronischen Darstellung des Mittelfranzösischen – zu pauschal und zu undifferenziert ausgefallen⁹. Hier sind zweifellos noch Korrekturen nötig, und dies gilt ganz besonders auch für die Behauptung, die Opposition *Fut. /v/* *Fut.pr.* werde immer mehr von einer Aspekt- zu einer Tempusopposition; die (von Wilmet nicht mehr verwertete) Untersuchung von Ludwig Söll¹⁰ liefert auf jeden Fall nicht den geringsten Anhaltspunkt in dieser Hinsicht!

Trotz der Kritik in gewissen Detailpunkten darf Wilmets Arbeit in bezug auf die Sammlung, Präsentation¹¹ und Interpretation des Materials ein hervorragendes Zeugnis ausgestellt werden.

Peter Wunderli

★

LOUIS KUKENHEIM – HENRI ROUSSEL, *Führer durch die französische Literatur des Mittelalters*.

Übersetzung aus dem Französischen von BRIGITTA COENEN-MENNEMEIER, München (Max Hueber Verlag) 1968, 223 p.

Das vorliegende Handbuch will dem mit der Materie noch nicht vertrauten Studenten eine erste Orientierung über das mittelalterliche Schrifttum in französischer Sprache ermöglichen. Es ist in vier chronologische Teile gegliedert (Das 12. Jh. – Anfänge und Frühzeit [sic], Das 13. Jh. – Die mittelalterliche Klassik, Das 14. Jh. – Mißgeschicke und Schwierigkeiten, Das 15. Jh. – Jahrhundert der Kontraste). Jeder dieser Teile umfaßt einen Überblick über den jeweiligen historisch-kulturellen Rahmen und eine Literaturdarstellung nach 'Gattungen' (Die religiöse Literatur, Das Theater, Die epische Literatur, Romane – Fabliaux, Die lyrische Dichtung, Die Geschichtsschreibung, Didaktische und allegorische Literatur, Übersetzer, Die Tierdichtung). Der Führer schließt mit einem Kapitel über die Ausstrahlung der französischen Literatur ins Ausland und über die mittelalterliche französische Literatur nach dem 15. Jh. und mit verschiedenen Anhängen (Chronologische Verzeichnisse, Schallplattenliste zur Literatur des Mittelalters, Übersetzungshilfe, Namen- und Sachregister, Wiederholungstafeln).

Das Buch füllt eine Lücke auf dem deutschsprachigen Markt. Obwohl Alt- und Mittelfranzösisch an den meisten deutschsprachigen Universitäten noch wesentliche Bestandteile des Französischstudiums und die Grundrisse von P. A. Becker, G. Gröber, H. Suchier und K. Voretzsch¹ nur noch antiquarisch erhältlich sind, ist es das erste einschlägige – und zugleich preislich erschwingliche – Werk der Nachkriegszeit in deutscher Sprache. Bei geschickter Handhabung des Registers wird sich der Student die für seine Prüfungsvorbereitung nötigen Angaben in kurzer Zeit zusammenstellen können.

Die von den Autoren gewählte Disposition der Materie entbehrt aber nicht einer gewissen Problematik.

⁹ Ein weiteres Beispiel hierfür. P. 413 spricht Wilmet vom Sieg des Kond. über den Subj. II. Eine Konkurrenz zwischen den beiden Formen gab es allerdings nur im Bereich des Eventualitätsausdrucks, und nur hier kann man von einer Verdrängung des Subj. II durch das Kond. sprechen. In seinen anderen Verwendungen ist in der modernen Umgangssprache der Subj. II weitgehend durch den Subj. I ersetzt worden!

¹⁰ Cf. L. SÖLL, *Zur Konkurrenz von «futur simple» und «futur proche» im modernen Französisch*, *VRom.* 28 (1969), 274–284.

¹¹ Bedauerlich ist nur, daß ein Index fehlt!

¹ Für die genauen bibliographischen Angaben dieser Werke cf. P. RONGE, *Studienbibliographie Französisch*, Frankfurt/M. 1971, Nr. 1212, 1214/1216, 1200 und 1211.

Die erste auffällige Mißlichkeit taucht auf, sobald sich der Benutzer ein Gesamtbild eines Schriftstellers verschaffen will. Möchte er sich beispielsweise über Christine de Pisan orientieren, so muß er laut Register die Seiten 148, 153, 158, 164, 165, 168–70 und 172 aufschlagen. Aber p. 148 und 165 wird Christine nur nebenbei erwähnt und ihre Biographie findet sich erst auf p. 158. Ähnlich geht es dem Leser, wenn er sich über die mittelalterlichen Bearbeitungen des Alexanderstoffes unterrichten will. Unter dem Stichwort *Alexanderroman* gibt das Register die Seiten 23, 44, 49, 126 und 177 an. P. 23, 49, 126 und 177 wird aber auf Alexanderlegenden nur kurz verwiesen. Daß sowohl Jean Wauquelin als auch ein Anonymus die Geschichte Alexanders im 15. Jh. in Prosa übertragen (p. 156) und daß Vasco de Lucena im selben Jahrhundert die *Historia Alexandri* des Quintus Curtius übersetzte (p. 172), erfährt man erst durch zufälliges Blättern oder durch genaue Lektüre des ganzen Buches. Keine Kenntnis erhält man von Gui de Cambrais *Vengement Alixandre* oder von Jehan le Nevelons *Vengeance Alixandre*, keine Erwähnung findet der teils vom fr. Alexanderroman beeinflußte sp. *Libro de Alexandre* trotz des Kapitels über die Ausstrahlung der französischen Literatur ins Ausland, keine Auskunft bekommt man über die Funktion der mittelalterlichen Alexanderdichtungen².

Allein viel fragwürdiger scheinen die Gattungsuntergliederungen und die Zuweisung eines Werkes zu einer bestimmten «Gattung».

Unter dem Titel «Romane–Fabliaux» nennen die Autoren im selben Absatz Jean d'Outremeses *Ogier le Danois*, die *Vœux du Paon*, den *Restor du Paon* und den *Parfait du Paon*. Das erste Werk hätte aber auch unter eine (für das 14. Jh. nicht vorgesehene) Rubrik «Die epische Literatur» eingereiht werden können, während für die andern drei genauso gut die Möglichkeit bestünde, sie unter dem Alexanderstoff zu behandeln. Die letztgenannten Werke könnten darüber mit der *Vengeance Alixandre*, dem *Gaydon*, dem *Vœu du Héron*, den *Vœux de l'Epervier*, dem *Hugues Capet*, dem *Alexandre le Grand* von Wauquelin und der *Chronique de Naples* eine vom Thema des *vœu* bestimmte eigenständige ‘Gattung’ bilden³.

Bezeichnend für die Ratlosigkeit der Verfasser hinsichtlich einer konsequenten Gattungssystematik ist auch ihre verschiedentliche Behandlung der Übersetzungen. Für das 13. Jh. erscheinen sie unter dem Titel «Didaktische und allegorische Literatur» (p. 103), für das 14. unter «Didaktische und allegorische Literatur, Übersetzer» (p. 135–36), für das 15. werden sie gar zu einer selbständigen ‘Gattung’ («Übersetzer», p. 172–73). Gehören aber die hier zitierten Übertragungen erbaulicher und geschichtlicher Schriften nicht eher unter die Rubrik «Die religiöse Literatur» (p. 148) bzw. «Die Geschichtsschreibung» (p. 164–67)? Und könnte man die Passionsspiele, die wir unter dem Titel «Theater» finden (p. 149–50), nicht genauso gut im Kapitel «Die religiöse Literatur» aufführen? Wo hätten die Autoren den *Pastorale* eingeflochten, der als lokutiver Akt der Lyrik, als illokutiver der Geschichtsschreibung und als perlokutiver der allegorisch-didaktischen Literatur angehört⁴?

Das ganze Buch leidet unter dieser Konzeptlosigkeit des Gattungsbegriffes. Hinzu kommt die häufige Entstellung des literarischen Geschehens durch die Vernachlässigung des rezept-

² Cf. hierzu P. MEYER, *Alexandre le Grand dans la littérature française du moyen âge*, Paris 1886; A. D. DEYERMOND, *A Literary History of Spain. The Middle Ages*, London 1971, p. 66–67; ferner H. BUNTZ, *Die deutsche Alexanderdichtung des Mittelalters*, Stuttgart 1973, p. 43–44. Letzteres Büchlein könnte man als Beispiel für die als notwendige Vorarbeit zu leistenden Untersuchungen nehmen, die dann eine Aufstellung der weiter unten erwähnten Themenzyklen erlauben würden.

³ Cf. G. DOUTREPONT, *La littérature française à la cour des ducs de Bourgogne*, Paris 1909, p. 106–117.

⁴ Cf. DOUTREPONT, *op. cit.*, p. 82–89. Obwohl das Werk für das 15. Jh. sehr repräsentativ ist, findet es im besprochenen Buch keine Erwähnung.

tionsgeschichtlichen Moments und des religiösen Schrifttums. Die Verfasser haben z.B. für das 15. Jh. keine Rubrik «Die epische Literatur» vorgesehen, weil nach ihrer Auffassung in jener Epoche keine thematisch neuen Epen geschrieben wurden⁵. Die alten Epen wurden aber am burgundischen Hofe eifrig gesammelt, überarbeitet – wodurch neue Werke entstanden wie die *Istoire de Olivier de Castille et de Artus d'Algarbe, son très chier amy et loial compagnon*⁶ – und täglich gelesen⁷. Andererseits wissen wir von Christine de Pisan, daß Karl V. nach den «vespres» «En yver, par especial se occupoit souvent à ouir lire de diverses belles hystoires de la Sainte Escripture, ou des Fais des Romains, ou Moralités de philosophes et d'autres sciences jusques à heure de soupper»⁸. Daß die Lektüre religiöser Schriften den Vorrang hatte, geht aus den mittelalterlichen Inventaren klar hervor. Im Nachlaß von Clémence de Hongrie z.B. (1328) gehören von 45 Büchern 34 (= 68 %), im Inventar des Schlosses zu Chambéry von 1498 von 207 inhaltlich bestimmbaren Werken 90 (= 43 %) dieser 'Gattung' an⁹. Wenn also «Die religiöse Literatur» im besprochenen Buch im 12. Jh. 5, im 13. 2½, im 14. 2 und im 15. keine ganze Seite mehr bestreitet, so verfälschen die Autoren die tatsächlichen Verhältnisse des mittelalterlichen religiösen und unterhaltenden Schrifttums. Nach den Angaben p. 29 könnte der Leser beispielshalber meinen, daß der Psalter nur im 12. Jh. vulgärsprachliche Bearbeitungen erfuhr, denn dichter Nebel hüllt die Übersetzungen des 13.–15. Jh. ein¹⁰.

Untersuchen wir nun das vorliegende Werk im Detail, so fallen zwei Mängel auf: die Vernachlässigung der Beschreibung und Erklärung vieler Phänomene, Termini, Begriffe, Funktionen und Inhalte und die häufige Ungenauigkeit bei den Angaben.

Bei der Erwähnung der ältesten Mirakelspiele begnügen sich die Autoren mit der Feststellung «Die ältesten Mirakelspiele handeln sämtlich vom heiligen Nikolaus, dem Patron der Jugend; die Anfänge der Gattung dürften mindestens bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts zurückreichen» (p. 32). Auf die Erklärung des Phänomens – für den Entwurf solcher Spiele kamen damals nur die «Schüler» in Frage und für diese lag die Thematisierung ihres Schutzpatrons, eben des heiligen Nikolaus, nahe – wird verzichtet. P. 53 vergessen die Verfasser den Inhalt von Marie de Frances *Eliduc*, p. 86 den von *Aucassin und Nicolette* und p. 101 den der *Gestes des Chyprois* anzugeben. P. 58 wird auf das heutige deutsche *Triplet* verwiesen, ohne ein Wort über das mittelalterliche französische *Triplet*¹¹ ein Wort zu verlieren. P. 70 wäre die Funktion der verschiedenen Helden des *Tierpos* zu definieren¹². Bei der Inhaltsangabe von *La chasteleine de Vergi* (p. 93) ist die Rede von einer «verhängnisvollen Indiskretion», die nicht näher erläutert wird. P. 99 wird der Terminus *Puy* nicht erklärt und

⁵ Die um 1422 entstandene *Geste des ducs Phelippe et Jehan de Bourgogne* ist allerdings ein regelrechtes Epos, cf. DOUTREPONT, *op. cit.*, p. 72–82.

⁶ Cf. DOUTREPONT, *op. cit.*, p. 482–485, 493 und 54–56. Die Verfasser zitieren einige dieser Bearbeitungen p. 155–156 unter dem Titel «Die erzählende Literatur».

⁷ DAVID AUBERT berichtet in seiner *Chronique des empereurs* (1462), daß Philipp der Gute «a dès longtemps accoutumé de journellement faire devant lui lire les anciennes histoires», cf. DOUTREPONT, *op. cit.*, p. 467.

⁸ Cf. CHRISTINE DE PISAN, *Le livre des fais et bonnes meurs du sage roy Charles V*, vol. I, Paris 1936, p. 47–48.

⁹ Cf. L. DOUET-D'ARCQ, *Nouveau recueil de comptes de l'argenterie des rois de France*, Paris 1874, p. 61–64, beziehungsweise *Miscellanea di Storia Italiana* XXII, Torino 1884, p. 27–82.

¹⁰ Cf. S. BERGER, *La Bible française au Moyen Age*, Paris 1884, passim.

¹¹ Cf. hierzu z.B. W. Th. ELWERT, *Französische Metrik*, München 1970, § 212. Für ein Beispiel aus dem 15. Jh. cf. DOUTREPONT, *op. cit.*, p. 109.

¹² Das hatte schon A. BARTOLI, *Storia della letteratura italiana* I, Firenze 1878, p. 307–312 getan.

nur auf den Puy von Arras verwiesen¹³. Die Inhaltsangabe von Latinis *Trésor* (p. 104) dürfte sich nicht auf den politischen Bereich beschränken. P. 126 müßte man die Bedeutung der *vœux* besser definieren¹⁴, p. 130 die Funktion des *chant royal* angeben¹⁵. Es fehlen jegliche biographische Angaben über Froissart. Und warum wird p. 135 (und 103) Jean de Meungs Vegetius-Übersetzung und nicht die des Jean de Vignay zitiert, obwohl gerade diese von Christine de Pisan verwertet wurde¹⁶? Warum werden in den einleitenden Seiten zum 15. Jh. die für die damalige Gesellschaft so wichtigen Feste, Turniere und neuen Orden nicht erwähnt¹⁷? Warum gehen die Verfasser im Kapitel «Ausstrahlung der französischen Literatur ins Ausland» (p. 176–81) nicht auf die französisch-italienische Symbiose in Norditalien und im Orient oder auf den fr. Einfluß in Katalonien ein¹⁸?

Auch die Liste der Ungenauigkeiten ist schier endlos. Die Entstehungsweise der fr. Literatur bleibt keineswegs «rätselhaft» (p. 24)¹⁹. Das Wort *lai* bezeichnete nicht reine Musikstücke²⁰. Der *Bestiaire* des Philippe de Thaün ist nicht in «Zehnsilbern» (p. 66), sondern in Sechssilblern geschrieben. Friedrich II. kämpfte auf Zypern nicht gegen die «Ghibellinen» (p. 101), sondern gegen die *Ibelins*, die mit den Ghibellinen nichts zu tun haben²¹. Der Autor des *Arbre des Batailles* heißt nicht Honoré «Bonet» (p. 136), sondern *Bouvet*²². Zur Zeit Karls V. entstand keine «humanistische Bewegung» (p. 172), sondern die Antike wurde damals ausgebeutet, weil den Staatsmännern klar geworden war, daß Wissen Macht bedeutet²³. Nicht «Vasco» de Lucena (p. 172), sondern *Fernando* de Lucena ist der Übersetzer des *Triomfo de las donas*²⁴. Nicht erst das 17. (p. 183), sondern schon das 16. Jh. hat das Mittelalter für eine Epoche geistiger und künstlerischer Barbarei gehalten²⁵.

Warum werden ferner für die Kenntnis des Mittelalters wichtige Werke wie der *Lucidaire* oder *Le chevalier au barisel* nicht erwähnt? Warum werden *Les Deduiz de la Chasse* von Gace

¹³ Für die Bedeutung und Ausbreitung dieser Institution cf. P. ZUMTHOR, *Histoire littéraire de la France médiévale*, Paris 1954, §§ 225 und 435; J. DU BELLAY, *La défense et illustration de la langue françoise*, Paris 1970, p. 108. N3; DOUTREPONT, *op. cit.*, p. 496; E. LANGLOIS, *Recueil d'arts de seconde rhétorique*, Paris 1902, p. 460.

¹⁴ Cf. hierzu DOUTREPONT, *op. cit.*, p. 116–107 und D. POIRION, *Le Moyen Age II, 1300–1480*, Paris 1971, p. 53–54.

¹⁵ Cf. D. POIRION, *op. cit.*, p. 63.

¹⁶ Cf. R 25 (1896), 423.

¹⁷ Cf. hierzu DOUTREPONT, *op. cit.*, p. 147–176, und D. POIRION, *op. cit.*, p. 149–158.

¹⁸ Für ersteres Problem cf. z.B. die Aussagen G. FOLENAS in *Bollettino dell'Atlante Linguistico Italiano* 10–12 (1968–70), 360–364. Was letzteres anbelangt, könnte man beispielshalber darauf hinweisen, daß Ansòs el Lliberal 1287 die Bibel aus dem Französischen ins Katalanische übertragen läßt (cf. *Anuari de l'Institut d'Estudis Catalans* 2 [1908], 28 und daß die kat. Fassungen von AUGUSTINS *De Civitate Dei* und von TITUS LIVIUS' Dekaden auf die fr. Übersetzungen von RAOUL DE PRESLES bzw. PIERRE BERSUIRE zurückgehen (cf. *Estudis Romànics* 13 (1963–68), 277–315 und BRUNETTO LATINI, *Llibre del Tresor*, a cura de C. J. WITTLIN, vol. I, Barcelona 1971, [ENC 102], p. 31). Ebenfalls befremdend ist, daß keine der fr. Übersetzungen der Werke R. LLULLS erwähnt werden (cf. hierzu *Estudis Romànics* 13. [1963–68], 269–274).

¹⁹ Cf. G. HILTY, *Die Anfänge der französischen Prosa*, Neue Zürcher Zeitung vom 23.3.61 und A. VISCARDI, *Le letterature d'Oc e d'Oil*, Firenze 1967, p. 56–58, 64–66 und 72–74.

²⁰ Cf. MARIA DI FRANCIA, *Eliduc*, a cura di Ezio LEVI, Firenze 1949, p. LXXIV–LXXVII.

²¹ Cf. PHILIPPE DE NOVARE, *Mémoires*, Paris 1970 (CFMA 10), passim.

²² Cf. R 80 (1959), 255–259.

²³ Cf. K. VOSSLER, *Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprache*, Heidelberg 1921, p. 150.

²⁴ Cf. A. DA COSTA PIMPÃO, *História da literatura portuguesa. Idade Média*, Coimbra 1959, p. 306.

²⁵ Cf. J. DU BELLAY, *op. cit.*, p. 23.

de la Buigne (p. 137) und nicht die bedeutendste Jagdabhandlung des fr. Mittelalters, *La chasse* von Gaston Phoebus, zitiert? Warum wird der vollkommen unkünstlerischen *Chronique scandaleuse* Beachtung geschenkt (p. 164) und die nach einem gehobeneren Stil trachtenden *Chronique du Bon Duc Loys de Bourbon* stillschweigend übergangen?

Somit drängt sich eine neue Darstellungsweise der fr. Literatur des Mittelalters auf. Aus didaktischen Gründen wäre dabei eine Dreiteilung in «Formale Genera», «Themenzyklen» und «Biographische Skizzen» nicht auszuschließen. Die Bestimmung der Gattungen müßte mit textlinguistischen Verfahren vorgenommen werden, wobei vor allem die als Konnektoren dienenden rekursiven Indikatoren in Betracht kämen, die die Kohärenz einer kommunikativen Intention bedingen²⁶. Die die Zyklen bestimmenden Themen dürften nicht so abstrakt wie 'Abenteuer' sein (p. 90), sondern sie sollten auf einer konkreteren Ebene liegen wie 'Alexanderstoff' oder 'Ausführung eines Gelübdes' (cf. oben); selbstverständlich müßte man dasselbe Werk in mehreren Fällen unter verschiedenen Rubriken wiederholen. Die biographischen Skizzen wären nach dem mittelalterlichen Namensystem²⁷ alphabetisch zu ordnen. Die vorgeschlagene Disposition würde die allzu fragwürdige Einteilung in Jahrhunderte, die Vermengung von formalen und inhaltlichen Gattungen und die Dispersion biographischer Daten aufheben. Hinzuzufügen wäre ein Kapitel über die französischen Bibliotheken des Mittelalters, in dem man die rezeptionsgeschichtlichen Probleme zusammenfassen und auf das Verhältnis des vulgärsprachlichen zum lateinischen Schrifttum eingehen könnte.

Abschließend können wir sagen, daß das vorliegende Buch dem Studenten zwar nützlich sein kann, aber den heutigen literaturwissenschaftlichen, -theoretischen und -didaktischen Anforderungen nicht entspricht.

Michael Metzeltin



KARLHEINZ BECKER, *Sportanglizismen im modernen Französisch, auf Grund von Fachzeitschriften der Jahre 1965–1967*, Meisenheim am Glan (Verlag Anton Hain) 1970, 372 p. (Untersuchungen zur Romanischen Philologie 4).

Mit einem Abstand von zwei Jahren sind aus der Mainzer Schule zwei bedeutsame Untersuchungen zum Anglizismus im Französischen erschienen¹. Die vorliegende ist der Sportsprache gewidmet und nimmt den seit etwa 30 Jahren abgerissenen Faden einer systematischen Erfassung der Anglizismen in diesem Spezialbereich wieder auf². Der Verfasser konzen-

26 Cf. I. BELLERT, *On a Condition of the Coherence of Texts*, in: *Semiotica* 2 (1970), 335–363; H. ISENBERG, *Der Begriff «Text» in der Sprachtheorie*, Berlin 1970, (Arbeitsstelle Strukturelle Grammatik, Bericht 8).

27 Also Vorname + Beiname/Familienname, cf. A. DE VINCENZ, *Les fonctions anthroponymiques: évolution et structure. Domaine roumain*, in: *Orbis* 11 (1962), 34–35 und 39. Es ist nicht einzusehen, warum JEAN COURTECUISSE und JEAN LEFÈVRE im Register des besprochenen Buches unter COURTECUISSE beziehungsweise LEFÈVRE, aber JEAN CORBECHON und JEAN LE SÉNÉCHAL unter JEAN erscheinen.

1 Cf. ARMIN SCHÜTZ, *Die sprachliche Aufnahme und stilistische Wirkung des Anglizismus im Französischen, aufgezeigt an der Reklamesprache* (1962–1964), als Band 3 der genannten Reihe und im gleichen Verlag 1968 erschienen.

2 Cf. J. ORR, *Les anglicismes du vocabulaire sportif de la langue française*, FM 3 (1935), 293–311. – A. O. GRUBB, *French Sports Neologisms*, Diss. Philadelphia 1937. – R. FREY, *Das englische Lehnwort im modernsten Französisch (nach Zeitungsexzerpten von 1920–1940)*, Diss. Zürich 1943.

triert sich dabei auf den «emprunt direct et intégral» (Orr), während er die Lehnprägungen nicht systematisch erfaßt. Die Belege sind Fachzeitschriften der Jahre 1965–67 für sämtliche Sportarten – 40 an der Zahl – und zu einem geringen Teil der Sportseite einiger Tageszeitungen (*France-Soir, Le Figaro, Le Monde, Ouest-France*) entnommen. «Mit diesem synchronisch-deskriptiven Vorgehen schließen wir uns methodisch der Arbeit von Schütz (cf. N1) an. Indem wir, wenn möglich, jedes Wort mit etymologischen Angaben und Hinweisen auf sein weiteres Vorkommen³ seit dem Erstbeleg versehen, griffen wir auf Ergebnisse der Diachronie zurück, um eventuelle Modeerscheinungen oder Veränderungen grammatischer und semantischer Art festzustellen» (p. 34).

Für die Feststellung der Aussprache der Anglizismen im Französischen (p. 38–50) stützt sich Becker, abgesehen von den üblichen Hilfsmitteln⁴, auf Aussprachetests, die er mit sporttreibenden französischen Soldaten und mit zwei Franzosen in Frankreich (für die Turf- und Golfsprache) durchführte. Die verschiedenen Aussprachetendenzen wurden zudem an einem englischkundigen Chemiker und einem der englischen Sprache nicht mächtigen Sportlehrer getestet. Das Ergebnis zeigt, daß hier Unsicherheit und Verwirrung herrschen und daß, aufs Ganze gesehen, die nicht assimilierte Aussprache vorwiegt. – Was die Schreibung (p. 51–52) betrifft, bestätigt sich die Feststellung Bonnaffés⁵, wonach die Übernahme der Anglizismen in der englischen Graphie die Regel ist. Angleichungen finden sich in der Sportpresse nur bei leicht assimilierbaren Anglizismen (*cabine-cruiser, événement, pénalty, rouf < roof, zone-presse* usw.).

Der Abschnitt «Morphologie» (p. 53–73) erweist auf dem Gebiet des Genus und des Numerus, daß die Sportanglizismen, bis auf relativ wenige Ausnahmefälle, dem englischen Vorbild gemäß verwendet werden. Im Rahmen der derivativen Morpheme scheinen uns zwei Aspekte wichtig: einmal die Tatsache, daß der Franzose die Funktionsgleichheit des englischen Morphems *-er* und seines eigenen *-eur* erkannt hat (cf. *golfer – golfeur* usw.) und nun englische Stämme mittels *-eur* suffigiert, selbst wenn ein Modell auf *-er* fehlt (*basketteur* = e. *basketball player, catcheur* = e. *wrestler* usw.). Dann, daß in ganz ähnlicher Weise das Lehnmorphem *-man, -woman* im Französischen zum ableitungsfähigen Wortbildungselement wird und auf diese Weise Pseudoanglizismen entstehen können (*crossman* = e. *cross-country runner, rallyeman* = *rally rider, rugbyman* = *rugby player, six-dayman* = *rider in a six-day race, recordman, -woman* = *record holder* usw.). Auf dem Gebiet der Nominalkomposition ist das Schema Grundwort + Bestimmungswort häufig (z. B. *un des spectateurs supporter*⁶, *driver-lauréat, jockey-driver*), wobei die Zuordnung additiv oder explikativ sein kann.

Der Abschnitt «Lexikalische Einflüsse» (p. 69 ss.) beginnt mit den direkten Entlehnungen (I), denen Beckers Hauptinteresse gilt. Bei Wordbletten ordnet er die Lehnbildung (z. B. *goal-keeper* = *gardien [de but]*) ihrem sprachlichen Muster zu. Dies gilt auch für die französischen Nominal- und Verbalableitungen englischer Stämme (*managérat, sidecariste, basketteur, -euse* usw.; *boxer, dropper, swinguer* usw.). Es folgt das Glossar (p. 74–297), das Herz-

³ Diese Intention ist jedoch nicht konsequent befolgt. So wird, zum Beispiel, unter *pressing* (p. 212–213) 1. 'drückend überlegen geführter Kampf, Druck, Ansturm', 2. 'Basketball: offensive Manndeckung, Preß-Deckung', die dem Durchschnittsfranzosen weit geläufigere Bedeutung dieses Wortes 'Dampfbüglerei' (seit Larousse 1949, cf. *FEW 18*, 98) nicht genannt.

⁴ Von denen merkwürdigerweise L. WARNANT, *Dictionnaire de la prononciation française*, Gembloux 1968, nicht eingesehen wurde.

⁵ E. BONNAFFÉ, *Dictionnaire étymologique et historique des anglicismes*, Paris 1920, p. XXII.

⁶ Femininbildung: *une charmante supporter*, dann aufgrund des Schemas *-teur, -trice: un groupe de supportrices*. – Das entsprechende Verb *supporter* erhielt durch *to support* die zusätzliche Bedeutung 'eine Mannschaft, einen Sportler unterstützen'.

stück der Untersuchung. Das selbst gesammelte Material mit Belegstellen und Belegzahlen – letztere sind für die Beurteilung eines Sportanglizismus in seiner lexikologischen Situation von kapitaler Bedeutung – ergänzt der Autor durch Hinweise auf bestehende Arbeiten (Bonnaffé, Mackenzie, Grubb usw., gelegentlich Etiemble, Grand Combe und kleinere Arbeiten sportlicher Natur). Es fehlen hingegen systematische Hinweise auf das *FEW*, das Becker natürlich herangezogen hat. Diese geringe Mehrarbeit hätte es dem Leser erspart, sich selbst im Band 18 darüber zu informieren, welche Termini oder Bedeutungen dort verzeichnet sind und welche nicht⁷. Manche Bedeutungen sind ja – zum Teil unverständlich – im Anglizismenband des *FEW* nicht angegeben. Nur ein Beispiel für viele: die heute verbreitetste Bedeutung von *sprint* ‘Endspurt’ wurde bereits von M. Scherer⁸ für 1916 registriert; sie fehlt aber *FEW* 18, 118a. Auch wären etliche Datierungen im *FEW* zu korrigieren. Offensichtlich hat Becker auch nicht immer *FEW* 18 konsultiert; so schreibt er p. 91 unter *cat-boat* «Wartburg (ohne Datierung)», im *FEW* 18, 40b, steht indessen «depuis Larousse 1922». Anderseits hätte er unter *cockpit* *FEW* 18, 44a, dahingehend ergänzen können, daß das Wort, nach Bonnaffé, 1878 erstmals im Französischen belegt ist. Sonderbarerweise hat Becker den Tennisausdruck *game* (nach *FEW* 18, 66b, seit 1905 belegt) in seinem Material nicht angetroffen, ebensowenig die Schreibweise *hockeyer* ‘Hockeyspieler’ (nach *FEW* 18, 72a, seit Larousse 1930).

In welchem Maße die französische Lexikographie die Sportanglizismen aufgenommen hat, wird zwar durch den jeweiligen Hinweis auf Robert (der Bibliographie nach zu schließen, handelt es sich um den «Großen Robert») angedeutet, doch nirgends wird eine diesbezügliche Bilanz gezogen. Für den Leser wäre es wertvoll zu erfahren, wie sich hier die Verfasser moderner französischer Handwörterbücher verhalten. Und zwar nicht diejenigen von ausgesprochenen Neologismensammlungen, sondern solche von sog. Normal- oder Gebrauchswörterbüchern⁹. Wir haben anhand des *Dictionnaire du français vivant (DFV)* von Davaud Cohen-Lallemand (Paris-Bruxelles-Montréal 1972) für die Anfangsbuchstaben A–D eine Stichprobe vorgenommen und dabei folgendes Ergebnis erzielt. Von den im Glossar Beckers angeführten Sportanglizismen gibt das *DFV* nur folgende¹⁰:

A: *amateurisme* (PR): 1 von 10.

B: *ball-trap*, *base-ball* (PR), *basket-ball*, Abk. *basket*, Abl. *basketteur* (PR), *bobsleigh* (PR), Abk. *bob*, *bookmaker* (PR), *bowling* (PR), *box* (PR), *boxe*, Abl. *boxer*, *boxeur* (PR), *browning* (PR): 14 von 41.

C: *canoë* (PR), *catch*, Abl. *catcher* (Verb), *catcheur* (PR), *challenge*, Abl. *challenger* (Subst.) (PR: *challengeur*, das Becker nicht anführt), *club* ‘Golfschläger’ (PR), *club* ‘Klub’ (PR), *colt* (PR), *corner* (PR), *court de tennis* (PR), Abk. *court* (PR), *tennis* ‘Tennisplatz’ (PR), *crack* ‘Rennpferd’, aber nicht in der Bedeutung ‘Meistersportler’ (PR), *crawl* (PR), *cricket* (PR), *cross-country* (PR), Abk. *cross*, Zusammensetzungen *cyclo-cross* (PR), *motor-cross*: 21 von 89.

⁷ Cf. jedoch weiter unten.

⁸ *Englisches Sprachgut in der französischen Tagespresse der Gegenwart*, Gießen 1923.

⁹ Cf. zum Thema R. ROHR, *Zu den englischen Wörtern in einem französischen Gebrauchswörterbuch, Festschrift für Walter Hübner*, Berlin 1964, p. 61–76.

¹⁰ In Klammern notieren wir, ob das Wort auch im *Petit Robert* (PR) verzeichnet ist. Am Schluß jeder Liste wird das Total der im *DFV* und gegebenenfalls im PR figurierenden Wörter der Zahl der von Becker registrierten gegenübergestellt.

D: *derby* (PR), *dinghy* (PR), *doper* (PR), *doping* (PR)¹¹, *dribbler* (Verb) (PR), *dribbling*, *drive* nur für den Tennissport (PR): 7 von 45¹².

Die vorstehenden stichprobhaften Zahlenverhältnisse lassen auf eine erhebliche Zurückhaltung der Lexikographen bei der Aufnahme von Sportanglizismen schließen. Diese ist durchaus verständlich, wenn man bedenkt, daß zahlreiche von Becker verzeichnete Termini auf den engsten Sportjargon und die spezialisierte Sportpresse beschränkt bleiben. Wer beispielsweise Golf spielt, weiß was ein *birdie* ‘Leistung, die um einen Schlag unter dem errechneten Wert eines Loches liegt’ ist. Dem Nichtgolfspieler ist die Existenz dieses Wortes völlig gleichgültig. Wie weit Verfasser von Gebrauchswörterbüchern hier gehen wollen, ist eine Ermessensfrage, ganz abgesehen vom sprachpflegerischen Aspekt. Erstaunlich ist aber, daß diejenigen des *DFV* Bezeichnungen von Sportarten wie *badminton* und *curling* nicht aufgenommen haben. Will man großzügiger sein, so müßte man unseres Erachtens Termini technici, die in mehreren Sportarten üblich sind und die der «Français moyen» meistens kennt, aufnehmen, zum Beispiel – immer im gewählten Rahmen A–D –: *average* (Fußball, Volleyball) in den Zusammensetzungen *goal-average* ‘Torverhältnis’, *point-average* ‘Punkteverhältnis’, *set-average* ‘Satzverhältnis’. Dies fiele um so leichter, als *avérage* bereits in der Handelssprache existiert (cf. *FEW 18*, 11b). Auch Bezeichnungen, die im Französischen kein exaktes Äquivalent besitzen, wie *betting* ‘Wetten beim Pferdesport, seltener beim Schießsport’ oder *coach* ‘Betreuer einer Mannschaft, Trainer’¹³, sollten in einem modernen Handwörterbuch zu finden sein. In allen Fällen hingegen, in denen das Französische eine gangbare Lehnbildung geschaffen hat, wäre es überflüssig, ein Wörterbuch mit den eigentlichen Anglizismen zu belasten; so genügen *championnat* statt *championship*, *coupe* statt *cup*, *entraînement* statt *training*¹⁴ u.a.m.

Im Abschnitt II des lexikalischen Teils (p. 298–323) «Lehnprägungen» scheidet der Verfasser zwischen 1. Lehnbildungen: a) Lehnübersetzungen, b) Lehnübertragungen, c) Lehnenschöpfungen, 2. Lehnbedeutung, 3. Lehnsyntax, 4. Scheinentlehnungen. Es geht also um das wichtige Problem der morphologischen und syntaktischen Integration des Fremdworts. Wie die Adaptation im Fall der Lehnübersetzung etappenweise vor sich gehen kann, illustriert sehr hübsch die Bezeichnung des Mittelstürmers: e. *centre forward* > fr. *centre-avant*, das heute nur noch in der Provinz heimisch ist und im «offiziellen» Sportjargon durch das syntaktisch auf französische Art geordnete *avant-centre* (so bei Robert) ersetzt wurde. Die Lehnenschöpfungen hingegen haben formal wie auch in der Darstellung des betreffenden Inhalts keinen Bezug zum Muster der Gebersprache. Der fremde Einfluß ist hier schwer zu bestimmen. Klarer ist die Situation bei der Lehnbedeutung, wo das englische Vorbild die französische Entsprechung semantisch anreichert und eine Polysemie erzeugt, die nur im sportlichen Kontext eine eindeutige Auflösung erfährt; so: *revenir* ‘wieder in Form kommen, aufholen’ nach *to come back*; *sauver* ‘einen Ball abwehren, sein Tor reinhalten’ nach *to save* (cf. dt. *retten*), *scientifique* ‘Techniker’ (Boxen) nach *scientific* u.a.m. Im Alinea über Lehnsyntax

¹¹ *DFV* führt ferner an: *dopage*; *dopant* (Adj., Subst.) ‘se dit d’un produit capable de doper’.

¹² Folgende Sportanglizismen A–D figurieren im *DFV* nicht, wohl aber im PR: *badminton*, *brook*, *bull-fin*, *caddie*, *canter*, *clipper*, *cockpit*, *crawler* (Verbum), *curling*, *dead-heat*, *double-scull*, *dribbleur*.

¹³ Das «synonyme» *entraîneur* beinhaltet weniger, die Zusammensetzung *entraîneur-manager* mehr als *coach*.

¹⁴ Becker weist allerdings p. 344 darauf hin, daß im Pferdesport *training* die konkrete Arbeitsleistung des Pferdes bezeichnet; dagegen wird *entraînement* vorgezogen, wenn die Trainingsleitung betont werden soll.

weist Becker zunächst auf die Voranstellung des attributiven Adjektivs hin und auf die Möglichkeit einer angelsächsischen Einwirkung bei Adjektiven, «die sinnentsprechend auch in englischen Sportblättern häufig vorkommen und deren Gebrauch wahrscheinlich von französischen Journalisten übernommen wurde» (p. 321). Eine solche ist in Fällen wie *nos modernes amazones*, *la peu résistante traverse*, *son exact sistership* wohl kaum zu bestreiten. Weniger überzeugt davon sind wir bei *sa légendaire fureur*, *sa brillante carte*, und gar nicht im Fall von *l'actuel leader de la natation française*. Hier liegen innerhalb des Französischen, je nach Voran- oder Nachstellung, zwei verschiedene Bedeutungsnüancen vor: vorangestelltes *actuel* ‘gegenwärtig’, z. B. *l'actuel président de notre société*, nachgestelltes *actuel* ‘aktuell’. – Interessant ist sodann die Transitivierung französischer Verben nach englischem Vorbild: *courir une course* nach *to run a race*, *jouer les Etats-Unis* ‘gegen die USA spielen’ nach *to play the United States*.

Wertvoll ist die Aufgliederung der Anglizismen nach Sportarten (p. 324–338), wobei die sprachlichen Neuerungen als solche, die bisher in keinem etymologischen Nachschlagewerk enthalten sind, getrennt aufgeführt werden¹⁵. Damit wird unser weiter oben im Zusammenhang mit dem *FEW* formulierter Vorwurf teilweise entkräftet. Der Benutzer wird eben die nicht unbeträchtliche Mühe auf sich nehmen müssen, «sein» *FEW* aufgrund dieser Listen à jour zu bringen. Merkwürdigerweise hat Becker die statistische Auswertung dieser Aufstellung auf das Schlußwort (p. 352–355) verspart. Den höchsten prozentualen Anteil an den ca. 1000 von Becker ermittelten Sportanglizismen weist das Golfspiel auf (24,1%). Besonders aufschlußreich ist die Tabelle, welche die Gesamtzahl der Neuerungen aufteilt nach unverändert aufgenommenen Anglizismen und nach Lehnprägungen und Neubildungen. Der lexikalische Einfluß des Anglo-Amerikanischen scheint danach im wesentlichen abgeschlossen im Tennis, Basketball, Fußball, Boxen und Pferdesport (10–33% unverändert übernommene Anglizismen, 90–67% Lehnprägungen). Eine starke lexikalische Infiltration ist dagegen im Golf (41%: 59%), Schießsport (62%: 38%) und Segel-Motorbootssport (62%: 38%) zu beobachten, was auf die soziologische Stellung dieser Sportarten zurückzuführen sein dürfte.

Der Abschnitt G «Semantik und Stilistik» (p. 339–351) behandelt Bedeutungsveränderungen (Metonymien, Verallgemeinerung und bildlicher Gebrauch), Bedürfnis- oder Luxuslehnwort und geht hier der Frage nach den Gründen des Erfolges des Sportanglizismus im Französischen nach. Sicher mit Recht sieht sie Becker in der Kürze des englischen Wortes gegenüber der Lehnübersetzung (*corner* – *coup [de pied] de [en] coin*; *drop* – *coup de pied tombé*), seiner Spezialisierung in bestimmten Sportarten (*start* beim Trabrennen und nicht *départ*, das in den anderen Sportarten üblich ist), seiner Prägnanz gegenüber den heimischen Ersatzwörtern, die bereits bestimmten semantischen Feldern angehören (*cruiser* – *croiseur*, das auch ein Kriegsschiff bezeichnet, daher: *voilier de croisière*¹⁶), endlich seiner Sportgemäßheit.

¹⁵ 57% der von Becker gefundenen Anglizismen wurden bisher noch nicht belegt.

¹⁶ In zwei aufeinanderfolgenden Artikeln zum Hochsee-Segelsport aus der Feder desselben Autors in der Wochenschrift *Le Point* vom 13. August 1973, p. 45–50, fanden wir allerdings zur Bezeichnung dieses Bootstyps zweimal *croiseur* (mit der Spezifizierung «de 9 mètres»), zweimal *voilier de croisière*, dreimal einfach *voilier*; in Zusammensetzungen hingegen: *cabin-cruiser* (Becker, p. 113–114) im Sinn von ‘Motorkreuzer’ verwendet, von den zünftigen Segelsportlern spöttisch als *promène-couillons* bezeichnet; *day-cruiser* (Becker, p. 114).

Hier die weiteren in diesen beiden Aufsätzen enthaltenen Sportanglizismen, womit wir einen Begriff von ihrer Aktualisierung in einem Kontext gewinnen: *cockpit* (seit 1878, *PR*, *FEW*, Becker, p. 101); *ketch* (seit 1666, *PR*, *FEW*, Becker, p. 170); *racer* ‘Hochseerennjacht’ (*PR*, Becker, p. 114); *racer-cruiser*, p. 221; *ocean-cruiser*); *rating* (Becker, p. 224, vor ihm nur bei ETIEMBLE, *Parlez-vous franglais?*, Paris 1964, p. 150, verzeichnet; der Verfasser hält denn auch eine Definierung für angebracht: «Le rating, c'est le compromis à faire entre la jauge d'un bateau et le règlement des courses-

Trotz mancher Wiederholungen, die sich aus dem vom Verfasser gewählten Aufbau der Arbeit ergeben und einiger störender Tippfehler¹⁷ – es handelt sich um die photomechanische Reproduktion eines Typoskripts – stehen wir vor einer sehr beachtlichen, ausgewogenen Leistung, einem Werk, das auf dem heutzutage so wichtigen Sektor des Sports eine Bereicherung unseres Wissens vermittelt und zugleich die grundsätzliche Problematik der zwischensprachlichen Beziehungen beleuchtet.

C. Th. G.



AUGUST DAUSES, *Etudes sur l'e instable dans le français familier*, Tübingen (Niemeyer) 1973, IX + 102 p. (Beih. ZRPh. 135).

Der Fall des «e instable» ist das mit Abstand heikelste Problem der französischen Phono- logie. Der Autor der vorliegenden Arbeit hat allerdings nicht versucht, eine Gesamtdarstellung zu geben oder gar eine neue Theorie aufzustellen. Er hat sich vielmehr auf folgende drei Problemkreise beschränkt:

- 1) den phonologischen Status von [ə] im Verhältnis zu /ø/ und /ö/;
- 2) die Verwendung des Stützvokals in Sequenzen von mehr als zwei Konsonanten und
- 3) die Neutralisation der Opposition stimmhafter und stimmloser Konsonanten, die eine Folge des Ausfalls von [ə] sein kann.

Als Material dienten dem Verfasser umfangreiche Befragungen, die er im Winter 1970/71 in verschiedenen Schulen von Saint-Cyr-l'Ecole und Umgebung durchgeführt hat.

Dause verwendet dabei teilweise die Fragebogenmethode, die André Martinet in *La prononciation du français contemporain* eingeführt hatte. Er hielt diese Methode jedoch nicht für ausreichend, da sie keine Kontrollmöglichkeiten bietet. Dause (p. 3) verwirft aber auch das Vorgehen von Ruth Reichstein, welche gehörmäßige Kontrollen durchgeführt hat, da auch dieses Verfahren auf subjektiven Einschätzungen beruhe. Dause entwickelte deshalb ein eigenes Verfahren, das mit beinahe homophonen Beispielsätzen arbeitet. Allerdings konnte dieses Verfahren deshalb im zweiten Teil, der sich mit dem Auftreten von [ə] in Sequenzen von mehr als zwei Konsonanten befaßt, nicht zur Anwendung kommen¹.

Dause ließ die Beispielsätze in vermischter Folge von seinen Auskunftspersonen auf Band sprechen. Später verwendete er die gemachten Aufnahmen zu einer Art Diktat, bei dem die Auskunftspersonen jeweils zwischen den möglichen Quasi-Homophonien zu unterscheiden hatten. Dieses Verfahren ist gewiß originell; es scheint mir jedoch in verschiedener Hinsicht bedenklich.

Grundsätzlich wird bei diesem Verfahren nur der individuelle Sprechakt getestet, so daß keine direkten Rückschlüsse auf das System zulässig sind. Verwechslungen brauchen in diesem Fall nicht systembedingt zu sein, sondern können äußerliche Gründe haben. Bekannt-

croisières»); *skipper* (seit 1653, *FEW*, Becker, p. 247); *spinnakers* (seit 1878, *FEW*, Becker, p. 253). Bis auf *rating*, das er kommentiert, erwartet der Journalist offensichtlich von seinen Lesern, daß sie die genannten Anglizismen verstehen. Das *DFV* registriert keinen einzigen von ihnen, der *PR* nur drei.

¹⁷ Wir verbessern nur drei Personennamen: p. 13 Haensch, p. 15 Fahlin, p. 17 Sciarone.

¹ Merkwürdigerweise akzeptiert hier Dause ohne Widerspruch die Ergebnisse der Fragebogenmethode, die er in den andern Kapiteln ständig angreift.

lich kann es auch bei einem gewöhnlichen Diktat zur Verwechslung von Quasi-Homophonen kommen. Hier waren die Bedingungen aber eher noch ungünstiger als bei einem gewöhnlichen Diktat:

- 1) Die Sätze wurden nur einmal und nicht mehrfach gesprochen.
- 2) Beim Diktat kann die richtige Form häufig aus dem Kontext erschlossen werden; hier gab es keinen Kontext.
- 3) Dauses macht dazu zwar keine Angaben, aber wahrscheinlich wurde das Band über den internen Verstärker und Lautsprecher des Tonbandgerätes abgespielt, die alles andere als HiFi-tauglich sein dürften.

Unter den Beispelpaaren, die Dauses im Text über den phonologischen Status von [ə] verwendet, befindet sich auch eines, wo wir es mit einem eindeutigen phonetischen Unterschied zu tun haben: «ce jeu ne vaut rien – ce jeune vaurien»². In Dauses' Testanordnung haben jedoch 46,9 % aller Schüler Pariser Herkunft, 64,3 % der Schüler anderer Herkunft und sogar 75 % der Lehrer zumindest in einem der beiden Fälle das Paar verwechselt (p. 32). Dies zeigt in meinen Augen, daß die außerlinguistischen Fehlerquellen bei diesem Verfahren so groß sind, daß die Resultate der Untersuchung kaum mehr ausgewertet werden können. Das ist ein sehr hartes Urteil, aber es gilt vor allem, vor der Nachahmung der hier ausprobierten Methoden zu warnen.

Da der «Diktat-test» jedoch nur eine der verwendeten Untersuchungsmethoden war, ist das vorliegende Buch keinesfalls wertlos. Im Gegenteil bringt der mittlere Teil, wo Dauses nur mit dem Fragebogen arbeitete, sogar sehr überraschende Ergebnisse. Die «Überraschungen», mit denen Dauses sonst aufwartet, scheinen mir jedoch eher eine Folge seiner anfechtbaren Methodik zu sein.

Dauses hat unter anderem die Frage wiederholt, welche schon André Martinet 1941 und Guiti Deyhime 1963 gestellt hatten, ob sich der letzte Vokal von *bois-le* wie offenes oder geschlossenes ö oder aber völlig anders ausspreche. Danach scheint die Aussprache [ø] in den letzten Jahren erhebliche Fortschritte gemacht zu haben. Sie wird von 74,2 % der befragten *lycéens* bevorzugt und sogar von 90,9 % der Schüler eines C.E.S. (p. 27s.), die ohne Zweifel einen volkstümlicheren Sprachgebrauch repräsentieren. Dabei handelt es sich hier jedoch um einen Sonderfall, denn im absoluten Auslaut herrscht heute eine allgemeine Schließungstendenz. Daß auch im Falle von *crever* und *mener* zumindest die Pariser Schüler die geschlossene Aussprache bevorzugen (p. 27), muß auf die vor /e/ häufige Vokalharmonisierung zurückgeführt werden. In den andern Stellungen dürfte die Verwechslung mit /ø/ überwiegen. Allerdings ist die Opposition zwischen /ø/ und /ö/ ohnehin in zahlreichen Stellungen aufgehoben.

Keinesfalls aber ist Dauses' Schlußfolgerung zuzustimmen: «Dans la langue courante, l'e dit instable n'est nulle part un son propre et bien distingué de ses voisins *eu* fermé et *eu* ouvert» (p. 36). Zu einer solchen Folgerung berechtigt nämlich nicht einmal sein «Diktat-test». In einzelnen Fällen, wenn auch nur in einzelnen Fällen, war bei diesem Test die Unterscheidung ziemlich eindeutig. So unterließ bloß 21,4 % der Schüler, welche nicht Pariser Herkunft sind (p. 35), wenigstens eine Verwechslung beim Beispelpaar *elle se le ~ elle seule*, während dieser Prozentsatz im Falle von *je dis ~ jeudi* auf 92,2 % kletterte. Dabei beträgt die statistische Chance, daß man zufällig zweimal richtig rät, 25 %. Dieses recht widersprüchliche Ergebnis bestätigt nur meine Zweifel gegenüber der angewandten Methode.

² Phonologisch ist der Fall allerdings weniger klar, da wir es zwar in *jeune* mit dem Phonem /ø/ zu tun haben (*jeune/jeûne*), während das [ø] von *jeu* dem Archiphonem /Ö/ entspricht.

Ähnlich verwirrende Ergebnisse zeigte der «Diktattest» im zweitletzten Kapitel, das dem Problem der Sonoritätsassimilation in vorkonsonantischer Stellung gewidmet ist. Es geht dabei um Fragen der Art, ob sich *médecin* mit [-ds-] oder mit [-ts-], *anecdote* mit [-kd-] oder [-gd-] ausspreche, oder ob sich *et d(e) faire ça, alors!* und *et t(e) faire ça, alors!* in der Aussprache noch unterscheiden. Auch hier zeigt die Fragebogenuntersuchung jedoch eindeutig, daß bloß von einer deutlichen Assimilationstendenz die Rede sein kann, nicht aber von einer eigentlichen Neutralisierung der Sonoritätsopposition.

Weil in den Fällen *des enfants plus vifs que ~ des enfants plus vives que* und *une greffe que j'ai vue ~ une grève que j'ai vue* die Verwechslungstendenz sehr wenig ausgeprägt ist (9,9 und 13,5 %), folgert Dausès voreilig (p. 79/80), daß die Reibelaute weniger zur Assimilation neigten als die Verschlußlaute. Tatsächlich wird man in diesen Beispelpaaren üblicherweise eine Satzpause vor *que* machen, so daß /ʃ/ und /v/ gar nicht in vorkonsonantische Stellung zu stehen kommen. Die Fragebogenuntersuchung zeigt diese Besonderheit recht deutlich an und beweist damit einmal mehr ihre relative Zuverlässigkeit.

Am allerwenigsten überzeugt mich das letzte Kapitel, das sich mit der Sonoritätsopposition vor Pause befaßt. Dausès geht von Weinrichs Theorie aus, wonach die Pause die phontaktische Eigenschaft eines Konsonanten habe. Aus dem Satz «Wenn stimmhafte Konsonanten in einer Sprache vor Konsonant nicht vorkommen, kommen sie auch vor Pause nicht vor» folgert er, daß die Sonoritätsopposition sich im Französischen auch vor Pause neutralisieren müßte. Das ist ein eindeutiger Fehlschluß, denn im Französischen fehlen die stimmhaften Konsonanten allenfalls vor stimmlosen Konsonanten, und auch das bloß bei einem Teil der Sprecher, nie aber vor allen Konsonanten. Dieses Beispiel kann deshalb Weinrichs Theorie weder beweisen noch widerlegen.

Die Fragebogenuntersuchung zeigt höchstens eine schwache Verwechslungstendenz bei den Schülern auf. Bei der «Diktatmethode» treten auch hier zahlreiche Verwechslungen auf. Das ist nicht verwunderlich, geht es doch im einen Fall um das phonologische Bewußtsein, im andern jedoch um das phonetische Unterscheidungsvermögen im Sprechakt, und dies noch unter eher erschwerten Bedingungen.

Damit verbleibt uns allerdings noch der erfreulichste Teil der Arbeit, das Kapitel über das «Dreikonsonantengesetz», das sich schon rein umfangmäßig als Hauptteil ausweist. Das Thema ist gewiß nicht neu; es ist jedoch meist aus eher normativer Sicht behandelt worden. Dausès' Beitrag ist eigentlich die erste größere empirische Untersuchung zum Thema. Leider beschränkt sich unser Autor auf das Verhalten von [ə] in Sequenzen von mehr als zwei Konsonanten. Die wenigen Fragen, die Martinet in seiner Untersuchung von 1941 zum Problem des stummen *e* gestellt hat, lassen noch andere Überraschungen erwarten. So wurde einerseits die Aussprache *Je m'dis* gegenüber *J'me dis* bevorzugt, andererseits aber *J'me l'demande* gegenüber *Je m'le d'mande*³.

Dausès arbeitete mit zwei verschiedenen Fragebogen, wobei im zweiten Fragebogen seine Auskunftspersonen die Auswahl hatten zwischen vier Antworten, mit denen sie den Wegfall des *e* als ihnen selbst geläufig, als gebräuchlich, als noch annehmbar oder als völlig unannehbar einstufen konnten (p. 41/42). Dieses differenzierte Verfahren hat allerdings nicht zu größerer Klarheit geführt. Hier liegt denn auch die eigentliche Schwäche von Dausès' Untersuchung. Die Häufigkeit des [ə] hängt teilweise von der Stilebene ab. Die von Dausès befragten Gymnasiasten sind deshalb keine idealen Zeugen für den Gebrauch des «*e* instable dans le français familier», wie der Titel verspricht. Ihr Zeugnis scheint mir jedoch an und für sich interessant genug.

³ ANDRÉ MARTINET, *La prononciation du français contemporain*, Genève 1971, p. 55–58.

Alle Fassungen der Dreikonsonantenregel unterscheiden ziemlich scharf nach zulässigen und unzulässigen Konsonantenverbindungen. Dauses' Statistiken stellen gerade diese Unterscheidung in Frage, indem sie alle möglichen Zwischenergebnisse belegen. So erklärten 60 % der Befragten, daß sie im Falle von *on apprend les verb' russes en ce moment* das *e* verstummen lassen, während 51,1 % angaben, im Falle von *il avait un' p'tite voiture* beide *e* nicht zu sprechen. Dabei würde man die Konsonantenverbindung *rbr* im ersten Fall wohl unbedingt zu den zulässigen rechnen, kommt sie doch auch im Wort *arbre* vor. Dagegen wäre *un' p(e)tite* im zweiten Beispiel ohne das zweite *e* auch nach dem eher großzügigen «Gesetz von Weinrich-Pulgram» unzulässig.

Beim ersten Fragebogen hat Dauses die Antworten von Lehrern und Schülern getrennt ausgewertet. Meistens sind die Abweichungen eher geringfügig. In einigen Fällen bevorzugen die Schüler die Formen ohne [ə] jedoch wesentlich häufiger als ihre Lehrer:

	Schüler	Lehrer	Differenz
nous vers(e)rons l'argent sur votre compte	56,3 %	11,8 %	44,5 %
je l'aime avec d(e) la creme	46,8 %	11,8 %	35 %
oui, je ferm(e)rai la fenêtre	75,7 %	41,2 %	34,5 %
il avait un uniform(e) vert	59,5 %	29,8 %	29,7 %
ne dit(es) rien!	51,4 %	29,8 %	21,6 %
il est professeur d(e) faculté	45 %	23,5 %	21,5 %
il ne rest(e)ra pas longtemps	74 %	52,9 %	21,1 %

Dieser Vergleich zeigt vor allem einen deutlichen Fortschritt der Aussprache ohne [ə] bei den drei Futurformen des Fragebogens. Sonst ist keine klare Tendenz festzustellen.

Der Gesamteindruck ist mithin eher chaotisch. Dauses gelingt es bloß, zwei eindeutige Tendenzen herauszuschälen:

Erstens bestätigen Dauses' Materialien die These von Pierre Léon, wonach sich [ə] unmittelbar vor dem Akzent besser bewahrt als in andern Stellungen (p. 49 ss.):

ça, c'était une énorm' gaffe	37,8 %
c'était un énorm' scandale	80 %
il ne rest' pas	17,8 %
il ne rest' pas longtemps ici	60 %
c'est un text' court	22,2 %
c'est un text' connu	40 %
c'est le text' qu'on a lu	62,2 %

Zweitens zeigt es sich sehr deutlich, daß im Innern des Wortes nach zwei Konsonanten (*farfelu, fermeté, justement, parlement*) [ə] fast immer gesprochen wird (p. 52 ss.). Auf diese Besonderheit hat auch schon André Martinet hingewiesen: «Soit le groupe graphique *-arde-*. Dans un dérivé comme *gaillardement*, le *e* se prononce; au passage d'un mot à un autre, dans *garde mon sac*, par exemple, il ne correspond normalement à rien dans la prononciation⁴.» Eine Ausnahme bilden allerdings die Futurformen, wo der zunehmende Weg-

⁴ ANDRÉ MARTINET, *Qu'est-ce que le «e muet»?* in: *Le français sans fard*, Paris 1969, p. 211–219, Zitat p. 213.

fall des [ə] offensichtlich analogischen Einflüssen zuzuschreiben ist. Im übrigen scheint mir die Sonderbehandlung von [ə] im Innern des Wortes nicht allzu erstaunlich. In den Grenzsilben des Wortes ist der Gebrauch von [ə] satzphonetisch bedingt, d.h. er hängt vom Kontext ab. Im Innern des Wortes spielt der Kontext dagegen keine Rolle; deshalb wird sich eine Einheitsaussprache leichter durchsetzen.

Jeder, der sich mit französischer Phonologie beschäftigt, wird nicht umhin kommen, Dauses' Kapitel über das Dreikonsonantengesetz aufmerksam zu studieren, obwohl dieses mehr Fragen aufwirft als beantwortet. Sehr bedauerlich ist vor allem, daß sich Dauses nur mit den Sequenzen von mehr als zwei Konsonanten befaßt; eine abschließende Bewertung der Umfrageergebnisse wäre bloß im Gesamtzusammenhang möglich. Leider verdienen die übrigen Teile der Arbeit nicht die gleiche Empfehlung. Vor allem die von Dauses entwickelte «Diktatmethode» vermag mich aus grundsätzlichen Überlegungen nicht zu überzeugen. Zu hoffen bleibt vor allem, daß die von Dauses begonnenen empirischen Untersuchungen zum Gebrauch des «*e instable*» bald eine Fortsetzung finden mögen⁵.

Jakob Wüest



DAVID GAATONE, *Etude descriptive du système de la négation en français contemporain*, Genève (Droz) 1971, 237 p. (Publications romanes et françaises 114).

Wer über den Gebrauch der Negation in der französischen Literatur des 20. Jh.s möglichst eingehende Angaben benötigt, der wird bei Gaatone finden, was er sucht. Wer jedoch glauben sollte, der Buchtitel, wo von einem «système de la négation» die Rede ist, verspreche mehr als eine im wesentlichen atomistische Darstellung der Probleme, der wird hier kaum auf seine Rechnung kommen. Es ist eindeutig, daß Gaatone seine theoretischen Erörterungen auf das strikte Minimum beschränkt hat. Nicht daß er die bestehende Literatur nicht verwertet hätte, aber seine Auseinandersetzung mit der bestehenden Literatur und auch mit seinen wichtigsten Vorgängern, Damourette und Pichon¹, deren Thesen er ablehnt, beschränkt sich auf einige eher verstreute Anmerkungen.

Inhaltlich gliedert sich Gaatones Dissertation² in vier Teile. Der erste Teil ist mit «Les morphèmes de la négation proprement dite» überschrieben und befaßt sich sowohl mit der Negation des Verbs (Typus *il ne vient pas*) wie auch mit der präfixalen Negation von Substantiv, Adjektiv und Adverb (*impuissance, non violent*, etc.). Diese Zusammenstellung erstaunt zunächst, zumal sie vom Autor nirgends begründet wird. Sie läßt sich aber durchaus vertreten. Im Anschluß an Tesnière³ scheint es mir sinnvoll, zwei Hauptarten der Negation zu un-

⁵ Angesichts des sehr hohen Verkaufspreises wäre eine etwas sorgfältigere Abschrift des Textes für den Offsetdruck wohl kein Luxus gewesen. Es geht schon etwas weit, wenn beispielsweise der Ortsname *Saint-Cyr (St-Cyr)* auf zwei aufeinanderfolgenden Zeilen (p. 5) zuerst als *St'-Cyr* und dann als *St.-Cyr* abgekürzt wird, was natürlich beides falsch ist.

¹ JACQUES DAMOURETTE – EDOUARD PICHON, *Des mots à la pensée. Essai de grammaire de la langue française*, 7 vol., Paris 1927–1956, vol. I, p. 129–146; vol. VI, p. 132–242.

² Nach den Angaben auf p. 6 handelt es sich um «la version remaniée d'une thèse de doctorat d'Université, soutenue à la Sorbonne le 29 juin 1967». Die Dissertation wurde von ROBERT-LÉON WAGNER geleitet.

³ LUCIEN TESNIÈRE, *Eléments de syntaxe structurale*, Paris 1966, p. 217ss.; Tesnière spricht von *négation nucléaire* und *négation connexionnelle*.

terscheiden. Auf der einen Seite sind jene Negationsmorpheme anzuführen, welche die semantische Nullstufe eines bestimmten Satzgliedes ausdrücken. So erfüllt beispielsweise *personne* in *Personne n'est venu* die Funktion des Subjekts.

Demgegenüber ersetzt *ne ... pas* in *Il ne vient pas* nicht einen andern Satzteil, so wie *personne (ne)* im ersten Beispiel mit *quelqu'un; Pierre, le printemps* etc. kommutiert werden könnte. Die Negation *ne ... pas* ist vielmehr eine Modalität⁴ des Verbs, dessen Bedeutung sie ins Negative verkehrt. Die Unterscheidung scheint mir grundsätzlich nötig, denn sowohl *Personne n'est venu* wie auch *Quelqu'un n'est pas venu* können als Negation des Satzes *Quelqu'un est venu* aufgefaßt werden; nur handelt es sich eben um zwei formal wie inhaltlich sehr verschiedene Negationen. Was dagegen die präfixale Negation betrifft, so ist sie dem zweiten Typ insofern verwandt, als in einem Fall wie *la non-prolifération* das Präfix *non* ebenfalls als eine Modalität des Nomens zu betrachten ist.

Insofern erscheint mir Gaatones Behandlung der beiden Negationstypen im gleichen Kapitel durchaus vertretbar. Auch formal bestehen gewisse Ähnlichkeiten. Daneben sind jedoch grundlegende Unterschiede nicht zu übersehen. In *La violence ne résout pas de problèmes* wird der Inhalt des gesamten Satzes negiert, in *La non violence résout des problèmes* dagegen nur der Inhalt von *la violence*. Das scheint mir jedoch einzig eine Folge der Tatsache zu sein, daß das Verb, wie hier besonders deutlich wird, der eigentliche Mittelpunkt des Satzes ist, im Gegensatz etwa zum Subjekt. Wesentlicher scheint mir die Tatsache, daß *ne ... pas* und *ne ... point* mit allen Verben frei kombinierbar sind, während die präfixen Bildungen wenigstens zum Teil lexikalisiert sind.

Unter den Negationspräfixen wäre nach Gaatone einzig noch *in-* mit seinen zahlreichen Varianten produktiv, aber auch dies nur noch in geringem Maße. Merkwürdigerweise rechnet er das sehr produktive *non* nämlich nicht zu den Präfixen; mir ist jedoch nicht klar, als was man dann *non* in *non-appartenance, non-pareil, non loin* usw. verstehen müßte. Es wäre wohl auch besser gewesen, diesen Gebrauch von *non* von seinen übrigen Verwendungen klar zu trennen, d.h. von seinen Verwendungen als negative Antwort (mit der kombinatorischen Variante *pas*, falls die Negation um ein Adverb erweitert wird: *Est-il poli? – Non. Pas toujours.*) sowie als Negation des einen von zwei koordinierten Satzgliedern (mit den Varianten *non pas* und *pas*: *Il s'arrête, non inquiet, mais curieux*).

Besondere Probleme stellt der Gebrauch von *pas* vor Adjektiven und Adverbien, wobei Gaatone nachweist, daß dieser Gebrauch auch in literarischen Texten bereits einen gewissen Umfang angenommen hat:

«... et sa pèlerine pas attachée était jetée avec négligence sur les épaules ...» (François Mauriac; p. 50⁵)

«C'est un monument de pas tout à fait deux mètres de haut ...» (Robert Pinget; p. 41)

Dagegen scheint Gaatone kein Beispiel von *pas* vor dem Substantiv gefunden zu haben. Ferner stellt er fest (p. 39), daß *pas* nie vor einem Adjektiv stehen kann, wenn diesem ein Quantitätsadverb voraufgeht: *une petite fille pas (très) sage*, aber nie **une petite fille très pas sage*. Freilich gibt es auch Einschränkungen im Gebrauch der andern Negationspräfixe; diese lassen sich aber nicht so leicht in Regeln fassen.

Der zweite Teil der Arbeit befaßt sich unter dem Titel «*ne et les marques redondantes de la négation*» mit recht verschiedenartigen Themen, nämlich mit dem alleinstehenden *ne* in nega-

⁴ Im Sinne ANDRÉ MARTINETS, cf. *Eléments de linguistique générale*, Paris 1967, p. 119–121.

⁵ Alle Originalzitate dieser Besprechung sind aus dem besprochenen Werk übernommen. Wir zitieren zuerst den Namen des Autors, anschließend die Seitenzahl, wo man das entsprechende Zitat bei GAATONE findet.

tiver und «expletiver» Verwendung, mit dem Gebrauch von *de* nach der Negation und außer dem mit der Negation *ni*. Wieso freilich *ni* nach Gaatone, p. 125, eine «marque de redondance de la négation» sein soll, bleibt mir unerfindlich. Ich weiß nicht, woher denn etwa im folgenden Beispiel die Negatividee kommen soll, wenn nicht zweimal vom *ni*:

«Etre le soldat ni d'un roi, ni d'un général, mais d'une idée.» (Louis Aragon; p. 125)

ni (ni ... ni) erfüllt eine doppelte Funktion der Koordination und der Negation von Satzteilen und hätte deshalb sinnvollerweise im ersten Teil behandelt werden müssen.

Der Gebrauch von *de* betrifft dagegen ohnehin die Negation nur indirekt. Ausnahmsweise befaßt sich Gaatone, p. 121–124, hier allerdings ausführlicher mit den Gründen des Gebrauchs. Er verwirft die Erklärung, wonach wir es in *pas de*, *plus de*, *jamais de* usw. mit Quantitätsadverbien wie in *beaucoup de*, *peu de* usw. zu tun hätten, da dann Fälle wie die folgenden unerklärt blieben:

«Enfin, il n'a montré de mesquinerie en rien.» (Jules Romains; p. 104)

«Nulle précaution n'a d'efficacité certaine.» (Henri de Montherlant; p. 105)

Gaatone möchte deshalb *de* als eine besondere Form des Artikels ansehen, welche eine «quantité nulle» ausdrückt. Dem ist jedoch entgegenzuhalten, daß die «Nullquantität» bereits durch die Negation ausgedrückt wird.

Zutreffender wäre *de* wohl als «Aktualisator» ohne Quantitätsangabe zu bezeichnen. Tatsächlich ist es in einem Satz wie *Il n'y a jamais eu d'orage(s)* unerheblich, ob ein einzelnes oder mehrere Gewitter gemeint sind, da ja ohnehin kein Gewitter stattgefunden hat. Bekanntlich ist jedoch im negierten Satz vor dem direkten Objekt der Gebrauch von *de* nicht ganz obligatorisch. Tatsächlich gibt es auch Fälle, wo die Singular-Plural-Opposition in dieser Stellung relevant bleibt: *Jamais je n'ai vu une femme aussi belle* ~ *Jamais je n'ai vu des femmes aussi belles*. Der gleiche Aktualisator ohne Quantitätsangabe tritt meines Erachtens auch nach den Quantitätsadverbien *beaucoup*, *peu*, *trop* usw. auf, denn es leuchtet ein, daß nach einem Quantitätsadverb jede weitere Quantitätsangabe überflüssig ist⁶.

Damit kommen wir zum Gebrauch des alleinstehenden *ne*. Da bekanntlich die französische Negation üblicherweise zweiteilig ist, liegt es nahe, das *ne* einfach als redundantes Element der jeweiligen Negation zu betrachten, wie das auch Gaatone gern tun möchte (p. 99–100). Dem stehen allerdings alle jene Fälle entgegen, wo nur ein Element der französischen Doppelnegation stehen darf. Betrachtet man deshalb *ne* als rein redundantes Element, so werden alle jene Fälle, die sich dieser Erklärung nicht fügen, zu Ausnahmen, die sich höchstens noch sprachhistorisch erklären lassen. Diese «Ausnahmen» bilden aber auch den Ausgangspunkt der verfeinerten Deutung durch Damourette und Pichon, die zwar nicht immer ganz überzeugt, die aber auch von Lucien Tesnière in modifizierter Form übernommen wurde.

Gaatone lehnt diese Theorie grundsätzlich ab (p. 8/9). Er wirft Damourette und Pichon vor, die Vitalität von *ne* überschätzt zu haben, was sicher zutrifft, ihren Interpretationsversuch jedoch nicht als solchen entkräftet. Grundsätzlicher ist der Einwand, daß auch die Theorie von Damourette und Pichon nicht alle der erwähnten Besonderheiten zu erklären vermag. Mir scheint jedoch, daß eine Theorie bereits einen wissenschaftlichen Fortschritt darstellt, wenn es ihr auch nur gelingt, die Zahl der unerklärten Ausnahmen zu vermindern. Ohnehin muß damit gerechnet werden, daß es sich bei gewissen Fällen um wirkliche Archaismen handelt, die sich nicht mehr aus dem synchronischen System heraus erklären lassen. Immerhin dürfte aber die Zahl dieser Ausnahmen nicht zu groß sein.

⁶ Anders verhält sich der Fall von *de belles cerises*, da hier die Opposition *une belle cerise* ~ *de (des) belles cerises* erhalten bleibt.

Damourette und Pichon nennen *ne*, das erste Element der «Negation», *discordantiel*, weil es eine Nichtübereinstimmung von Verbbedeutung und Wirklichkeit signalisiert. Daß der semantische Gehalt von *ne* nicht völlig negativ ist, beweisen vor allem Verbindungen wie *ne ... que* und *ne ... guère*, welche den Satzinhalt, auf den sie sich beziehen, zwar stark einschränken, nicht aber völlig negieren.

Auch das «expletive» *ne* kann als Beweis dafür gelten, daß die Bedeutung des *discordantiel* nicht diejenige einer Negation ist. Zwar kennt auch etwa das Latein eine scheinbar gleichartige Ausdruckweise in *timeo ne veniat*, ohne daß jemand behaupten möchte, das lateinische *ne* sei keine vollwertige Negation. Man darf jedoch nicht übersehen, daß im Französischen das «expletive» *ne* mit *ne ... pas* in distinktiver Opposition stehen kann: *Je crains qu'il ne vienne* ~ *Je crains qu'il ne vienne pas*. Wäre jedoch das «expletive» *ne* eine wirkliche Negation, so könnte es mit der Negation *ne ... pas* keine Bedeutungsopposition bilden. Deshalb ist das französische *ne* keine eigentliche Negation im Gegensatz zum lateinischen *ne*, mit dem man eine solche Opposition unmöglich bilden kann.

Wir wollen allerdings nicht verschweigen, daß in diesem Zusammenhang jene Fälle Mühe bereiten, wo *ne* als freie Variante von *ne ... pas* verstanden werden muß: *il n'ose (pas) le dire*. Hier dürften wir es wohl größtenteils mit Archaismen zu tun haben. Immerhin scheinen mir zwei Fälle besonders erwähnenswert. Der erste Fall betrifft die Verwendung von *ne* in rhetorischen Fragen. Nun gehört es jedoch zum Wesen rhetorischer Fragen, daß sie das Gegenteil von dem, was sie wirklich meinen, in Frage stellen. Zum Beispiel, *Qui ne l'a remarqué!* meint eigentlich *Tout le monde l'a remarqué*. Aus dieser Sicht liegt hier ebenfalls keine vollwertige Negation vor, da diese ... ja bloß rhetorisch gemeint ist. Ähnliches läßt sich vom Gebrauch des *ne* im irrealen Bedingungssatz sagen. Es gehört nämlich zum Wesen des irrealen Bedingungssatzes, daß er das Gegenteil von dem, was er aussagt, präsponniert⁷. Zum Beispiel, *Je sortirais s'il ne pleuvait* präsponniert notwendigerweise *qu'il pleut*. Im Hinblick auf den Doppelsinn dieser Konstruktion erscheint mir der Gebrauch einer abgeschwächten Negation verständlich. Allerdings bleiben damit noch die meisten Fälle von negativem *ne* unerklärt.

Es bleibt nachzutragen, daß Gaatone mit Texten von Proust, Bernanos und Aragon statistische Untersuchungen über die Häufigkeit des «expletiven» *ne* angestellt hat (p. 99). Die Ergebnisse scheinen mir interessant genug, um hier in vereinfachter Form wiedergegeben zu werden. Als Ordnungsprinzip habe ich dabei die relative Häufigkeit des *ne* in den verschiedenen Satztypen gewählt:

	mit <i>ne</i>	ohne <i>ne</i>	Prozentsatz
comparaisons d'inégalité	205	5	97,6%
à moins que	23	6	79,3%
verbes de la crainte	112	76	59,6%
verbes du doute et de la négation	16	29	35,5%
avant que	13	148	8,1%

Die Häufigkeit des expletiven *ne* hängt mithin sehr stark vom Satztypus ab.

⁷ Cf. OSWALD DUCROT, *Présupposés et sous-entendus*, *Langue française* 4 (décembre 1969), 30–43, surtout p. 40s.; GEORGE LAKOFF, *Linguistik und natürliche Logik*, deutsche Übersetzung, Frankfurt/M. 1971, p. 40.

Der dritte Teil von Gaatones Darstellung befaßt sich unter dem Titel «Les mots et groupes de mots appartenant au système de la négation» mit den Nuklearnegationen⁸. Der Autor widmet den einzelnen dieser Negationen je ein Kapitel, was mich als Darstellungsweise wenig überzeugt, da dies zu häufigen Wiederholungen führt. Merkwürdigerweise wird dagegen der Gebrauch der verschiedenen Negationen nach *sans que* am Schluß in einem eigenen Kapitel zusammengefaßt. Die übrigen Kapitel gliedern sich jeweils in zwei Teile, wobei sich der erste Teil mit dem kontextbedingten Wegfall von *ne* befaßt. Alle französischen Nuklearnegationen kennen nämlich eine obligatorische kombinatorische Variante ohne *ne*, die überall dort auftritt, wo diese Negationen nicht von einem Verb abhängen.

Einerseits können dabei die Nuklearnegationen ohne *ne* wie die Modalnegationen *pas* und *point* in nicht verbalen Sätzen auftreten, andererseits kommen sie gemäß ihrer jeweiligen Funktion auch als Satzglieder vor, und zwar *jamais*, *plus*, *guère*, *nullement* und *nulle part* als Adverbien, *personne* und *rien* als Substantive, *aucun*, *nul*, sowie *pas un* als Adjektive.

Daneben können die Nuklearnegationen ohne *ne*, zumindest nach der landläufigen Auffassung, auch in positiver Bedeutung auftreten. Gaatone befaßt sich damit im zweiten Teil der jeweiligen Kapitel. Demgegenüber hatten schon Damourette und Pichon – größtenteils mit Erfolg – zu zeigen versucht, daß es sich hierbei um gar keine Ausnahmen handelt. In ihrer Terminologie heißt der zweite Teil der Negation *forclusif*, da er sich auf Zustände bezieht, welche der Sprecher von der Realität ausschließt. Ähnliches ließe sich allerdings von jeder Negation sagen. Meines Erachtens gehen Damourette und Pichon zu weit, wenn sie dem französischen *forclusif* den Charakter einer Negation absprechen. Die französischen *forclusifs* haben jedoch die Eigenschaft, daß sie sich in ihrer Bedeutung nie gegenseitig aufheben können.

So gibt es im Französischen keine wörtliche Übersetzung für den deutschen Satz *Niemand ist nicht zurückgekehrt*, wo die Modalnegation die negative Bedeutung der Nuklearnegation aufhebt. Dagegen würde man die im Französischen geläufige Konstruktion *Il n'a jamais aimé personne* im Deutschen kaum mit zwei Nuklearnegationen wiedergeben, sondern viel eher durch *Er hat nie jemanden geliebt*.

In diesem Zusammenhang erklärt sich meines Erachtens auch die Verwendung des nuklearen *forclusif* in Abhängigkeit eines negativen Hauptsatzes:

«Je ne crois pas que personne les connaisse.» (Marcel Proust; p. 162)

Obwohl wir hier im Deutschen *Ich glaube nicht, daß jemand sie kennt* sagen müßten, scheint es mir unrichtig, von einer positiven Verwendung des Wortes *personne* zu sprechen, denn tatsächlich meint ja der Satz, daß niemand sie kennt. Dagegen würde der deutsche Satz *Ich glaube nicht, daß niemand sie kennt* dem französischen *Je ne crois pas que personne ne les connaisse* entsprechen. An diesem Beispiel läßt sich denn auch der Funktionsunterschied zwischen beiden Negationsteilen im traditionellen französischen System besonders gut aufzeigen. Im Deutschen impliziert die Präsenz eines Negationsmorphems immer die Negation der gesamten Satzaussage. Demgegenüber wird im traditionellen französischen System der negative Einfluß auf die Satzbedeutung durch das *discordantiel* gesondert signalisiert. Der Gesamtsinn hängt deshalb einzig von der Zahl der *discordantiels* ab. Damit sich die Negationen gegenseitig aufheben können, braucht es somit immer zwei *discordantiels* und damit auch zwei Sätze, da jeder Satz nur ein *discordantiel* enthalten kann. Allerdings ist es dabei nicht notwendig, daß

⁸ Nuklearnegation ist die Übersetzung von TESNIÈRES *négation nucléaire*, welche die Nullstufe eines nicht-verbalen Satzgliedes bezeichnet. Statt *négation connexionnelle* bevorzuge ich dagegen den Ausdruck Modalnegation.

der Vordersatz eine explizite Modalnegation enthält; es genügt, daß er insgesamt einen negativen Sinn ergibt:

«Il sera trop tard pour y rien changer.» (Michel Butor; p. 170)

Damit finden bereits zahlreiche Fälle der angeblich positiven Verwendung des nuklearen *forclusif* ihre Erklärung. Auch sonst scheint mir diese Verwendung begründbar. So findet man sie in Bedingungssätzen und in rhetorischen Fragen, auf deren Doppelsinn wir bereits beim alleinstehenden *ne* hingewiesen haben, ebenso in abhängigen Fragesätzen:

«Il s'est placé entre moi et la porte, je me demandais si je sortirais jamais de cette chambre.» (Georges Bernanos; p. 140)

Einerseits bildet zwar der zitierte Satz mit «... je me demandais si je *ne* sortirais jamais ...» eine scheinbare Bedeutungsopposition, andererseits läuft es jedoch aufs gleiche hinaus, in welcher Form man die Frage stellt, denn eine Frage läßt ja immer die Wahl zwischen positiver und negativer Beantwortung offen.

Scheint mir in dieser zweiten Abteilung von Fällen der Gebrauch des alleinstehenden *forclusif* durch gewisse Doppeldeutigkeiten bedingt, so haben wir es in einer dritten und letzten Abteilung mit Konstruktionen zu tun, in denen die Positiv-Negativ-Opposition aufgehoben ist. Dazu gehören die durch *sans que* (oder *sans* mit Infinitiv) eingeleiteten Konstruktionen, wo bereits die Konjunktion eine Negation impliziert.

Grundsätzlich unmöglich scheinen dagegen negative Vergleichssätze, denn man kann nur zwei Eigenschaften vergleichen, nicht aber eine Eigenschaft mit deren Abwesenheit⁹. Daraus folgt, daß die Negativbedeutung eines *forclusif* in diesem Kontext neutralisiert ist. In Komparativsätzen der Ungleichheit kann das *forclusif* außerdem vom *discordantiel* begleitet sein, das in dieser Stellung auch als «expletives» *ne* auftritt:

«Il faudrait qu'il ait joué autrefois sur la falaise, avec beaucoup plus de petits camarades qu'il n'en avait jamais connu.» (Alain Robbe-Grillet; p. 145)

Einerseits stellt dieser Satz nicht in Frage *qu'il a connu de petits camarades*, andererseits aber *qu'il en a jamais connu autant*. Diesen letztern und komplexeren Sachverhalt drückt hier offensichtlich die französische Doppelnegation aus.

Das *forclusif* tritt ferner im Relativsatz nach Superlativen auf (*le meilleur livre qu'il ait jamais écrit*), ein Gebrauch, der demjenigen der Komparativsätze vergleichbar ist, sowie nach *avant que/avant de*, wo sich das *forclusif* wiederum mit dem «expletiven» *ne* verbinden kann:

«Je ... suis rentré avant que personne ne fût levé.» (André Gide; p. 162)

Auch hier ist die Positiv-Negativ-Opposition aufgehoben.

Es liegt auf der Hand, daß mehr – wenn auch nicht notwendigerweise alle – Fälle erklärt werden können, wenn man die französische Doppelnegation nicht als festgefügte Einheit betrachtet. Allerdings erscheinen die beiden Negationsteile nur in wenigen Randfällen nicht als festgefügte Einheit, und es bliebe festzustellen, wie weit diese Randfälle den Franzosen wirklich geläufig sind. Dem jungen Franzosen, der seine Sprache lernt, muß *ne* deshalb zunächst als redundantes Element der verschiedenen *forclusifs* erscheinen. Erst in Kenntnis der oft eher literarischen Randfälle, die zunächst als unerklärbare Ausnahmen betrachtet werden dürften, kann er später zu einem differenzierteren Verständnis des französischen Negationssystems gelangen, wie es Tesnière in die Worte kleidet: «(Le français) décroche d'abord sa

⁹ Cf. auch GAATONE, p. 94, 145, 162s., 171, 176s.

pensée de la notion affirmative, puis il la raccroche à la notion négative, ce qui lui permet de nuancer le degré de la négation. C'est le discordantiel qui opère le *décrochage*, tandis que le *forclusif* opère le *raccrochage*¹⁰.» Diese Einsicht dürfte jedoch vielen Franzosen verschlossen bleiben, zumal sie vom traditionellen Grammatikunterricht in keiner Weise gefördert wird. Die Vorstellung, daß *ne* keine eigene Funktion hat, ist sicher weit verbreitet. Deshalb fällt es denn auch heute im volkstümlichen Gebrauch meistens weg. Insofern kann man Gaatones Interpretation nicht als eigentlich falsch bezeichnen; da sich sein Buch jedoch weitgehend mit jenen Randfällen befaßt, in denen die französische Doppelnegation nicht als festgefügte Einheit erscheint, erweist sich sein Ausgangspunkt als wenig fruchtbar.

Damit verbleiben mir nur noch wenige Schlußbemerkungen. Gaatones Buch enthält zwar noch einen kurzen vierten Teil, der sich mit den Verstärkungselementen der Negation befaßt, der aber kaum zu Bemerkungen Anlaß gibt. Anerkennend bleibt festzustellen, daß sich bei Gaatone einige strukturalistische Ansätze finden, die aber nicht konsequent durchgeführt werden. So sind jene Teile, die sich mit der «positiven» Verwendung der *forclusif* beschäftigen, mit Titeln wie «*jamais/ne ... jamais*, opposition distinctive» überschrieben. Unter diesen Titeln dürfte er dann aber nicht Fälle behandeln, wo eine Neutralisierung vorliegt, auf die er teilweise selber hinweist. In einem Anhang (p. 211s.) zeigt Gaatone ferner auf, daß in Fragesätzen die Negation eigentlich nur eine stilistische Funktion erfüllt; daraus zieht er jedoch keine Konsequenz.

Die bislang ausführlichste Darstellung der französischen Negation – auch nach Meinung Gaatones, p. 205 – war diejenige von Damourette und Pichon. Leider fällt der Vergleich mit dieser Darstellung nur teilweise zugunsten Gaatones aus. Vom Problem der Negationspräfixe abgesehen bietet unser Autor inhaltlich recht wenig Neues, was allerdings auch kaum zu erwarten war. Interpretatorisch bleibt er dagegen häufig hinter Damourette und Pichon zurück. Damit soll in keiner Weise die Zuverlässigkeit dieser Arbeit bezweifelt werden, hinter der eine beachtliche Fleißleistung steht, stammen doch die Belege aus nicht weniger als 120 literarischen und einigen nicht-literarischen Werken. Schließlich ist auch noch die Sorgfalt der Drucklegung zu loben, zumal das Buch zu einem sehr vernünftigen Verkaufspreis gehandelt wird.

Jakob Wüest



SUSANNE SCHMIDT-KNÄBEL, *Die Syntax der -ant-Formen im modernen Französisch. «Adjectif verbal», «Participe présent» und «Gérondif»*, Bensberg (Schäuble Verlag) 1971 (Romantik 1), X – 330 p.

Die vorliegende Kölner Dissertation¹ ist offensichtlich unter der Leitung von Harald Weinrich entstanden, dessen Grammatiktheorie die Autorin uneingeschränkt übernimmt. Es handelt sich bei dieser Theorie um eine Weiterführung des Modells von Lucien Tesnière, wobei Tesnières Prinzipien der Valenz und der Translation mit Martinets Prinzip der Expansion verbunden werden. Charakteristisch für die Schule Weinrichs sind auch die literarischen Exkurse, die hier allerdings etwas «aufgeklebt» wirken, sowie die Bedeutung, welche den Wortstellungsproblemen zugemessen wird. Größtenteils erweisen sich dabei die verwendeten Me-

¹⁰ TESNIÈRE, *op. cit.*, p. 225.

¹ Cf. *RJ* 21 (1970), 15. – Das Buch enthält leider keine Angaben über seine Entstehung.

thoden struktureller Syntax als außerordentlich fruchtbar, obwohl sie von der Autorin nicht immer mit der notwendigen Konsequenz angewandt wurden.

Die traditionelle Grammatik unterscheidet zwar ebenfalls zwischen einem adjektivischen und einem verbalen Gebrauch der *ā*-Formen (*adjectif verbal* und *participe présent*); sie hat jedoch den Unterschied zwischen beiden Formen nie mit der notwendigen Eindeutigkeit definiert. Untersucht man jedoch die vorkommenden *ā*-Formen auf ihre möglichen Ergänzungen, so ergeben sich zwei grundsätzliche Ergänzungsarten, die sich gegenseitig ausschließen: Die *ā*-Formen können entweder mit den charakteristischen Ergänzungen eines Adjektivs oder mit denjenigen eines Verbs auftreten. Daraus ergibt sich die Möglichkeit, *adjectif verbal* und *participe présent* allein auf Grund ihres Kontextes eindeutig auseinanderzuhalten. Im einzelnen findet man folgende, nicht miteinander vermischbare Ergänzungsmöglichkeiten.

In *adjektivischer Verwendung* verbindet sich die *ā*-Form mit folgenden adjektivischen Ergänzungen:

- a) dem Steigerungsmorphem: *la période la plus florissante*.
- b) der Negation in den beim Adjektiv gebräuchlichen eingliedrigen Formen *non*, *pas* und *point*:
«on pourrait trouver un nouveau mari *point* gênant» (Stendhal; p. 51)².
- c) dem Adverb und den zur Ergänzung der Adjektive gebräuchlichen Adverbialien:
«ainsi vous avez assisté à un de ses sermons? dit Clélia *toute tremblante de bonheur*» (Stendhal; p. 58).

Zu den typisch adjektivischen Ergänzungen der *ā*-Formen gehört aber auch das *Genus*- und das weitgehend nur noch graphische *Numerus-Morphem*, das die genannten adjektivischen Ergänzungen obligatorisch begleitet.

In *verbaler Verwendung* verbindet sich die *ā*-Form dagegen mit folgenden verbalen Ergänzungen:

- a) der Negation, die hier in der beim Verb üblichen zweigliedrigen Form auftritt:
«quelques-uns même qui s'étaient levés avant l'aube, *n'ayant pas* vu clair à se faire la barbe, avaient des balafrés en diagonal sous le nez» (Flaubert; p. 157).
- b) den «Zweit- und Drittfiguren»³, die sich mit dem entsprechenden Verb verbinden lassen:
«le monocle du marquis de Forestelle était minuscule ... et, obligeant à une crispation incessante et douloreuse l'œil où il s'incrustait ... il donnait au visage du marquis une délicatesse mélancolique» (Proust; p. 155).
- c) den zur Ergänzung der Verben gebräuchlichen «circonstants» (Adverbien, Adverbialien und Adverbialsätzen):
«le petit maigre, grelottant, quoique en principe ce soit l'Anglais le grelotteur, avait repris son dialogue» (Beckett; p. 155).

² Alle hier zitierten Originalsätze sind aus der besprochenen Arbeit übernommen. Wir zitieren zuerst den Namen des Autors, anschließend die Seitenzahl, wo sich der Beleg bei Frau SCHMIDT-KNÄBEL findet.

³ «Erst-, Zweit- und Drittfigur» sind die Übersetzung von TESNIÈRES «prime, second et tiers actants». Im wesentlichen entspricht diese Unterscheidung der traditionellen Unterscheidung zwischen Subjekt, direktem und indirektem Objekt.

d) einer Tempusangabe, die sich hier auf die Opposition ‘unvollendet’ ~ ‘vollendet’ beschränkt: *recevant le cadeau* ~ *ayant reçu le cadeau*.

Dem müßte allerdings beigefügt werden, daß sich in gewissen Fällen die möglichen verbalen und adjektivischen Ergänzungen überschneiden. So könnte *les lacs transparents, brillants comme des miroirs* durchaus auch verbal umschrieben werden mit ... *qui brillent comme des miroirs*. Im Zweifelsfalle ist es jedoch immer naheliegender, die *ā*-Form, die an Stelle eines Adjektivs auftritt, als Adjektiv aufzufassen, und der Sprachgebrauch verfährt denn auch entsprechend. Deshalb zeigen etwa die *ā*-Formen, die keine andere Ergänzung bei sich haben, immer das Genus-(Numerus-)Morphem als eine Art minimaler Ergänzung. Man kann deshalb sagen, die *ā*-Form sei eine stets ergänzte Form, wobei die Ergänzung im Maskulin (Singular) allerdings ein reines Nullmorphem ist (cf. p. 46s.).

Nun lassen sich die *ā*-Formen jedoch nicht nur nach ihren möglichen Ergänzungen ordnen, sondern auch danach, welche Satzteile sie selber ergänzen. Die Darstellung, welche Frau Schmidt-Knäbel von diesem zweiten Problemkreis gibt, ist jedoch weit weniger überzeugend ausgefallen. Die Autorin unterscheidet die Verwendung der *ā*-Formen als Adjektiv und als Adverb. Adjektiv und Adverb sind dabei allerdings nicht als «Wortarten» zu verstehen, sondern als Funktionsklassen. Als Adjektiv wird mithin jede lexemhaltige Expansion eines Substantivs bezeichnet, was vom Adjektiv im traditionellen Sinn bis zum Relativsatz geht. Eine ähnliche Sinnerweiterung erfährt auch der Begriff «Adverb», wobei das Adverb jedoch eine Expansion sowohl des Verbs wie des Adjektivs wie auch eines andern Adverbs sein kann.

Die *ā*-Formen treten jedoch nie als Ergänzung von Adjektiven und Adverbien auf, wie wohl Frau Schmidt-Knäbel das Gegenteil behauptet. Ihre Beispiele sind meines Erachtens allesamt anders zu interpretieren. So haben wir es im folgenden Fall nicht mit der adverbialen Ergänzung eines Adverbs, sondern mit der Abfolge zweier Adverbien zu tun:

«le couvercle reste ouvert en grand, à la renverse, son bord antérieur reposant sur la toile cirée» (Robbe-Grillet; p. 209).

Die Weglaßprobe zeigt nämlich, daß grundsätzlich beide Adverbialergänzungen weglassbar sind, so daß von keiner Abhängigkeit gesprochen werden kann. Wie man dagegen im folgenden Beispiel den «gérondif» als Expansion des Adjektivs *premiers* verstehen kann, bleibt mir einfach rätselhaft:

«enfin la connaissance lui revint, et ses premiers mots en levant ses paupières furent: Je ne suis donc pas morte» (Diderot; p. 242).

Auch was die Unterscheidung zwischen der adjektivischen und adverbialen Verwendung der *ā*-Formen betrifft, stimme ich leider nicht mit der Autorin überein, nach welcher adjektivische Verwendung nur dort vorläge, wo die *ā*-Formen unmittelbar vor oder nach dem Bezugs-Substantiv stehen, nicht aber etwa im folgenden Fall:

«le comte était à sa droite à trois pas de distance, pâle, défait et tellement tremblant qu'il fut obligé de chercher un appui» (Stendhal; p. 151).

Wenn jedoch *tremblant* hier ein Adverb ist, dann weiß ich nicht mehr, was dann die «Adjektive» *pâle* und *défait* sein sollen. Vielmehr scheinen mir solche Fälle zu beweisen, daß die adjektivischen Ergänzungen auch am Anfang oder Ende eines Satzes stehen können, von ihrem Bezugswort losgelöst, das üblicherweise die Erst- oder Zweitfigur ist.

In einem Satz wie «elle le trouva finissant une troisième vue de la tour Farnèse» (Stendhal; p. 239) bezieht sich *finissant* eindeutig auf die Zweitfigur *le*. Wäre jedoch die *ā*-Form eine Ergänzung des Verbs, so bliebe die Konnektion zwischen *ā*-Form und Zweitfigur unerklärlich.

Allerdings stellt sich dann die Frage, wie die *ã*-Form mit Erstfigur etwa im folgenden Fall interpretiert werden soll:

«depuis longtemps il réfléchit, assis, le regard perdu, *les bras ballants*» (Malraux; p. 200).

Man versteht sehr gut, daß die Autorin versucht war, diesen Fall analog zum vorangehenden zu interpretieren. Da die *ã*-Form mit Erstfigur jedoch nur als adverbiale Erweiterung des Verbs verstanden werden kann, mußte sie beide Fälle adverbial interpretieren. Aus den erwähnten Gründen scheint mir dies jedoch im ersten Fall unzulässig.

Auch sonst verwendet Frau Schmidt-Knäbel den Begriff des Adverbs in einer unverständlich weitgefaßten Weise, indem sie selbst die prädikative Verwendung in Wendungen wie *c'est effrayant* und die Tempusparaphrasen vom Typ *il va (en) diminuant* bei den adverbialen Verwendungen der *ã*-Formen einreihet (p. 159–170, 239–242). Derartigen Interpretationen wird man schwerlich zustimmen können.

Als adverbiale Ergänzung des Verbs würde ich somit nur die genannten *ã*-Formen mit Erstfigur betrachten, die man als eine Art verkürzter Umstandsätze verstehen kann, sowie den «gérondif», die *ã-ã*-Form. Für diese Einteilung spricht insbesondere die Tatsache, daß die *ã-ã*-Form wie jedes Adverbale durch *c'est ... que ...* hervorgehoben werden kann:

«ce fut en discutant cette grande question que le prisonnier trouva le sommeil à une heure fort avancée de la nuit» (Stendhal; p. 246).

Demgegenüber wäre es unmöglich, eine *ã*-Form oder auch ein Adjektiv auf diese Weise hervorzuheben (**C'est discutant ...*). Die hier vorgeschlagene Einteilung hat außerdem den Vorteil, daß sie den Unterschied zwischen den *ã-ã*-Formen und den *ã*-Formen ohne Erstfigur deutlicher macht, als dies der Verfasserin gelingt.

Im übrigen ist die *ã-ã*-Form eine immer verbal ergänzte Form, sofern sie überhaupt ergänzt ist. Sie kennt allerdings keine Tempusunterscheidung wie die *ã*-Formen. (Bildungen wie **en ayant dormi* kommen nicht vor.) Außerdem wird die *ã-ã*-Form nie von einer Erstfigur begleitet. Die traditionelle Grammatik verlangt allerdings, daß das Verb des Hauptsatzes und des davon abhängigen «gérondif» vom gleichen Subjekt «regiert» werde. Frau Schmidt-Knäbel (p. 247–250) zeigt jedoch, daß dies längst nicht immer zutrifft, z.B.:

«et tout cela me roulait dans la tête en m'habillant» (Marivaux; p. 248).

Die Erstfigur fehlt also nicht bloß darum, weil sie schon bekannt und ihre wiederholte Nennung deshalb überflüssig wäre. Die *ã-ã*-Formen kennen kein grammatisches Subjekt.

Diese funktionellen Untersuchungen ergänzt die Autorin durch statistische Untersuchungen über den Gebrauch der fraglichen Formen im Redezusammenhang, wobei ein bemerkenswert umfangreiches Textmaterial quantitativ verarbeitet wurde⁴. Untersucht wurden Wortstellung, Frequenz, Länge und Informationsgehalt der Formen, wobei allerdings angenommen wurde, daß der Informationsgehalt proportional zur Länge der Form zunimmt. Außerdem stellt die Autorin die Verwendung der *ã*-Formen der Tempusverwendung gegenüber, wobei sie mit Harald Weinrich zwischen Tempora der besprochenen und erzählten Welt unterscheidet⁵. Dabei zeigt sich, daß die vorangestellten *ã*-Adjektive und die *ã*-Formen mit

⁴ Man bedauert fast, daß Frau SCHMIDT-KNÄBEL bei ihren Lektüren nicht auf CLAUDE SIMONS Roman *La Route des Flandres* gestoßen ist, dessen Stil sich durch einen geradezu exzessiven Gebrauch der *ã*-Formen auszeichnet.

⁵ Cf. HARALD WEINRICH, *Tempus. Besprochene und erzählte Welt*, Stuttgart 1971. Tempora der erzählten Welt sind die sogenannten «Vergangenheitstempora» (imparfait, passé simple, plus-que-parfait, conditionnel [futur dans le passé], passé antérieur usw.), Tempora der besprochenen Welt alle andern.

Erstfigur sich vorwiegend mit den Tempora der «besprochenen Welt» verbinden. Dagegen stehen die Tempora der «erzählten Welt» häufiger bei den *ā*-Adjektiven in verbaler Verwendung, den *ā-ā*-Formen und jenem *ā*-«Adverb», das meines Erachtens vielmehr ein *ā*-Adjektiv in freier Stellung ist. Eine Erklärung dieser merkwürdigen Distribution wird allerdings nicht versucht. Dafür erfährt man nebenbei einiges über den Tempusgebrauch in einer Anzahl von Werken.

Die andern Ergebnisse der statistischen Untersuchungen sind naturgemäß weniger überraschend ausgefallen. Was die Frequenz betrifft, so erweisen sich sämtliche *ā*-Formen als wenig volkstümlich; sie treten vor allem in literarischen und technischen Texten auf. Bei der Länge der *ā*-Formen werden auch die Ergänzungen mitgerechnet, so daß sich die *ā-ā*-Formen als die durchschnittlich kürzesten herausstellen, weil sie häufig nicht weiter ergänzt werden (p. 254s.). Was dagegen die Wortstellung betrifft, so erweist sich die Stellung des *ā*-Adjektivs unmittelbar vor dem Bezugssubstantiv eindeutig als seltener als die Nachstellung (p. 78ss.). Die übrigen *ā*-Formen stehen dagegen meist am Anfang oder Ende des Satzes und nur ganz selten zwischen Erstfigur und Verb.

Insgesamt halte ich diese Arbeit für sehr lesenswert, da es der Autorin gelingt, eine Theorie der *ā*-Formen aufzustellen, die mehr überzeugt als bisherige Darstellungen. Leider läßt die Durchführung bisweilen zu wünschen übrig. Teilweise handelt es sich nur um Kleinigkeiten. So geht aus der Bibliographie der Textquellen nicht hervor, welche Ausgaben benutzt wurden. Daß die Autorin die generative Transformationsgrammatik völlig unerwähnt läßt, nehme ich nicht sonderlich tragisch. Eher stoße ich mich an gewissen phonologischen Transkriptionen wie /dəkùptrəkəlät/ (p. 27)⁶ mit einer Akzentsetzung, die vielleicht der Aussprache der Autorin entspricht, jedoch kaum sehr französisch ist. Zu weit grundsätzlicheren Einwänden gibt jedoch der Aufbau der Arbeit Anlaß.

Frau Schmidt-Knäbel untersucht nacheinander die *ā*-Adjektive, die *ā*-Adverbien mit oder ohne Erstfigur und die *ā-ā*-Formen, was natürlich zu zahlreichen Wiederholungen führen mußte. Es hätte bereits zur Übersichtlichkeit beigetragen, wenn man die funktionellen Untersuchungen von den statistischen getrennt hätte, was einer Unterscheidung zwischen Sprache (*langue*) und Rede (*discours*) entsprochen hätte. Nicht wenig verwirrt hat mich zunächst auch, daß schon in der Einleitung die grundsätzliche Unterscheidung zwischen adjektivischer und verbaler Ergänzung eingeführt wird, daß im ersten Teil dann aber wieder davon ausgingen wird, sie sei noch unbekannt. Es ist wirklich schade, daß die Autorin ihre im Grunde sehr erfreuliche Arbeit in eher halbfertiger Form in Druck gegeben hat.

Jakob Wüest



THOMAS MONTGOMERY y SPURGEON W. BALDWIN, *El Nuevo Testamento según el manuscrito escurialense I.1.6*. Edición y estudio, Madrid (Silverio Aguirre Torre) 1970, 647 p. (Anejos del Boletín de la Real Academia Española 22).

1. La bienvenida que ya dimos a *El evangelio de S. Mateo según el MS escurialense I.1.6* publicado por T. Montgomery (NRFH 17 [1962], 338–351 y BHisp. 72 [1970], 412–420), puede extenderse a la edición del resto del N.T. según el mismo MS (al que en adelante nos

⁶ Auf der gleichen Seite fehlen mehrere Transkriptionszeichen. So wird an einer anderen Stelle *de coupe très collante* sogar als /d kùptrək qt/ transkribiert! Solche Fehler sind um so erstaunlicher, als die Satzüberwachung sonst gut ist.

referiremos como E6). El investigador norteamericano lo saca ahora a la luz en colaboración con otro estudioso de la misma nacionalidad, ya discípulo suyo, S. Baldwin. Felicitamos a los dos autores por haber llevado a cabo un trabajo de tanta mole, en el que la reproducción del texto se acompaña a un loable intento de penetrar hasta el modelo latino, y a una presentación más manejable del contenido. Un índice de los libros neotestamentarios no hubiese estado de más, ya que el hecho de que éstos se subsigan en el orden al que nos ha acostumbrado la Biblia sexto-clementina no puede sospecharse de antemano. Hubiera sido deseable también un estudio más extenso de la fonética, morfología y sintaxis que, persiguiendo los mismos fines que las secciones correspondientes del *Evangelio de S. Mateo* (al que en adelante nos referiremos como Mat.), los hubiese ampliado y completado.

Para un intento de encuadrar el tomo dentro del desarrollo medieval de la Biblia latina, y de desentrañar la relación entre los MSS que contienen partes del romanceamiento que aquí se nos presenta, remito a mi otra reseña escrita para *Iberoromania*. Aquí dedicaré algunas observaciones a la transcripción.

2.1. El texto está copiado con bastante fidelidad, incluso con errores evidentes, que se corrigen en el glosario (como *estrannas* Fil. 2:1 por *entrannas*, y *nino* ICor. 13:11), o allí se consignan entre signos de interrogación (cf. *escasses* IICor. Pról. s.v. *escasso*; en la copia posterior, Esc. I.1.2 [E2]: *escassos*), o al pie de página (como el feísimo «del le la fe» Hech. 24:24; v. q. Jn. 11:48, IICor. 7:11 gl.; Fil. 4:1, frente a IIPe. 2:12, Ap. 2:10), o se indican solo (cf. *engando* IIPe. 2:14 por *engannando*), o no se indican ni subsanan (como en «más trecientos dineros» Marc. 14:51, donde E2 transcribe correctamente: «m. de t. d.»; v. q. *baron* Stg. 4:15, que en el glosario aparece como *baxon*, y bajo el cual posiblemente se oculta *bafón*, ¿ del mismo tema que *baferio*, cuya documentación di en *RFE* 63 (1970), 141, o posiblemente *burón* (cf. *aburar*)?)² Otro error que podrá corregirse guiándonos también por E2

¹ Los acentos de las citas sacadas de la edición han sido suplidos por mí para hacer el texto algo más inteligible. Por lo mismo pongo *j* por *i* consonántica. En el curso del trabajo empleo las abreviaturas gramaticales corrientes y, además, algunas bibliográficas: 1. = léase, sig. = siguiente, s.v. = sub voce, v.q. = vide quoque, ICrón. Gral. = 1^o *Crónica General*, LBA = *Libro de Buen Amor*, Vg. = Vulgata, gl. = glosa. Las siglas de los libros bíblicos son también las corrientes, pero algunas las pongo algo más extensas porque la brevedad de las de B. y M. (y que han venido adoptándose en las Biblias españolas recientes) son causa de confusiones, p. ej., entre He. (Heb.) y Hch. (Hech.); cf. Hech. 12:15, en realidad Heb. o entre Ti (Tim) y Tit.

² Hubieran podido corregirse fácilmente los sigs.: «*hedifican*» ICor. 10:23, l. «*non h.*» (con E2); *sannaron* Heb. 11:34, l. *sanaron*; *no* Hech. 17:19, l. *nos*; *aquel* Rom. Pról. l. *a a.*; *scenofactoria* Hech. 18:3, l. *scenofactoria*; *la* Stg. 2:14, l. *a la*; *la o* IPe. 1:7, l. *loa* (así en E2); *Atemas* ITes. Pról. *Onesino* Fil. Pról.; «que algunos están aquí non gostarán muert» Marc. 8:39, supliendo *que* ante *non*. Señalo, además, algunos errores de transcripción o de imprenta que afectan al texto, indicando para mayor brevedad solo la lección del MS: *maldexieron* 6:38; *e. ciego* 52; *inoios* Marc. 5:33; *maldeexist* 11:21; *quadrant* 12:42; «librados fuessemos» Luc. 1:74; *pavor* 5:25, según la norma adoptada debería escribirse *pauor*; *sierra* 9:37; *sano* 7:21; *estauan* Jn. 2:6; *la* 19:23 (por *lo*); *primero* 32; *si las* 21:25; *he* Hech. 15:16; *espiritu* 15:8; *fagas* 16:28; *quel* 22:29; *el* 24:18; *feuza* 28:15; *acabada* Rom. 12:2; *enfermo* 14:1; *redempcion* ICor. 1:30; *sacrificadas* 8:1; *solo* 9:2; *despues* ICor. 11:34; *falla* 13:8 gl.; *enbarguen* 14:27 gl.; *abrir* 15:52; *se* IICor. 2:15 gl.; *seruidores* 3:6; *desechados* 4:9; *conuusco* 4:14; *uiuos* 6:9; *bendicion* 9:5; *cosa* Gal. 5:10; *fiziesse* Ef. 1:9; *aprouechedes* Fil. 1:27 gl.; *palaura* Col. 4:3; *seer* ITes. 1:6; *acompañaduos* Heb. 6:12; *sin* 12:1 gl.; *maia* 12:6; *trasladadores* Stg. Pról. Están equivocados algunos de los números, p. ej.: Hech. 11:10 al pie de p. 309, l. 11:11; IICor. 12:2 s.v. *desque*; Fil. 14:1, pie de p. 345, l. 4:1; Tit. 2:11, pie de p. 372, l. 2:10; Ap. 6:3, pie de p. 427, l. 6:4. En la p. 137 l. XIX por XXI; en el aparato, en la p.

es *segunda que* II Pe. 1:14, 1. *segund de que*. Al final de I Pe. (5:13) el texto, incompleto por el emparejamiento de las columnas, rezaría: «que sodes en el nuestro Señor Jhesu Christo, Amen».

B. y M. intervienen rarísimamente en la grafía (en Rom. 12:1, leen *seruimiento* por *serruimiento*, pero dejan intactos *alend* Stg. 3:4, *aneio* Luc. 5:39, *escodrinat* Jn. 5:39, *missma* Ef. 4:13). Una unificación de criterios hubiese sido saludable. No me atrevería, sin embargo, a sugerirles que leyesen «su madre» Heb. 11:23 por «so madre», por haber vacilación entre *so* y *su* para el gén. m., y esporádicamente también para el f.; en el A.T. se lee «tos malhe- trías» Is. 47:12.

El escrupulo a veces servil de la transcripción hace que nos fijemos con cierto reparo en algunas de las poco numerosas enmiendas introducidas en el texto: aparte *masma* Rom. 9:21, eliminado con razón a favor de *massa*, que aparece así en 11:16 (estamos demasiado lejos de ár. *mašmur*, que *DCELC* cita s.v. *mazmorra*). En I Pe. 2:25 no veo que haya que corregir *erras* (¿ como *pago de pagar* o *quito de quitar*?) en «assí cuemo ouejas erras», ya que pudo existir, junto con la forma corriente, que en el S. XIII es *erradio* (se da, p. ej., en I Crón. Gral. 335 b 13). En Heb. 1:12 la lección del MS *es mismo* por *idem* no debería ponerse en duda.

Algo incongruente parece corregir «to quanto» Hech. 10:39 para que se lea «todo q.», si en Rom. 11:11 se conserva, acertadamente, «de to en todo». Por tal lectura, dicho sea de paso, podrán leerse versos como «Dezidle de to en todo que de oy en siete días ...» LBA 1072a, regularizando el número de las sílabas.

Recudirá Marc. 12:34, trasformado en *recudiera*, no representa una forma usual en el MS, pero quizá no hubiera estado de más recordar el lat. vg. *-iram* que R. Menéndez Pidal señala en conexión con el leonés *-ira* (*Manual*, § 118.2). Observaré de paso que en la conjugación del verbo *requerir* afecta al tema el mismo fenómeno que en *recudirá* afecta a la terminación: *requieren* Prov. 28:5 y pássim, hoy *requieren*.

Sabés Gal. 4:13 (¿ manifestación temprana de pérdida de la sonora?) queda eliminado; B. y M. corrigen *sabe[de]s*³. (En la ed. los [] sirven para suplir; no se hace uso de < >). Para «apparejat la carrera de Dios; endereçat las su [léase sus] semdas» Marc. 1:3, donde en el MS se lee *appareiar*, recordaré «agora con todo coraçon e con la boca loat e bendezir el nombre de Dios» Ecli. 39:41 (si leo bien), y en el NT remitiré a Col. 3:22, I Pe. 3:8-9 y a Tit. 3:1-2, y II Pe. 1:5, donde el mismo fenómeno aparece en el discurso indirecto⁴. Tampoco comprendo la corrección «que sirvamos a mensis» Hech. 6:2 por «ministrare mensis» para que se lea «q.s. a meses» [?]. Si bien es verdad que la transliteración de este tipo afecta generalmente a nombres propios (cf. «en Philipis» Fil. 1:1), pudo darse aquí también (¿ acaso por alguna frase en uso entre estudiantes?). En «temiendo Pedro que ellos ...» Gal. 2:13 no

309, l. 11:11; en la p. 345, l. 4:1. En el glosario pueden subsanarse los errores sigs.: p. 464, última línea, súplase Tit. ante 2:3; p. 487 s.v. *aquend*, táchese «final»; p. 503 s.v. *campana* l. aut.; p. 510 s.v. *cinquaesma*, l. *Pentecostés*; p. 511 s.v. *costrar*, l. *cobro*; p. 526 s.v. *cuesta*, l. *guardare*; p. 544 s.v. *ebrayco*, l. *ebraigas*; p. 545 s.v. *empos*, l. «Generalmente se escribe *en pos*»; p. 557 s.v. *escot* l. Col. 3:11; p. 559 s.v. *desque* II Cor. 12:2 no corresponde; en p. 560 s.v. *espiritu*, l. *espirito*; p. 567 s.v. *fruent* l. Ap. 7:3; p. 570 *gradus* aparece en Tim. 3:13, no en Luc.; p. 574 s.v. *iuso* Hech. 2:14, l. 19; p. 607 s.v. *preygo* l. *preigan*; p. 624 s.v. *segund*, l. *segund* Col. 2:8; p. 631 s.v. *sotener* l. *sotener* y no *sostener*; s.v. *suso* l. 3:31.

³ A propósito de formas verbales advertimos que B. y M. señalan *feches* Hech. 7:26, p. 451, pero no *diges* Stg. 4:15.

⁴ Posiblemente ha de contarse en ello con la influencia del infinitivo con valor imperativo del propio original (aunque no en estos pasajes); cf. F. BLASS, A. DEBRUNNER y R. W. FUNK, *A Greek Grammar of the New Testament*, Chicago 1962, § 389.

sugeriría «t. P. a ellos» sino «t. P. aquellos», aunque probablemente se trata de un error de transcripción (E2: «t. a P. que ellos»).

Otras enmiendas las sugieren B. y M. a pie de página. Así, a propósito de «Tamquam occisum» Ap. 5:6, se preguntan si habría que leer «cuemo si's oviesse muerto» en lugar de «c. si'l o. m.»; yo preferiría «c. si'l oviessen m.», suponiendo omisión de tilde en el MS.

2.2. La frecuente referencia a las enmiendas que se observan en el propio MS hacen suponer un encomiable cuidado paleográfico. Pero no veo lo que B. y M. entienden por «otra mano», ya que lo que varía en buena parte de los casos es únicamente la fijeza de la tinta; en otros, la identificación de una o varias manos se complica con el problema de las manos que intervienen en la confección del códice.

2.3. Nuestros editores se refieren a veces al MS E2, que, como ya tuvimos ocasión de señalar en 2.1, apoya algunas enmiendas. En la mayoría de los casos, sin embargo, las correcciones pudieron ocurrírsele al propio copista del códice más reciente; así en ICor. 11:9, donde, en correspondencia con una omisión en E6, éste no escribe: «mas la muger» según Vg., sino: «nin l.m.», al parecer por analogía con la forma negativa del primer estico. Pero ¿qué haremos, p. ej., en IIPe. 1:20, donde un *primeramente* respaldado por Vg. se halla en E2 y no en E6? ¿o en Ef. Pról. donde *Ticio* E2 se acerca más a lat. *Tythicus* (cf. PL 192.169C) que a *Tito* E6? La relación entre los dos MSS se impone como interrogativo previo.

3. El latín que se trasluce debajo de nuestro texto (*autumnum* por *ieiunium* Hech. 27:9, debajo de *otoño*, *concupiscentia* por *conscientia* 23:1, debajo de *copdia*) explica *facibus* Jn. 18:3, leído como «*fascibus*» y vertido con ‘porras’; por lo cual ésta es una mala lectura más que una «traducción errónea» (cf. el glosario s.v. *porra*). V. q. *BHisp.* 72 (1970), 414. Más sobre ello en otro lugar.

Hubiese sido útil proseguir el examen de la traducción en cuanto tal, ya esbozado para Mat. No veo en qué consiste la mala interpretación de Jn. 12:38 (cf. el glosario s.v. *oydo*), ni por qué *fechizo* no corresponde a *fictilis* IICor. 4:7 (en cambio *amonestador* Stg. 3:17 por *suadibilis* se explica como una posible confusión con *amonestadero*); o por qué *acaecer* traduce mal *accidere* en Marc. 6:21, y menos aún por qué *desacuerdo* es traducción equivocada de ‘apostasía’ en IITes. 2:3, o cuál es la duda acerca de *atapar* IICor. 3:14. *Mast* por *scapha* Hech. 27:16 sería metonimia más bien que «traducción errónea»; pero en el contexto, la frase «obtinere scapham» posiblemente sugería «retener el mast» como denominación de maniobra náutica⁵.

No diría que la versión «de quo non possimus reddere rationem concursus istius» Hech. 19:40 – «Cuemo no aya hý cosa de que nós podamos dar razón ni acabamiento ninguno», sea un «pasaje oscuro que se aparta bastante de la Vulgata», ni propondría para *acabamiento* la ac. ‘fallo judicial’; tras adelantar «concursus istius» reduciéndolo a *j*, el romanceador desdobra *ratio* completando *razón* con el sust. deverbal (de *acabar*, en una ac. que nos es más familiar para *recabar*).

4.1. La transcripción es casi paleográfica, ya que refleja, o se esfuerza por reflejar (sin moldes especiales), no sólo la letra, sino también la mecánica de la grafía, dando de la misma explicaciones esporádicas y parciales⁶.

⁵ Para una representación gráfica de *retener el mast* cf. la ilustración n. CXLIII en L. RANDALL, *Images in the Margins of the Gothic Manuscripts*, Berkeley, 1966.

⁶ Cf. «Cuando es mayúscula la consonante inicial de *yo*, se escribe como *I*: ICor. 3:6» p. 449 (lo que podría sugerir que no sucede lo mismo en otras palabras; v.q. *BHisp.* 72 (1970), 412), o

Por no reconocer el valor fonético de los signos, B. y M. incurren en discrepancias entre el texto y el glosario (*llaniendo* Mat. 16:20 y *llandredes* Luc. 6:25 → *llaner* aunque *ni* represente el sonido palatal)⁷; establecen falsas oposiciones: «*afiamiento/afijamiento* doc. en 1490» (como si se tratara de dos fonemas distintos); v. q. la voz *punnimiento* Rom. 11:8, que dan como no documentada, aunque conocemos de sobra la forma posterior *pungimiento*, o determinan demasiado tajantemente el valor fonético: «*annochecer* con geminada [ç o palatal?] Marc. 13:35, Luc. 24:29». Y ¿qué diremos de *anneblamiento* Jer. 30:60 o *alluiar* Hech. 27:28?

4.2. Los signos diacríticos no son suficientes para evitar al lector vacilaciones enfadadas. Cf., p. ej.: «Pues castigarel e dar le de mano» Luc. 23:16, donde prefiero leer *castigaré'l y dar l'é* para que no se repita en el texto impreso el mismo error ya cometido por los copistas «poder la fe saluar» Stg. 2:14, donde el contexto pide «p. l'a l.f.s.». La decisión de prescindir de los acentos gráficos ha evitado a los editores no pocas dificultades (especialmente en los nombres propios), pero se las crea al lector⁸. El uso de las mayúsculas es harto mecánico para ciertas palabras, como *Espírito* o *Espíritu*, esporádico y arbitrario para otras (cf. «ellos mio Pueblo» IICor. 6:16), y no se sustrae a ciertas incongruencias (cf. «sodes christos» Marc. 9:40 con «assí agora son fechos muchos Ante Christos» IJn. 2:18).

4.3. El deslinde de las palabras no siempre es homogéneo. B. y M. se proponen seguir las formas más usadas del MS (p. 63). Tal fidelidad, no realizada siempre (*enante*, que en el MS y en el glosario aparece unido, en Mat. 24:25 y Rom. Pról. se transcribe *en ante*), *Delanteponer*, que refleja el MS: «non se delantepone» por «non est ambitiosa» ICor. 13:5, contrasta con «*delant andantes*» Rom. 3:75, también del MS, y con la enojosa separación de prefijos incontestables como en *sobre pujant* Ef. 3:19.

La grafía «impresionista», o sea no guiada por un estudio sistemático (yo escribiría, p. ej. *si non* en nexos como: «No uos prenda tentación sinon la humanal» ICor. 10:13) pasa al glosario con el desdoblamiento de *además* y *a demás* (s.v. *demás*) con una diferenciación semántica no justificada, en los términos en que allí se plantea. El tenerse que buscar *arriba* bajo *riba* sirve para aclarar ciertas dudas con respecto a MSS medievales (cf. M. R. Lida en *Rom.Phil. 10* [1956], 25), pero refleja una grafía analógica, *a riba* Luc. 13:11 (como otras locuciones con *a*).

«*Cibdat* en lugar del normal *ciudat*, Ap. 14:20 y con frecuencia en este libro» p. 509; huelga advertir que la alternancia es entre *b* y *v*, representada desde la escritura uncial como *u*. En el glosario, s.v. *beudo*, B. y M. explican incidentalmente: «La *u* que alterna con la *b* ha de considerarse como consonante»; lo que daría pie para suponer que en palabras como *uida* donde no hay tal alternancia, la *u* fuera vocal. También explican: «Se da -*ur-* en *beuredes...* pero este grupo se evita en *escrivire* (sic)» p. 452-453, con una incongruencia en la dicción y transcripción que confunde al lector no iniciado (y también al iniciado, si pensamos en *nieu*, *Razón de amor* 79 y a las interpretaciones a que ha dado pie; cf. *RomPhil. 19* [1965], 39).

⁷ También observaremos que *loguer* está sacado de «el loguer de su pecado» Rom. 1:27 (frente a *lloguer* o *lluguer* en los demás casos).

⁸ Al lado de casos en que la fonética les guía por la diptongación «*diezmos ... dezmo*» Heb. 6:9, o por la apócope o ausencia de ella: «E si yo fuer alçado de tierra, todas las cosas tirare a mi mismo» Jn. 12:32, hay otros muchos bastante molestos, de ambigüedad; cf., p. ej.: «Cobdiando el heredar la bendicion» Heb. 12:17, «Desseando uos cobdiciosa mientre» ITes. 2:8; «En esto connocemos si amamos ... si amaremos a Dios» IJn. 5:2, «Sin nos regnades, e al mio grado assi regnaredes por que nos regnemos conuusco» ICor. 4:8; «mas de loor a Dios» IPe. 4:16. La falta de acentos va pareja con la separación de los prons. átonos; cf. «Oy te en tiempo conuinent, e ayude te en el dia de salut» IICor. 6:1.

4.4. La interpunción está colocada independientemente del MS, menos en uno que otro caso; cf. «Yo limpio des aquí; uo me a los gentiles» Hech. 18:6, donde el punto y coma refleja una análoga puntuación en el códice. Discrepo también en Jn. 8:7 en cuanto al uso de los paréntesis, ib. 19:23; en Luc. 4:7 dudo de la conveniencia de poner coma tras el pron. pers., aunque sea enfático: «Pues tú, si a mi aorares, tuyo será todo». En Fil. 4:8 «y a» ('y á', suplido para indicar existencia) va con lo que precede. Otras muchas discrepancias menores en Col. 3:15, Jud. 2:13 y pássim, y sobre todo en los prólogos y argumentos, que los editores no parecen haber cotejado en cada caso con los originales latinos. Ad Gal. (p. 314), p.ej., tal lectura sugiere un corte entre «¡O locos los de Galacia!» y «Pues...»; más abajo (p.315), prefiero leer *Depues*. En el argumento ad Col. (p. 346) «por su preigación» debería unirse a lo que precede; cf. PL 192.172.

Espero que estas notas y unas apostillas más que dedicaré al glosario en otro lugar puedan tener alguna utilidad, al margen de un esfuerzo ingente en su objeto y ejemplar en el tesón de su cumplimiento.

Margherita Morreale